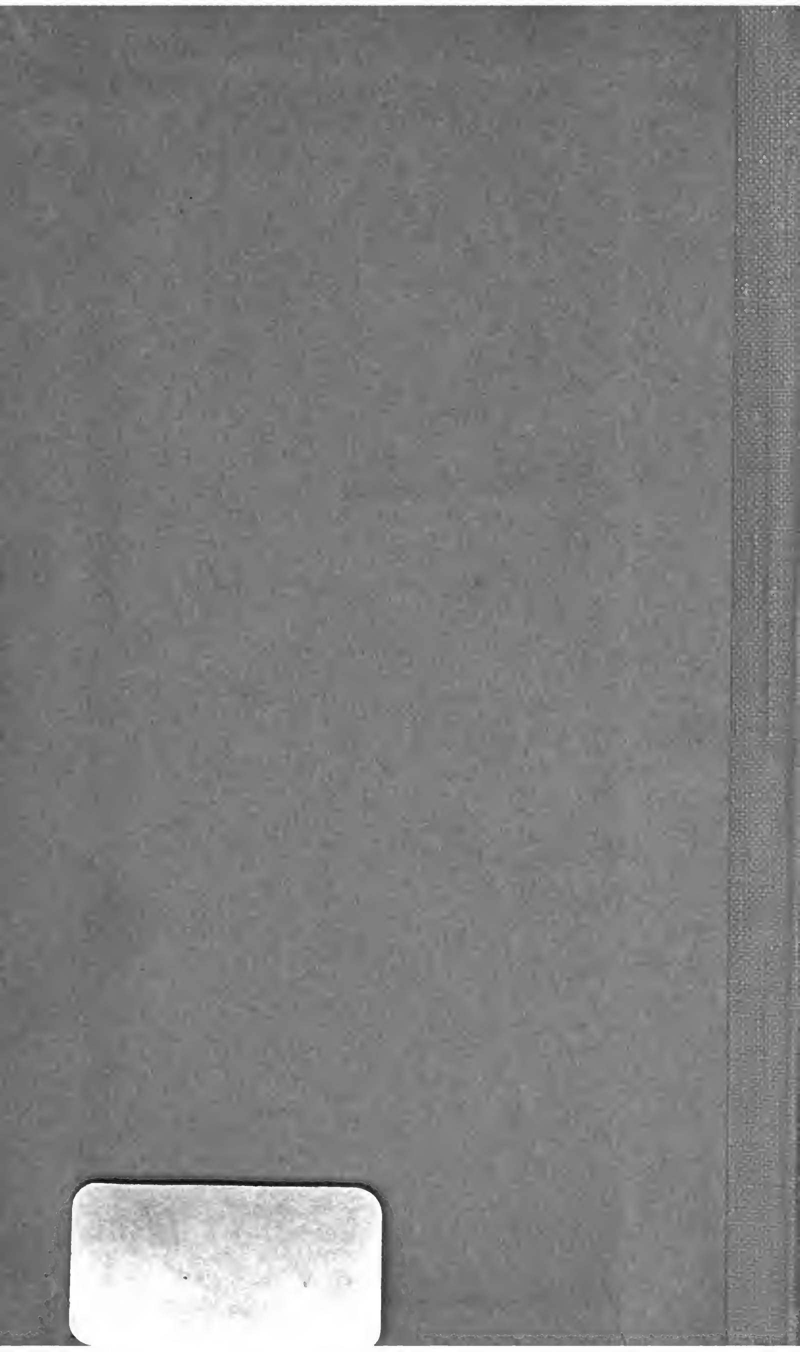



ENG
Jones



Durch den Schwarzwald.

Von

Wilhelm Jensen.

Dem Prachtwerk „Der Schwarzwald“ entnommen.

Zweite Auflage.



Leipzig,
C. F. Amelangs Verlag.
1903.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Als mir die Verlagshandlung den Auftrag erteilte, das vorliegende Werk für eine neue Herausgabe durchzusehen, handelte es sich hauptsächlich um die im Laufe der Zeit in topographischer wie in touristischer Beziehung nötig gewordenen Änderungen. Dieser Gesichtspunkt hat denn auch bei der Durchsicht und den dabei vorgenommenen Streichungen und Ergänzungen im Vordergrunde gestanden, während im übrigen der Text möglichst unangetastet geblieben ist. Die Arbeit war eine um so erfreulichere, als nirgends ein Widerspruch mit dem Verfasser vorlag, auch da nicht, wo sich dem mit dem Schwarzwaldgebiet Vertrauten bei der Durchsicht des Textes bezüglich einiger Hauptpunkte Zusätze, vom Standpunkte des unbefangenen Touristen aus, gewissermaßen aufdrängten. Auch hier war es mein Bestreben, diese Ergänzungen mit Rücksicht auf das Ganze möglichst im Sinne des Verfassers zu halten. So kann man wohl die Verjüngung des Prachtwerkes zur Ausgabe in handlicher Form, ohne Bilder, aber mit ausführlichem Register zum Aufsuchen des reichen Inhalts, mit Freuden begrüßen. Nun kann das Buch seine alten Freunde überallhin, auch in die Sommerfrische, begleiten! Doch auch viele neue

Freunde wird es sich dazu erwerben und wohl manchen von diesen auch dem großen Prachtband mit seinem reichen, fein ausgeführten Bilderschmuck zuführen. Das ist mein aufrichtiger Wunsch, den ich dem vortrefflichen Buche, welches ich durch näheren Umgang nur immer mehr schätzen lernte, mit auf den Weg geben möchte.

Leipzig, im Mai 1900.

Alexander Alkier.

Die nördlichen Eingangspforten in den Schwarzwald. 

> Die Steinwand an dem Felseneck,
> Wo Pfriem' und Ginster ranken,
> Sie baut ein sicher Waldversteck
> Zur Birschjagd auf Gedanken
> Den Wipfel hoch die Tanne hebt,
> Im Winde schwankt die Birke,
> Und Gottes goldne Sonne schwebt
> Still über dem Bezirke;
> Ein harziges Gedüfte
> Durchwogt die warmen Lüfte.
>
> Jos. Vict. v. Scheffel: „Frau Aventiure".



Demjenigen, den der Bahnzug von Norden her durch das Rheinthal auf Karlsruhe zuführt, winkt von abgerundeter geringfügiger Bergkuppe ein weithin sichtbarer Turm den ersten Gruß des Schwarzwaldes entgegen, das hohe, alte Gemäuer auf dem „Burgberg" bei der Stadt Durlach. Die Vorgeschichte des Turms wie des Ortes zu seinem Fuß liegt im Dunkel ferner Vorzeit. Mutmaßlich war der erstere eine Römerwarte des Dekumatenlandes oder steht auf den Fundamenten einer solchen und sah auf eine römisch-keltische Niederlassung „Duriacum" herab. Jedenfalls ist die Stadt eine der ältesten des Rheinthals und war, an der Pfinz belegen, dem ehemaligen Pfinzgau zugehörig. Die Geschichte thut ihrer im 11. Jahrhundert als eines Dorfes Erwähnung, im 12. ward in einer ihrer Gassen, die danach noch heut „Königsgäßchen" heißen soll, Herzog Konrad von Schwaben ermordet. Bald darauf verlieh Kaiser

Friedrich II. sie als „Eigengut“ an die Markgrafen von Baden; die ernestinische Linie der letzteren erhob sie im 16. Jahrhundert zu ihrer Residenz und benannte sich nach ihr „von Baden-Durlach“ (die sogenannte „untere Markgrafschaft“). Infolgedessen blühte das Städtchen auf — eine markgräfliche „Schulordnung“ aus jener Zeit ist von eigentümlicher, trefflicher Art, und schon 1529 ward hier eine Luthersche Bibelübersetzung gedruckt —, doch der Dreißigjährige Krieg reckte seine grimmigen Fänge auch über Durlach aus. Nach der Schlacht bei Nördlingen ward es von Tillyschen Mordbrennern eingenommen und verwüstet, die mit Jagdhunden nach den in die Wälder unter den Schnee geflüchteten Einwohnern und besonders Einwohnerinnen spürten. Das Ende des 17. Jahrhunderts brachte — selbstverständlich — eine vollständige Zerstörung der Stadt durch die Verheerer der Pfalz unter dem General Melac mit sich. Von der ganzen Ortschaft blieben nach dem „Durlacher Brand“ des Jahres 1689 nur fünf kleine Häuser übrig, und die Stadt mußte völlig aus Schutthaufen neu auferstehen. Dann verlor sie ihre frühere Bedeutung gänzlich, als im Anfang des folgenden Jahrhunderts der Markgraf Karl Wilhelm seine Residenz von ihr nach Karlsruhe verlegte. So ist Durlach heut ein stiller Vorort des letzteren, aber dennoch nicht so geringfügig, wie es von der Bahn aus erscheint. Um das 1689 wieder erbaute Schloß lagert ein fester städtischer Kern mit mannigfachem Straßengezweig; schöne, freundliche Gärten umgeben besonders den südlichen Außenrand. Auch die Wirtschaft zum „Amalienbad“, nahe dem Bahnhof, bietet höchst angenehmen, luftig-schattigen Gartenaufenthalt, mit anmutiger Ländlichkeit verbunden.

Auf dem Weg zum Turmberg am oberen Stadtende legt ein mächtiger Felsblock neben dem Rande eines winzigen Wasserlaufs durch seine Inschrift: „Anno 1672, 19. Sept. ist dieser Stein ein Halbstund

wegs vom Gewesser hergefloz worten," Zeugnis von der kaum glaublichen Kraft eines hoch angeschwellten, für gewöhnlich fast wasserlosen Sturzbaches ab. Der Fußpfad zur Berghöhe hinan führt nicht ohne Mühsal über 538 Steinstufen empor, denen sich noch 114 im Innern des Turmes hinzugesellen. Beschwerdelos hebt dagegen in wenigen Minuten eine Drahtseilbahn zu der Wirtschaft auf dem Gipfel hinauf. Wer Zeit besitzt, einen Zug in Durlach zu überschlagen, sollte den Besuch dieser ersten Schwarzwalderhebung nicht versäumen; eine Stunde reicht dafür aus, da man, besonders an schönen Nachmittagen, nicht lange auf den Abgang eines Drahtseilzuges zu warten braucht.

Der sogenannte „Durlacher Turm" gehört im Grunde nicht zu Durlach, sondern zu dem nördlich unter ihm belegenen, schon im 9. Jahrhundert als Besitztum des Klosters Weißenburg im Elsaß genannten Dorfe Grötzingen, welches im 12. Jahrhundert „Grafen von Gretzingen" besaßen. Diese waren Herren der Burg, die im 13. Jahrhundert an die Markgrafen von Baden kam und den Sitz des Markgrafen Rudolf I. bildete, doch 1281 von seinem Namensvetter König Rudolf I. (oder dem Bischof von Straßburg) erobert und zerstört wurde. Das Schloß scheint seitdem kaum recht wiederhergestellt worden zu sein; es verfiel jedenfalls rasch, so daß schon im 16. Jahrhundert nur noch der Turm stand.

Der Blick von der Platte desselben umfaßt bei klarer Sicht eine weite Rundwelt. Im Norden gewahrt er über der Einkerbung des Pfinzthales die Rücken des „Neckargebirgs" gegen den Odenwald hin; westwärts ragt aus der Ebene der gewaltige, vierfach betürmte Dom von Speier, und die „schwarze Gloriole" unablässig aus zahllosen Schloten aufqualmender Rauchmassen deutet die Lage Mannheims. Da und dort blickt der Rhein durch seinen Pappel- und Weidenkranz, das Hardtgebirg der Rheinpfalz hebt sich hinter

ihm in schöner Linie, nach Südwesten staffeln die Vogesen sich langsam an. Vom hohen Schwarzwald dagegen gewahrt man noch nichts; nach Süden und Osten scheint der Blick fast wie über ebenes, nur leicht gewelltes Land hinzugehen, mit endlosen Wäldern, zumeist von Laubholz bedeckt. Doch täuscht dieser Eindruck; von unten gesehen stellt die scheinbare Fläche sich als ein langer, niedriger Bergstrang dar, der, gerade von Norden nach Süden laufend, den Turmberg mit dem eigentlichen nördlichen Schwarzwald verbindet.

Über die Dächer von Durlach drunten gen Westen fortgehend trifft der Blick auf eine am Bahnhof beginnende, schnurgerade, eine Stunde lange Pappelallee, an deren unterem Ende das Glimmern der Sonne auf mannigfachen Türmen, großvorragenden und ein Gewirr bildenden niedrigeren Häusern eine verhältnismäßig weitausgebreitete Stadt anzeigt. Noch vor zwei Jahrhunderten hätte das Auge dort nichts als dichten Wald gewahrt, aus dem nur eben bemerkbar der Kirchturm und das (1689 gleichfalls von den Franzosen eingeäscherte) markgräfliche Schloß des angeblich um eine markgräfliche Mühle entstandenen Städtchens Mühlburg aufragten. Ungefähr in der Mitte zwischen diesem und Durlach lag das im Jahre 1110 vom Grafen Berthold von Henneberg gestiftete, später zu einem fürstlichen Schloßsitz und Ökonomiehof umgewandelte Kloster Gottsau. Wo vom letzteren sich der tiefe „Hardtwald" bis nach Mühlburg erstreckte, dehnt gegenwärtig sich Karlsruhe, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, aus.

Die Zerstörung Durlachs und ein Begehren nach ländlicher Ruhe weckten im Anfang des 18. Jahrhunderts in dem Markgrafen Karl III. von Baden (die beiden lange getrennt gewesenen Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden waren wieder zur Vereinigung gelangt) den Gedanken, sich in der Einsamkeit einen Wohnsitz zu erbauen. Im Jahre 1715 begann

er mit der Verwirklichung dieses Planes, der Sage nach an einer Stelle, wo er, von der Jagd ermüdet, eines Tages im Walde in Schlaf gefallen war. Der Schloßbau ward rasch und zum größten Teil nur aus Holz aufgeführt; der Markgraf äußerte später, da seine Lande fast immer der Schauplatz des Krieges seien, würde es unklug gewesen sein, viele Kosten auf einen Ort zu verwenden, der so leicht ein Raub der Flammen werden könne. Auch wolle er lieber, daß man von ihm sage, er wohne übel und sei schuldenfrei, als daß es heiße, er habe ein prächtiges Residenzschloß erbaut und stecke voller Schulden. Indessen lieferten auch die badischen Landstände ansehnliche Beisteuer zu den Kosten, und so vermochte der gelehrte Prorektor Johann Caspar Malschius zu Durlach in seinen „Mußenächten" („noctes vavicae") bald zu singen:

„Quae nuper late fuit horrida sylva, repente
Facta fuit, Carolo principe, digna domus."

Das nämliche besagte eine Inschrift am Eingange jenes ersten alten Schlosses: „Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Thiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Creatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehren. Allein das Volk kam auch herbei und baute, was du hier siehest. Also keine Ruh, solange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche du, wann du nur willt, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1728."

Also schon dreizehn Jahre nach der Grundsteinlegung des Schlosses hatten sich so viele Ansiedler hinzugezogen, daß der Markgraf sich zur Niederschrift der obigen Klage veranlaßt sah. Sein Wunsch war gewesen, einen Sommerruheplatz für sich zu finden (daher der Name „Karlsruhe"), doch mußte er sich sehr bald darein fügen, neben dem Residenz*schloß* auch eine Residenz*stadt* aus dem Waldgrund aufwachsen zu sehen, und in der That zeigt ein Grundriß der Stadt

Karlsruhe dieselbe bereits im Jahre 1722 dem Wesentlichen nach in der gegenwärtigen, seltsam-fächerartigen Gestaltung, an der das Schloß den Heftknauf darstellt.

Es berührt eigen, wenn man heut, jener alten, einen Anhauch des 18. Jahrhunderts mit sich bringenden Inschrift gedenk, durch die Straßen geht und sich vorstellt, daß die Urälterväter des jetzigen Geschlechts als Kinder erst die Begründung der heutigen Hauptstadt Badens gesehen. Allerdings ist Karlsruhe auch gegenwärtig keine Großstadt, sondern eine ruhige, mittelgroße Stadt von 90000 Einwohnern, in dieser Zahl, wie an Handel und Wandel Mannheim nachstehend. Doch der fürstliche Hofsitz, die Regierung und Vereinigung der höchsten Landesbehörden, ihre Bedeutung als Stabsquartier des XIV. Armeecorps, die starke Garnison (drei Regimenter), die Technische Hochschule, die Kunstschulen, das Hoftheater haben zusammenwirkend der Stadt den obersten Rang unter denen Badens erworben; sie bildet einen Anziehungspunkt und Aufenthaltsort für zahlreiche Fremde, weist eine Fülle stattlicher öffentlicher und Privatgebäude auf und besitzt in der Kaiserstraße, der längsten Durchmesserlinie (mit elektrischer Straßenbahn) eine an großstädtisches Wesen erinnernde Hauptader des Verkehrs. Vom östlichen Ende führt (mit einer Dampflokalbahn) die genannte Pappelallee nach Durlach, berühmt oder berüchtigt durch ihre schnurgerade Richtung und merkmallose Gleichartigkeit, die schon manchmal Anlaß gegeben, daß ein fröhlicher nächtlicher Wanderer zwischen beiden Städten, der unterwegs eine unvermerkte Umdrehung gemacht, wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückgekommen.

An öffentlichen Sehenswürdigkeiten besitzt Karlsruhe außer der Kunsthalle mit ihrer Gemäldegalerie, dem Residenzschloß, dem neuen erbgroßherzoglichen Palais und anderen Gebäuden eine Anzahl Denkmäler, darunter die der Dichter Hebel und Scheffel und das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I.; geschichtlich inter-

essant ist eine Steinpyramide als Gruftdenkmal des im Jahre 1738 verstorbenen Begründers der Stadt, des Markgrafen Karl, auf dem Platz, wo die erste Stadtkirche gestanden. In Bezug auf Naturschönheit befindet sich Karlsruhe keineswegs arm, wie es dem Vorüberfahrenden irrtümlich erscheinen mag. Der große Schloßpark enthält wundervolle Plätze und Wege, noch immer tritt im Norden halbbogenförmig der manche Stunden weite Hardtwald mit seinen Buchen und Eichen unmittelbar bis an die Stadt heran, und südlich führt die Beiertheimer Allee mit uralten, nur leider stark abgängigen Prachtbäumen, vielfach von Malern bewundert und benutzt, nach dem Dorf Beiertheim (1110 „Burten"). Gleich den Bergen mangelt dagegen das Wasser sehr; in weiter Entfernung rinnen nur die im Sommer fast ausgedörrten kleinen Läufe der Pfinz und Alb vorüber, doch führen häufige Bahnzüge die Erfrischungsbedürftigen der Residenzstadt in einer kleinen halben Stunde nach dem Rheinbade bei Maxau.

Wir haben Karlsruhe nur mit einem flüchtigen Überblick gestreift; es ist die Hauptstadt des Landes, wie Durlach es vor ihr für einen Teil desselben gewesen, doch mit dem Schwarzwald steht es im Grunde außer allem Zusammenhang, bildet lediglich durch seine Eisenbahnen einen Knotenpunkt, von dem aus sich in Kürze die Eingangspforten in die nördliche Gebirgshälfte erreichen lassen. Ein besonderer Grund macht es vorteilhaft, uns zuerst nach Osten, dem Hauptteil des „württembergischen Schwarzwaldes", zuzuwenden, denn derselbe sondert sich in hervorstechender Weise von der eigentlichen Masse des Gebirges, gestaltet sich zu einer von der letzteren seitab liegenden, wenigstens was die Thäler der Enz und Nagold angeht, kaum mit dem hohen Schwarzwald verbundenen Welt. So kehren wir auf der Bahn von Karlsruhe nach Durlach zurück, biegen bei diesem mit dem Zug zur Rechten ab an vielen freundlichen Dorfstationen des Pfinzthales vorüber, durchbrechen in einem

Tunnel bei Ispringen (1365 Uspringen) die vorgelagerte Bergwand, gelangen damit unter dem Rücken der Wasserscheide zum Neckar hindurch und in etwa einer Stunde von Karlsruhe aus zu der ziemlich tief zwischen rundum ansteigenden Geländen eingesattelt sich bergenden Stadt Pforzheim, einer der industriereichsten und geschäftigsten des badischen Landes, an Bewohnerzahl den nächsten Rang nach Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und Heidelberg einnehmend.

Pforzheim, urkundlich zuerst 1085 erwähnt, bekundet dem Blick die Herstammung seines Namens von porta, stellt gleichsam eine dreifache Zugangspforte zum Schwarzwald durch die Thäler der Enz, Nagold und Würm dar; ein nah von einer Anhöhe herabragender unzweifelhaft römischer Wartturm legt Zeugnis für eine Ansiedlung an dieser Stelle im Dekumatenland ab. Der berühmte Humanist Johannes Reuchlin ward 1455 hier geboren, und wie er selbst sich in „Capnio“ gräzisierte, hatte er die Marotte, den Namen seiner Vaterstadt von dem Trojaner Phorkys herleiten zu wollen, doch bemerkt schon Matthäus Merian (im 17. Jahrhundert) dazu: „Ist aber zu beförchten, die Trojaner seyen hieher nie kommen.“ Etymologisch wird der Name vielfach als „Porta Hercyniae“ erklärt, wogegen wohl das einfache porta mit später angefügtem fränkischem „heim“ näher liegt. Merian liefert ein Bild der Stadt mit festen Ringmauern und vielen, ungewöhnlich schmalen und spitzen Kirch- und Klostertürmen; die letzteren erläutern sich allerdings dadurch, daß Pforzheim von mittelalterlichen Zeiten her nicht weniger als acht (sechs Mönchs- und zwei Frauen-)Klöster besaß. Mit Durlach abwechselnd war es lange Residenz der badischen Markgrafen; eine Bildsäule auf dem Marktbrunnen soll den Markgrafen Ernst († 1588), den Urheber der durlachischen Linie, darstellen. Die Schloßkirche enthält noch ein Standbild des seinerzeit vielberühmten, wohl auch berüchtigten Markgrafen Albrecht

Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, des Gegners Kurfürst Moritz' von Sachsen auf dem „Peiner-Felde", sowie ein Medaillonbild des badischen Markgrafen Georg Friedrich mit den Namen in der Schlacht bei Wimpfen (1622) gefallener Pforzheimer. Vierhundert derselben hielten angeblich damals die siegreiche Übermacht der Kaiserlichen unter Tilly so lange auf, daß sie ihrem Herrn die Rettung ermöglichten. Leider scheint diese Heldenthat lediglich auf der poetischen Erfindung eines im Jahre 1788 von dem damaligen Pforzheimer Bürgermeister Deimling veröffentlichten dramatischen Gedichtes zu beruhen, dessen Urheber auch selbst seine dichterischen Zuthaten nicht verhehlte. Der Pforzheimer Stadtpfarrer Brombacher hat einen Rettungsversuch der Mythe angestellt und die gänzlich fehlenden Berichte der vielen, sonst höchst redseligen Quellen des 17. Jahrhunderts und der eigenen Schreiben des Markgrafen Georg Friedrich durch eine Kirchenbuchstatistik zu ersetzen versucht.

Merian benennt Pforzheim „eine feine, wolgebawete Statt"; jetzt kann man ihr nach mancher Richtung die Bezeichnung einer modern-eleganten, selbst hier und da prächtigen beilegen, obwohl sie sich auch mannigfach noch Altertümliches, z. B. auf dem „Lindenplatz" zwischen Enz und Nagold vielhundertjährige herrliche Linden, bewahrt hat. Weitbekannt sind die Tausende von Arbeitern beschäftigenden, fast zahllosen Goldwarenfabriken, welche Pforzheim den Namen der „Goldstadt" eingetragen, sie aber auch mit zahlreichen sozialdemokratischen Elementen angefüllt haben. In Bezug auf Wirtschaftsnamen ist interessant, daß hier der sonst im eigentlichen Schwarzwalde kaum auftretende „Zum Waldhorn" beginnt und fast in allen Ortschaften des Enz-, Nagold- und Murgthales wiederkehrt.

Das von Pforzheim am weitesten östlich abzweigende Würmthal gehört seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht mehr dem Schwarzwald an, wir be-

schränken uns deshalb auf die beiden in der genannten Stadt zusammenmündenden, sich ziemlich parallel laufenden Thäler der Enz und Nagold. Das erste ist das erheblich kürzere, der Charakter beider jedoch von ziemlicher Gleichartigkeit, derjenige enger, vielfach gewundener, von mäßig hohen Waldbergen eingefaßter Gebirgsfaltungen. Wie ihre kleinen Flußläufe sich bei Pforzheim vereinigen, so auch ihre Eisenbahnlinien, die bis zur ersten Station Brötzingen (1090 Brotzingen, später Breccingen) gemeinsame Geleise besitzen. Von dort trennen sie sich etwas nach Westen und Osten, um dann gleiche südliche Richtung inneзuhalten. In beiden Thälern befinden sich einige der bekanntesten und meistbesuchten Bäder des württembergischen Schwarzwaldkreises, im Enzthal Wildbad, im Nagoldthal Liebenzell und Teinach. Den von Pforzheim aus Hineingelangenden empfängt und umfängt rasch manches dem Schwarzwald Eigentümliche, doch alles in kleinem Maßstabe, anmutig und freundlich, ohne großartige Wirkungen. Er sieht sich scheinbar von Bergen eingeschlossen, die in Wirklichkeit keine sind, sondern nur Seitenwände des Thaleinschnitts. Wer — wiewohl immerhin nicht ohne Mühe — zu ihnen emporsteigt, gewahrt sich überrascht auf eine fast ebene, fruchtbare, mit Kornfeldern und Wiesen bedeckte Hochfläche versetzt, die noch nichts von der Sonderart des Hochlandes im südlichen Schwarzwald an sich trägt, oftmals an Norddeutschland erinnern kann. Nur die dunklen Tannenwälder heben da und dort solche Täuschung auf.

Die Enzthalbahn durchbricht bald mit einem Tunnel den Schloßberg des bereits württembergischen Städtchens Neuenbürg (im 12. Jahrhundert Novum castrum), das im 16. Jahrhundert eine Zeit lang zum Teil die von der Pest vertriebenen Professoren und Studenten der nahen Universität Tübingen in seinen Mauern sah und eine „Freiung“, ein Asylrecht für Totschläger „ex animi impetu“ auf die Dauer von sechs Wochen und

drei Tagen besaß. Von dem Schloß Neuenbürgs läßt die Sage unter der Enz hindurch einen Gang zu der gegenüberliegenden „Waldenburg" führen, in der die „Enzjungfrau", schneeweiß gekleidet, einen Schatz hütet. In einer Stunde von Pforzheim aus ist Wildbad erreicht, die einzige bedeutende Stadt des Thals, klein an ständiger Einwohnerzahl (3500), doch hervorragend durch die große Fülle der sich dort alljährlich einfindenden Gäste. Wildbad ist im Gegensatz zu vielen anderen „Kurorten" ein wirkliches, altbewährtes Heilbad und wird deshalb im Durchschnitt auch nur von ernstlich Leidenden besucht. Der Ruf seiner warmen Quellen (bis zu 30 ° R.; neues Badgebäude, Fürstenbad, Katharinenbad für Unbemittelte) stammt aus alten Zeiten und ward nach anderer Richtung noch besonders durch Uhlands Gedicht „Der Überfall im Wildbad" verbreitet, das die Rettung des Grafen „Eberhard des Greiners" durch einen Hirten vor der Bedrohung durch die „Schlegler" hinüber nach der Burg Zavelstein im Nagoldthal behandelt, bei welchem Anlaß Wildbad 1367 zuerst erwähnt wird.

Der Genannte hielt sich im Frühling dieses Jahres mit seiner Frau, seinem Sohn Ulrich, dessen Frau und Kinde im Wildbade auf, wo der Überfall ohne vorherige Absage durch den Grafen von Eberstein, Wolf von Wunnenstein und einige Glieder der „Martinsvögel" stattfand. Die Annal. Stuttgart., als beste Quelle, melden darüber: „Ipsi (Eberhard und Ulrich) vero per pauperem ammoniti vix pedestres effugerunt in castrum suum Zäfelstein," und die „Würtemb. Chronik" fügt dem bei: „Do halff ym ain baur in der nacht yber die berg allein darvon." Die ganze Fehde bildete übrigens nur einen Teil der damaligen, unter sich in Verbindung stehenden rheinisch-schwäbischen Händel, welche aus der Gegenwehr der Ritter gegen die wachsende Übermacht der Territorialherren und gegen die Städte entsprangen. Mit dem Überfall im

Wildbad standen die Händel der Eberſteinſchen Lehns= leute von Windeck und der Röder gegen Straßburg, das mit Eberhard von Württemberg verbündet war, in engem Zuſammenhang.

Auch ſonſt noch nahmen hiſtoriſch namhafte Per= ſönlichkeiten im Wildbad Aufenthalt. Der ſchon ge= nannte landflüchtige Markgraf Albrecht Alcibiades be= ſuchte das berühmt gewordene Bad, ebenſo der Wirt aus der „Herberge zur Gerechtigkeit“, Franz von Sickingen, und ſein Freund Ulrich von Hutten. Kaiſer Karl V. verlieh 1530 von Augsburg aus Wildbad einen den „Badfrieden“ wahrenden Freiheitsbrief, der die, wie es ſcheint, nützlich=wünſchenswerte Beſtimmung enthielt: „Daß bey Verlierung des Haupts die Badgäſte mit= einander nichts unfreundliches, frevenlichs oder thät= lichs fürnehmen“. Allerdings ſtand in ein wenig ver= wunderlichem Widerſpruch die Nachfügung dazu: „Daß diejenige, ſo einen ungefährlichen Todtſchlag begangen, auch andre (außgenommen Mörder und offentliche Straſſenräuber oder dergleichen Uebelthäter) allhie Jar und Tag Fried und Freyung haben ſollen.“ Die Haupt= aufgabe für ſolche, die ſich das Vergnügen eines Tot= ſchlags nicht verſagen konnten, beſtand mithin darin, ihn „ungefährlich“ zu machen. Jedenfalls war das übelberufene karolingiſche Strafgeſetz in betreff eines Paragraphen „wegen Vernachläſſigung pflichtmäßiger Umſorge“ erheblich nachſichtigerer Sinnesart als unſere humane Zeit.

Beſonders das 16. Jahrhundert betrachtete heiß aus der Erde heraufbrechende Quellen als unfehlbarſtes Heilmittel faſt für alle und jegliche Übel und erließ Badvorſchriften wie =Ordnungen der ſorglich genaueſten und oft kurioſeſten Art. Sämtliche Schwarzwaldbäder beſaßen dergleichen ausführlichſte Beſtimmungen, die ziemlich überall in nämlicher Weiſe wiederkehrten und für die eigene Heilquelle ſtets auch die Wunder= wirkungen („durch göttliche Benedeyung“) aller übrigen

in Anspruch nahmen. Sebastian Münster berührt Wildbad allerdings nur kurz mit der Anmerkung: „Ist bequemer den mannen dann den frawen, wie das bad zu Obern Baden im Schwytzerland mehr nutzet die frawen dann die man.“ In manchem drollig aber ist es, noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus dem Munde eines hochgelehrten „Physicus Ordinarius“ nach vorangegangener endloser Aufzählung der Leiden, für die das Bad unfehlbare Hilfe mit sich bringe, des weiteren zu vernehmen:

„Hilfft auch und lindert stättlich denen, so mit der beschwärlichen Herzen-Krankheit deß Podagrams, Gleichwehe und Zipperlins behafftet, mehr als zu beschreiben ist, dann sie entweder ihrer schmertzlichen Krankheit gar entbunden, oder doch große Milterung haben und auf etlich Zeit befreyet werden. Für das Zittern der Glieder, so von Forcht, Trunckenheit und andern Ursachen kommt, den Krampff, auch Lähme, Contractur und schwache Gliedmassen. Wunden so übel geheilet seyn, bricht es wider auff und widerbringet die Beinbrüch; die böse offne erfrörte Füß und andere erfrörte Glieder heilet es aus dem Grund. Damit aber in oberzehlten Anligen und Zuständen dieses Bad mit Nutzen gebrauchet werde, so ist hoch von nöthen, daß der Leib zuvor gebührender massen mit Purgieren, und erheischender Notturfft nach, mit Aderlassen darzu wol praeparirt, geöffnet werde. Welches doch alles mit Rath eines wolerfahrenen Medici, der zuvor sein temperament, Complexion und Leibs Zustand wol und eygentlich examinire und erkundige, geschehen soll. Es sollen auch die Bad-Leuth auß erheblichen Ursachen alle Sorgen, Bekümmernuß, Zorn, Melancholi, Schwermüthigkeit und Ungedult auß dem Sinn schlagen und dargegen ihnen selbst Kurtzweil und Ergötzlichkeit machen. Die Speisen sollen im Wunderbad wol dawlich seyn, eines guten Saffts, anmuthigen Geschmacks, wenig Ueberflüssigkeit zeugen, damit das Wasser die übrige

schädliche Feuchtigkeiten desto leichter mit sich nehmen und der Leib deß Mineralischen Wassers durchtringende Würckung besser außstehen, und keine Unordnung im menschlichen Cörper folgen möge. Es bezeuget auch die tägliche Erfahrung, daß zwar in den Leibs Gebrechen die Doctores Medicinae mit tauglichen Artzneyen wol ersprießlich seyn: Wann aber Dr. Koch und Dr. Keller nicht auch das beste thun, nimbt es gemeiniglich ein unglückseeligen Außschlag. Das geschicht auch in den Wildbädern, mit denen, ihrer starken Mineren halb, weniger als mit den Apotecker Büchsen zu schertzen. Derowegen am urträglichsten ist, sich einer guten Diaet zu befleissen, mässig halten, und nicht mehr einfassen, als die Natur biß wider zu Einsitzen verdäwen kan: Wenig und etwas guts zu essen ist am besten, wil aber einer das Bad viel Essens, Panckethierens und Kurtzweil wegen besuchen, der kans besser daheim und im Wirthshaus verrichten."

Für das gute Salär des Herrn Badearztes hat offenbar der städtische Kollege schon damals getreulich Sorge getragen; im übrigen bedünkt, daß der alte Praktikus, wenn ihm an Kenntnis des menschlichen Körpers auch mancherlei gebrochen, in der menschlichen Natur nicht ganz unbewandert gewesen und diese sich nicht gerade erheblich von der heutigen unterschieden haben muß. Der Mehrzahl der Badegäste unserer Tage dürften manche der Vorschriften und Ermahnungen des Hygieinikers aus dem 17. Jahrhundert noch jetzt recht zweckdienlich anzuempfehlen sein.

Die Stadt Wildbad, von der Enz durchflossen, füllt die ganze Sohle des engen Thales aus, das von wallartigen steilen Waldbergen begrenzt wird. Der Fluß vermag beträchtlich anzuschwellen und zur Holzflößerei nutzbar zu sein; er ist stark mit Felstrümmern durchsetzt; ebenso weisen die Abhänge zahlreich verstreutes Geblöck auf. Der Ort besitzt durch die Kuranstalten, Hotels und Privatmietswohnungen für die zahlreichen

Badegäste in seinem Hauptteil ein elegantes Aussehen und hat im Winter ein ziemlich rauhes Klima. Im Sommer dagegen verursacht die eingeschlossene Lage leicht starke Hitze einer schwül-unbewegten Luft, gegen die auch der Schatten der Anlagen nur unvollkommene Abhilfe gewährt. Die Eisenbahn endet hier, doch ziehen sich mannigfache Wege, die Gelände ersteigend, zu den Nachbarthälern der Nagold, Alb und Murg hinüber. Das Enzthal selbst hebt sich hinter Wildbad mählich stärker zur Hochfläche empor und nimmt, wenn auch in kleinem Maße, typischen Schwarzwaldcharakter an. Bei dem Pfarrdorfe Enzklösterle, das, 1323 als „Klösterlein" erscheinend, seinen Namen mit Unrecht trägt, da es keine alte Klosterstätte, sondern nur aus früher Zeit eine Kapelle, vermutlich mit einer Mönchszelle, besessen, schneiden sich die großen Straßen, die (unter dem „Hohlohkopf" durch, unweit von dem in ungeheure Urwaldwildnis und Einsamkeit eingebetteten Hohlohsee vorüber) nach Gernsbach im Murgthal, sowie nach Freudenstadt und Nagold führen. Nah dem Kirchweiler Urnagold (1228 als „Ecclesia Nagelte" zuerst genannt) entspringt die Enz unter dem Namen Poppelbach aus dem „Wulzenteich", bald fließt unweit von dem Dorfe Besenfeld, durch das eine in Urkunden als „alter Weg" bezeichnete Römerstraße führte, die Nagoldquelle zur anderen Seite hinab nieder. Der höchste Punkt der Hochfläche (etwas über 800 m) ist erreicht, und langsam beginnt sie sich gen Osten zur Neckarniederung abzudachen.

Kehren wir zu der dem Enz- und Nagoldthal gemeinsamen Eingangsstation Brötzingen zurück, einem Dorf von großer Ausdehnung, das zahlreichen Fabrikarbeitern Pforzheims Unterkunft gewährt, so sehen wir uns nach Durchfahrung eines Tunnels auch im Nagoldthal plötzlich in eine noch eben zuvor ungeahnte Gebirgsthalwelt versetzt. Eine breit vorgelagerte Sandsteinfelsenwand, der Weisenstein, der im 13. Jahr-

hundert die Stammburg der „Edlen von Wizzenstein“ trug (außerdem umgaben ihn die Burgen Hoheneck, Rabeneck und Kräheneck, wie der Volksmund sie heißt), von einer alten, gleichnamigen Ortschaft hoch überkrönt, sperrt bald wieder dem Schienenstrang den Weg; der Zug durchbricht auch hier das Hemmnis und folgt nun den Krümmungen des engen Wald- und Wiesenthales, um dem vormals markgräflich badischen Städtchen Liebenzell entgegenzueilen, das gleichfalls seit alten Tagen zu den gepriesensten Badeorten des Schwarzwaldes zählt. Nicht nur, daß es als mächtig zur Besiegung des „Hundshungers“ („der unersättlichen Fräßigkeit“) galt, sondern der große Rulandus versichert auch, „daß solches den Verstand wider zurecht bringe“; es enthält also unfraglich auch für unsere Zeit noch einen höchst verdienstlichen Heilquell; zu bedauern fällt, daß sein Wunderwasser bis jetzt nicht ausgiebiger durch das gesamte Deutsche Reich zur Versendung gelangt. Der Besuch des anmutig gelegenen, ruhigen Bades, vorwiegend von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes, ist ein mäßiger, und da die Thermen sich besonders gegen den Krankheitskomplex der Hysterie und Hypochondrie dienlich erweisen, mag der alte Ruland nicht so unrecht mit seiner Anpreisung des Ortes für etwas ins Wanken geratene Vernunft gehabt haben.

Das Städtchen, von etwas weniger als 1000 Einwohnern, dörflichen Aussehens, ist dennoch ein sehr altes und war ehemals Hauptort einer Herrschaft der Grafen von Calw. Der Namensursprung entstammt zweifellos von cella (im Mittelalter Liebecella, oppidum Cell); ob diese erste eine Kloster- oder Badzelle gewesen und etwa die Begründerin derselben die „Glaubensbotin“ Lioba gewesen, ist nicht mehr aufhellbar. Die Stadt zieht sich, mit dem Bade durch eine Lindenallee verbunden, ziemlich steil an der Bergwand empor, von einer Burgruine überragt, auf der schon im 13. Jahr-

hundert „Herren von Liebenzell“ gesessen. Aus dem 14. Jahrhundert meldet Crusius (Anal. Suev.): „Erckinger von Mercklingen, der sich den großen Tyrannen genannt, hatte dies Städtlein und Schloß Liebenzell inne, wider welchen der Markgraf von Baden zu kriegen sich zu schwach befand; deswegen Pfalzgraf Ruprechten um Hülfe angerufen, welche dann mit gesamter Hand dies Liebenzell eingenommen und den Tyrannen von dem höchsten Turm des Schlosses herunter gestürzet und steht solcher Turm noch; des über dem Städtlein gelegenen Schlosses aber ist noch das zerfallene Gemäuer übrig.“ Liebenzell ward im Jahre 1692 gleich allen anderen Ortschaften des Nagoldthals nach der Schlacht bei Ötisheim (854 Audensen, östlich von Pforzheim) durch die Franzosen unter Melac verbrannt.

Die ganze Nagoldbahn zeigt sich sehr tunnelreich, wie die von ihr durchzogene Landschaft in ziemlicher Gleichartigkeit. Eine Wegstunde aufwärts von Liebenzell folgt an der Einmündung des eng und tiefeingeschnittenen „Ziegelbachthals“ und des „Schweinbachthals“ die Station Hirsau in einem schönen, rings dunkelumwaldeten Kessel, dem nur der halbmondförmige, abgerundete große rote Sandsteinbruch des Welzberges zur Abwechselung dient. Jenseits des Flusses erheben sich dicht am Rande des Dorfes, kaum über dies erhöht, die Trümmerreste des Klosters Hirsau gegen dunklen Bergwaldhintergrund, eine der größten und eigenartigsten Ruinen Deutschlands bildend. Man erhält aus der Entfernung keinen Eindruck von der weiten Ausdehnung derselben, sondern gewahrt nur drei, ohne Zusammenhang erscheinende, verbliebene Hochbauten, eine Gebäudewand mit zwei getreppten Giebeln, von hoher Baumkrone überbreitet, weiter nach rückwärts einen viereckigen Turm und zur Rechten eine noch erhaltene, mit kleinem Spitzturm versehene Kapelle. Erst beim Hineintreten sieht man zwischen langen, zerfallenen Kreuzgängen die alten Höfe in blühende Wiesenflächen

und Obstbaumgärten verwandelt, prächtige, hohe Wipfel vereinigen sich da und dort zu waldartiger Schattenspendung, am ragendsten ist aus dem Schutt des herzoglichen „Lustschlosses“, auch Abtei oder Prälatur genannt, über den beiden erwähnten Giebeln die berühmte, oft, doch am schönsten von Uhland besungene „Ulme zu Hirsau“ aufgewachsen:

„Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus ins Himmelsblau.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl,
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wenn schattig rings das Thal.“

Uhland selbst erscheint solchem Baumwipfel unter den schwäbischen Dichtern unseres Jahrhunderts vergleichbar, über die sich zumeist schon der Dämmerungsschatten der Vergessenheit legt, während ihn noch ein volles Goldlicht des Gedenkens und der Liebe der Besten seines Volkes überfließt. Neben der alten 31 m hohen Ulme ist eine junge, doch auch bereits in erfahrenen Jahren befindliche emporgeschossen; besonders merkwürdig erweist sich als Überrest der alten Peterskirche des „Neuen Klosters“ der im Volksmund sogenannte „Eulenturm“ durch die zum Teil rätselhaft unerklärbaren Tiergestalten seines aus Stein gehauenen Figuren-

frieses. Hier näher auf die zahlreichen Sehenswürdigkeiten einzugehen, versagt der Raum; der Wißbegierige findet Schriften darüber am Thoreingang der Ruinen. Wie so häufig, sind leider manche der interessantesten Teile derselben abgeschlossen und nur in einer, für den nach ruhiger Betrachtungszeit Begehrenden lästigen Begleitschaft zu sehen.

Hirsau, auch Hirschau genannt, trägt fraglos seinen Namen von Hirschen (mittelhochdeutsch Hirz, Hirß), die vormals zahlreich in der Gegend gewesen, und führt auch einen Hirsch mit dem Abtsstabe zwischen den Vorderläufen im Wappen. Die Legende läßt das Kloster 645 durch eine adlige Wittib aus dem Geschlecht der nachmaligen Grafen von Calw, Namens Helizena, infolge einer Traumerscheinung dreier Fichtensprossen aus einem Stamm, die sie am Morgen an dieser Stelle dann in Wirklichkeit angetroffen, begründen; eine „Helizena-Kapelle“ bildete jedenfalls einen ältesten Teil der Baulichkeiten. Geschichtlich dagegen ist die Herstellung der „Aureliuszelle“ im Jahre 838 unter Kaiser Ludwig dem Frommen (814—840); die Namen wechseln im Anfang noch, eine Urkunde Heinrichs IV. und eine Bulle Gregors VII. 1075 sprechen vom monasterium Hirsaugia sive sancti Aurelii cella und vom monasterium sancti Aurelii quod dicitur Hirsawgia. Das Kloster stellt sich als aus mancherlei, verschiedenen Zeitabschnitten angehörigen Bestandteilen zusammengefügt dar, auch der romanische Stil weist dem „Aureliuskloster“ mit der Kirche den ältesten Ursprung zu. Im 11. Jahrhundert folgte dann der Bau des „Neuen Klosters“ (Großhirsau) mit der „Peterskirche“ in gotischem Stil, und am Ende des 16. Jahrhunderts ließ der Herzog Ludwig von Württemberg die alte, baufällig gewordene „Abtei“ niederreißen und auf ihrem Grunde in deutscher Renaissance ein Lustschloß errichten (Giebel mit der Ulme), in welchem er und seine Nachfolger oftmals Jagdaufenthalt nahmen und durch Üppigkeit

glanzvoll-verschwenderischsten Hoflebens sich in stärksten Gegensatz zu der Regel des hartbenachbarten Klosters versetzten. Trug doch selbst der lutherische fürstliche Hofprediger Lukas Osiander (dessen Vater allerdings Grobschmied gewesen zu sein scheint) den Gewissenszwang und Mut in sich, der hochvornehmen Gesellschaft des Schlosses nicht minder unverblümt den Text zu lesen, wie später sein berühmter plattdeutscher Confrater Jobst Sackmann zu Hannover. Denn er spricht „vom Übersichziehen der Haare bei den Weibern, die deswegen aussähen wie ein Säuhag“ (ob das etwa die heutige Mode des Heraufkratzens der Haare am Hinterkopf gewesen?), wie von den Männern, „deren langes, zottiges Haar aussehe, als wenn junge Katzen daran gesogen oder der Teufel sie daran durch einen Zaun gezogen hätte“.

Der Klosterabt Ludwig Veldener erhielt 1558 durch den Herzog Christoph von Württemberg in dem Dekan von Calw, Heinrich Weickersreuter, einen lutherischen Koadjutor zugeordnet, welcher 1560 Abt wurde und die — nur im Dreißigjährigen Krieg noch wieder durch ein katholisches Interregnum unterbrochene — Reihe der protestantischen Äbte bis zur Aufhebung 1807 eröffnete.

Nach der Niederbrennung Liebenzells 1692 hatten die Franzosen Hirsau umlagert, sich jedoch durch eine Kontribution abfinden lassen, um schnellmöglichst das nahbelegene Calw erobern und in Asche legen zu können. Schon waren sie vom letzteren nagoldaufwärts weiter gezogen, als ein unglücklicher Vorgang (der Schuß eines Calwer Bürgers auf Melac) sie zu nochmaliger Umkehr veranlaßte, welche auch das In-Flammen-Aufgehen Hirsaus zur Folge hatte. Das vollständig zerstörte Kloster ward nicht wieder aufgebaut, sondern seine weite Trümmerwelt als „Steinbruch“ behandelt. „Wollte jemand eine Bodenplatte, eine Thürschwelle, ein Thür- oder Fenstergewände haben, da gab

es ja in der großen Peterskirche, in der Allerheiligen-kapelle, im Kapitelsaal, in den Refektorien und sonst überall die schönsten Platten und Steine genug. Brauchte jemand zu seinem Kachelofen Stützen, so riß er romanische Säulen und Pilaster weg; Schleifsteine, Schüttsteine für die Küche, Schweinströge wurden aus den Klostersteinen gemacht." Ein „Herrschaftsmaurer" aus der Nähe von Calw kam noch im Anfang dieses Jahrhunderts alljährlich einmal mit langem Rock und Dreispitz auf dem Kopf und holte Wagenladungen von Steinen fort. Die in den Ruinen spielenden Kinder schauten zu und dachten, das müsse so sein, „doch die Alten haben dann und wann den Kopf geschüttelt und gesagt, es wundere sie, daß man das so geschehen lasse". So berichtet eine noch vorhandene uralte Augenzeugin jener Verschleppungen — et sic transiit gloria mundi.

Wir haben lange Aufenthalt in den wunderbaren Trümmern Hirsaus gemacht und schreiten in einer halben Stunde von ihnen zu dem freundlichen, interessant am Gelände emporklimmenden Städtchen Calw weiter, dessen Name sich ziemlich keltisch ausnimmt und in ältesten Urkunden als Kalewa, Chalawa auftritt; jedenfalls steckt die „Au" in seinem w. Im Jahre 1281 erscheint die „civitas Kawel" mit Stadtrecht begabt; obwohl der Ort im 17. Jahrhundert zweimal verheert worden, berührt er doch mit einem altertümlichen Anhauch, ist hübsch, regsam und enthält ein liebenswürdiges Wesen seiner 4—5000 Bewohner. Von der alten Burg Chalavva auf einem Hügel, deren Name an den „kahlen Löwen" im Wappen der ehemaligen Grafen von Calw anklingt, finden sich nur sehr geringe Reste; ein vorzeitlicher Bericht spricht von vier „Gefängnussen", die darin vorhanden gewesen, „darunter zwey gar böse, deren eines der Kesselthurn genannt wird". Von einem Grafen Hubert von Calw berichtet die Sage, daß er Schloß und Gattin heimlich verließ,

um im Dorf Deißlingen bei Rottweil Ochsenhirte zu werden, einmal nach Calw zurückkehrte, wo seine Frau gerade Hochzeit mit einem anderen feierte, sich ihr durch seinen Ehering zu erkennen gab, doch ebenso heimlich sich darauf wieder zu seiner Herde nach Deißlingen von dannen machte.

Von Hirsau führt neben der Landstraße ein Gangsteig, sowie auf der andern Seite der Nagold ein Wiesenpfad nach Calw; die ganze Gegend hat etwas höchst heimlich Trauliches. Zur Linken der Stadt windet sich in langen Schlingen interessant die Bahn nach Stuttgart am Gelände empor; gegenüber schlängelt sich durch die schön gehaltenen städtischen Anlagen ein überaus anmutiger Weg aufwärts, der, in eine Fahrstraße ausmündend, zur Hochfläche hinan und in 1½ Stunde nach Zavelstein führt. Für denjenigen, der Teinach besuchen will, ist das Einschlagen dieses Weges sehr zu empfehlen, außerdem versetzt derselbe überraschend aus der Thalenge auf die leicht gewellte, einsame Ebene des Hochlandes. Durch weite Waldungen und Kornfelder gelangt man in menschenleerer Stille fast unvermerkt-plötzlich vor die Häuser von Zavelstein — um Vergebung, der Stadt Zavelstein, wie es an ihrem Eingang amtlich beglaubigt steht. Zum Glück, denn man könnte sonst leicht in den unliebsamen Irrtum verfallen, Ihro Hochedelgeboren für ein kaum wohlgeborenes Dorfnest letzten Ranges anzusehen. Die Stadt Zavelstein ist die kleinste Stadt Württembergs, sie besitzt in etwa zwanzig Häusern mit einer Kirche, die ursprünglich ein Wartturm gewesen zu sein scheint, nur 300 Einwohner, doch bietet es einen gewissen Trost, daß alle diejenigen der bei ihr eingepfarrten Ortschaften, auch Teinachs, der schriftlichen Aussage des „dortigen Volksschullehrers“ gemäß „todt und lebendig nach Zavelstein gehören“. Der nicht zweifelfrei erklärbare Name bedeutet vermutlich Tafelstein, wohl von der Gestalt des Felsrückens, auf dem

der Ort ruht; seinen Ursprung verdankt dieser jedenfalls der an seinem Nordrand sich anschließenden, 1692 gleichfalls von den Franzosen zerstörten Burg der Grafen von Calw, auf die sich, wie schon erwähnt, im 14. Jahrhundert Eberhard der Greiner von Wildbad (über Würzbach und Röthenbach) auf noch heute nicht unbeschwerlichen Wegen herüberflüchtete.

„Kleine Burg für wenig Mannen,
Städtlein rußig, eng und schmal,
Rings des Schwarzwalds Edeltannen,
Unten tief das Teinachthal —

Rauhe Lüfte, Wolkenflüge,
Schneegestöber, Sonnenschein:
Also wandernd im Aprilis,
Schaut' ich einst den Zavelstein.

Nie von Riß und Sprung genötet
Ragt sein schlanker Römerturm
Wie gegossen und gelötet
Quaderfest im Zeitensturm. —"

So stellt Joseph Victor v. Scheffel in seinem „Gaudeamus" den Zavelstein gleichsam lebendig vor Augen. Die Ruine ist eigenartig und besaß unverkennbar in ihrem Turm auch ein „böses" Gefängnis. Letzteres soll von der Hartherzigkeit eines Vaters, des Herrn Hans von Gültlingen erzählen, der im 14. Jahrhundert seine Tochter darin eingesperrt, weil sie einen jungen, mit ihm in Zwietracht lebenden Ritter in seiner Gegenwart geküßt habe. Ob dies Mittel von endgültiger Wirkung gewesen, vermeldet Frau Historia nicht; jetzt scheinen die kleinen Mädchen oder vielmehr jüngsten Damen der „Stadt" an Sommerabenden mit Vorliebe barfüßig um den alten Turm zu tanzen. Im März dagegen geben sie sich einer noch anmutigeren Beschäftigung hin, indem sie alsdann auf den umher gebreiteten sonnigen Bergwiesen Sträuße von den lilafarbenen bis weißen, gestreiften Blüten des Frühlings-

safrans (Crocus vernus) pflücken, der sich sonst nur in Gärten findet, hierher aber, als an eine der wenigen Stellen Süddeutschlands, aus seiner Alpenheimat herübergewandert ist und veilchenhaft, oder mehr noch gleich der Herbstzeitlose tausendfältig den Boden bedeckt.

„Crocus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltkultur:
Wo itzt Flocken nieder wirbeln
Auf die wohldurchblümte Au,
Pflanzte einst ihr Saffrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft den Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche
Zog sie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
Schritt sie, wenn der Frühling nah,
Opfernd zu dem Heiligtume
Der Diana Abnoba."

Das hervorragendste und einzig ansehnliche Gebäude des Ortes bildet die Gastwirtschaft zum Lamm, mit großen Räumen sofort die Nachbarschaft eines vielbesuchten Sommeraufenthaltes verratend. Ein Abend auf der dortigen breiten Terrasse, die in das von weiten, dunklen Wäldern umfaßte Teinacher Thal niederblickt, ist etwas Schönes.

Ein steiler Abweg führt in einer starken Viertelstunde (aufwärts von doppelter Zeiterfordernis) zum Dorfe und Bade Teinach hinunter. Dem Rückblickenden verwandelt sich das Bild Zavelsteins rasch und vollständig. Dies liegt jetzt nicht mehr auf einer Ebene, sondern thront von hoher, fast senkrechter, tannendunkler Felswand mittelalterlich seltsam herab. Schnell ist in engem Thalkessel Teinach, alturkundlich „Taginach" (vom männlichen Namen Tag, Dag, und Ach), auch

einmal 1523 als „Vorstadt von Zavelstein“ benannt, erreicht. Es war ebenfalls ein „Wildbad“ und hieß im 14. Jahrhundert danach, in dem sein „Sauerbrunnen“ sich bereits großer Anziehungskraft erfreute. Ihm wurden die „virtutes“ nachgerühmt, „zu eröffnen, zu treiben, zu wärmen, zu verzehren, zu trocknen, zusammenzuziehen, zu reinigen und zu heilen“. Diese Kräfte erhielt der Quell von einem Gestein seines Ursprungs, „so von etlichen pro flore Lunae gehalten wird“, und dadurch ward er „sehr dienlich den Melancholischen, item den Tauben und Hirnschwindenden Menschen und denen, so mit dem bösen Geist besässen gewesen seyn: Dann er löset ab alle verbrandte Melancholische Feuchte und führet sie auß, in welcher Feuchte der böse Geist seine Tücke und arglistige Possen mit den armen Menschen, so es ihme GOtt der HErr verhenckt, fein machen kan, die Vernunfft zu verdunckeln und die Sinne zu betriegen“.

Das Bad geriet durch den Dreißigjährigen Krieg stark in Verfall und gelangte wesentlich erst wieder zum Aufschwung, als es in der Mitte unseres Jahrhunderts durch Ankauf vom Staate in den Besitz eines Stuttgarter Verlagsbuchhändlers überging, dessen Erben es weiter verkauft haben. Lage, Umgebung und Natur Teinachs besitzen sehr viel Anziehendes, doch ist der Thalgrund etwas eng und bei großer Anzahl von Gästen zu einem Aufsuchen von Einsamkeit nicht grade geeignet. Wer Luxus, Eleganz, Komfort und großstädtische Gesellschaft bevorzugt, wird dort vollste Befriedigung finden. Da dies überwiegend der Fall ist, bildet Teinach einen sehr beliebten Sommeraufenthaltsort, doch üben auch die Mineralbäder, wie die Kaltwasserheilanstalt jetzt wieder von Jahr zu Jahr stärker gesteigerte Anziehungskraft. Die Zahl der (Säuerlings-, Eisen-, Natron-)Quellen ist sehr groß und ihre Namen: „Dächleins-, Hirsch-, Wiesen-, Bach-, Lauben-, auch Tinten-Quelle“ (von schwärzlicher Farbe)

sind mannigfaltig; die Wasser werden zum Trinken wie zum Baden benutzt. Auch den Winter hindurch ist das Bad zur Kaltwasserkur geöffnet und durch alle, von den modernen Bedürfnissen verlangte Vorkehrungen für Bequemlichkeit und Unterhaltung der Besucher Sorge getragen. Das sich unmittelbar anschließende Dörfchen Teinach hat etwas Trauliches; neben dem „Königlichen Bade“ (diesen Namen führt es noch vom König Wilhelm her fort) liegt noch der „Gasthof zum Hirsch“, der das nämliche Badeanrecht besitzt.

Ein dreiviertelstündiger hübscher Abweg führt aus dem Teinacher Seitenthal zur Bahnstation im Hauptthal der Nagold, dessen bedeutungsvollste Orte wir in Liebenzell, Hirsau, Calw und Zavelstein-Teinach dargestellt haben. Bald heben Fluß und Schienen sich nun zu stärkerem Aufstieg, der Charakter des Thals verkündet, daß man sich dem Auslauf desselben auf der Hochfläche annähert. Wie zuvor Weißenstein, tritt das Städtchen Wildberg, lang und altertümlich auf schmalem Felsgrat, hingestreckt der Bahn entgegen, bei dem 1583 ein höchst interessanter (in Stuttgart befindlicher) vierseitiger Römeraltar aufgefunden wurde, der Reliefbilder einer Diana (Abnoba?) mit einem Hund, Apollos mit der Leier, einer geflügelten Nike und eines Sylvans mit langem Stabe in Begleitung eines Schweins darstellt. Die Stadt besaß ein im 14. Jahrhundert zuerst genanntes, gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts aufgehobenes Dominikanerinnenkloster „Ruthi“, später „Reuthin“ (das Gereutete). Nun bricht ein Tunnel durch den Felsgrat hindurch, freundliche, helle Dörfer breiten sich im Grund aus, die Fahrt verlangsamt sich, in weiter, schon hochgelegener Thalmulde taucht sehr ansehnlich-stattlich die Stadt Nagold auf, von der Burgruine Hohennagold mit rundem Bergfried auf schmalem, sehr steilem Bergrücken hoch überragt; die Trümmer der Burg und Vorburg gehören zu den mächtigsten des württembergischen Schwarzwaldes,

und besonders ist der Aufblick durch den Hohlraum des Turmes zu seinem dicht überwachsenen Oberrand höchst eigenartig.

Ausnahmsweise tritt hier die Anlage des Ortes früher als die der Burg auf, denn der erstere wird schon 773 als Villa Nagaltha genannt, während die letztere erst um vier Jahrhunderte später erbaut worden; auch sie durchzog eine heut „alte Weinstraße" genannte Römerstraße. Die Nagold, die der Stadt den Namen gegeben, verschmälert sich zu kleinem Bachrinnsal in einsamer Gegend, ein kahler, hoher Bergrücken mit dem sonderbaren Namen „Hirnschale des Teufels" lagert sich quer in den Weg und nötigt zu mannigfachen Windungen. Ein echtes Schwarzwaldhochthal bald zur Linken, bald zur Rechten, tannendunkel mit Geblöck überstreut, dann ein Pfiff der Lokomotive, die den „Hochdorfer Tunnel", den längsten Württembergs, durchmißt (man kann langsam bis 250 zählen), und wenn die kurze Nacht wieder abfällt, befindet man sich in einer vollständig verwandelten Welt. Der Zug hält auf der Station Hochdorf (1130 Hodorf juxta Sneite, Schneitbach) über 500 m hoch, spurlos ist alles an den Schwarzwald erinnernde verschwunden, fast ebene, nur nach Ost und Süd sanft abgedachte Hochfläche umgiebt den Bahnhof, und jenseits des Neckarthals hebt sich die ganze, schier endlos gestreckte Bergkette der Schwäbischen Alb vom kahlen Hohenstaufen im Norden bis zum schloßgekrönten Hohenzollern und weiter bis zu den Kegeln des Hegaus im Süden klar vor dem Blick auf. Das Ganze ist so überraschend als eigen, schön und großartig, und der Bahnsteig von Hochdorf zählt zu den besuchenswertesten Aussichtspunkten am Ostrande des Schwarzwaldes. Höchst merkwürdig sind hier außerdem die Schlingen der sich von der Plateauhöhe zum Neckar hinunterwindenden Bahn, die in allerseltsamster Weise das nah drunten liegende Horb erreichen muß, so daß ein Fußgänger zwischen manchen

Stationen (z. B. von Horb nach Altheim) rascher ans Ziel gelangt als der Zug.

Wir befinden uns in Hochdorf bereits außerhalb des eigentlichen Schwarzwaldes und benutzen die Bahn, um wieder an einen seiner Eingänge bei Freudenstadt zurückzukehren. Die Fläche hebt sich westwärts noch immer mehr, um bei dem genannten Ort bis über 700 m anzusteigen. Der Weg dorthin ist ohne besonderen Reiz; der schöne Fernblick auf die rauhe Alb verschwindet, bei dem Dorfe Ach (im 12. Jahrhundert „Aha“, später „Inn der Ahe“) führen zwei große Brücken über den Thalgrund des zum Neckar hinabfließenden Glattbaches, aus dem Orte drunten ragt ein größeres Gebäude, jetzt Wirtschaft zur Sonne, vormals ein Schloß, das ein Freiungsrecht und vor sich eine alte Thingstätte besaß. In der altertümlichen Wirtsstube befindet sich eine hölzerne Hülse, welche nach der Überlieferung Verbrechern, sobald sie ihre Hand hineinsteckten, für zwei Tage Sicherung verlieh.

Dornstetten, ein kleines, uraltes Städtchen (schon 763 als „Tornestat“, dann Tornigestat genannt) auf einer Hügelwelle, bleibt gleichfalls zur Linken (rechts der Pfahlberg mit neuem Aussichtsturm), bald gewahrt man schon aus ziemlicher Entfernung gegen weitgedehnten dunklen Waldrand Freudenstadt, von verhältnismäßig noch jugendlichem Alter, da es eine erst in neuerer Zeit als Zufluchtsort für die aus Österreich durch den Erzherzog Ferdinand 1598 vertriebenen Protestanten angelegte Stadt ist. Bald nach ihrer Begründung — bei der auch ein Galgen mit errichtet und sogleich 1602 eingeweiht wurde — meldet der Historiograph von ihr: „Hertzog Friederich von Würtenberg, Hochlöblichen Gedächtnuß, hat im Jahr 1600 mitten auff dem Schwarzwald und gleichsamb im Wagrecht und Centro desselbigen, da sich das Geländ des Hoch-Teutschlands voneinand scheidet, und der eine Trauff des Wetters in den Rhein, der ander in den

Neckar fället, ein solche rauhe, dicke und finstere Wildnuß, da man vor Jaren für den verfallenen Bäumen und Windbrüchen schwärlich und Winterzeit gar nicht fortkommen können, auff die dritthalbtausend Morgen groß außreuten, eine lustige Statt dahin bawen und den ungeschlachten Boden zu Aeckern und Wiesen zurichten und also zahm machen lassen." — „Der Markt, oder Platz, ist sehr groß, und seyn under den Häusern Schwibbögen, daß man im Truckenen gehen kan." — „Hochgedachter Fürst hat auch ein sehr schöne Kirch allda erbawet, und die Cantzel also gebawet worden, daß der Prediger Männer und Weiber, sie aber einander nicht sehen können, sondern jedes Geschlecht besonders sitzen thut."

Das verhält sich ziemlich noch heut wie damals, nur ist inzwischen der große Markt größtenteils mit Häuschen, Gärten und Anlagen überbaut worden, so daß seine ursprüngliche Form sich kaum mehr herausfinden läßt. Die Kirche dagegen ist unverändert und besteht, Hunderte von Wappen im Innern bergend, eigentlich aus zweien, in stumpfem Winkel mit den Längsschiffen aneinander gebauten, von denen jede am Ende einen eigenen Turm besitzt. So blieb die Trennung und wechselseitige Unsichtbarkeit der Männlein und Weiblein während des Gottesdienstes auch gegenwärtig noch im Fortbestand und mag durch das Wiederfinden nach dem Predigtschluß mit zur Berechtigung des Namens Freudenstadt beitragen. Leid hat dies im übrigen auch mannigfach erlebt, da es im 17. Jahrhundert sowohl von der Pest, als auch mehrmals von großen Feuersbrünsten heimgesucht ward. Trotzdem wurde „freudigen Gedeihens" halber sein anfänglicher Name Friedrichstadt 1604 in den jetzigen umgewandelt und verdient ihn außerdem durch den Waldreichtum der Stadt, welcher ihr die Umlage von Kommunalsteuern fast erläßlich macht. Der Plan, eine Festung aus ihr zu machen, gelangte indes „durch den allzu frühen tödt-

lichen Hintritt" ihres Begründers nur halb zur Ausführung.

Freudenstadt liegt, umkränzt von Tannenwäldern, auf der Wasserscheide zwischen Rhein und oberem Neckar und ist der östliche Haupteintrittspunkt in den nördlichen Schwarzwald; das Gebiet des Kniebis und eine Reihe von Thälern stehen von hier aus offen. Infolge dieser Vorzüge ist Freudenstadt seit Eröffnung der Kinzigthalbahn eine der besuchtesten Sommerfrischen des württembergischen Schwarzwalds geworden, wo viel geschieht, um diese Eigenschaft zu wahren. So wird demnächst eine Eisenbahn in das Murgthal, vorläufig bis Baiersbronn, eröffnet werden, welche die Steigung vom Thal auf die Höhe von Freudenstadt mit dem Zahnrad überwindet. Es überrascht aufs äußerste, sogleich, wenn man die Stadt gegen Osten verläßt, sich hoch über dem „Christophsthal", dem schluchtartig tiefen Einschnitt des Vorbachs, zu befinden der, Hammerwerke und Sägemühlen treibend, den südlichsten Zufluß der Murg bildet. Auf vorzüglicher Fahrstraße geht es rasch abwärts, das Thal, dem der Enz und Nagold parallel gen Norden laufend, verbreitert sich bald und zeigt bei dem großen Pfarrdorf Baiersbronn (das unter diesem Sammelnamen zuerst 1292 als „Baiersbrunne" erscheint), der größten Gemeinde Württembergs, ein echtes typisches Bild alter suevisch-alemannischer Ansiedlung. Überallhin, unzählig vielfach, auf kleinen Rücken, an Berghängen, in Thälern und Mulden liegen Häusergruppen und Einzelgehöfte verstreut, noch heute deutlich das Absonderungsgelüst jener ersten Urbarmacher in der Waldwildnis bekundend. Dies alles überdeckende Leben auf dem Hochland gewährt ein überaus buntes, heiteres Bild, wie kaum an einer anderen Stelle des Schwarzwaldes; von Baiersbronn führt die große Kunststraße über den Ruhstein und Ottenhöfen nach Achern im Rheinthal hinüber. Wir folgen der sich am Fluß weiter ab-

wärts ziehenden; die „Rote Murg“, von Westen herkommend, mündet hier mit dem Vorbach zusammen und giebt von jetzt an dem Thale seinen Namen. Geraumer Weile bewahrt dies noch seinen vorigen Charakter fort, an den Seiten schauen freundliche, wohlbehäbige Dörfer von offnen Anhöhen herab. Der auf die „Romantik“ des Murgthals gespannte Sinn fühlt sich enttäuscht, die Landschaft ist lachend anmutig, doch weit, frei, ohne Schattenwurf und nicht im geringsten wild pittoresk. Erst allmählich tritt wieder eine Verengerung ein, die Bergwände rücken höher und näher zusammen, das Wasser der Murg scheint sich auf einen Widerstand vorzubereiten und schnellt in Sprüngen und schäumenden Wirbeln rascher dahin. Am Rande der Straße hören die Ortschaften auf, nur selten noch sieht aus einem Seitenthälchen ein vereinzeltes Haus oder eine Holzhütte herab, dann treten plötzlich die Häuser des Dorfes Schönmünzach hervor, in der Mitte des von Freudenstadt bis Gernsbach 44 km langen Murgthals belegen.

Hier mündet, von der Hornisgrinde her, die Schönmünzach ein, bald danach aus der nämlichen Richtung, am Hochkopf entspringend, die Rauhmünzach, während aus Osten von der Wasserscheide zur Enz nur unbedeutendere Zuflüsse kommen. Die Murg, von Beginn schon ziemlich wasserreich, wird stärker geschwellt und für die Holzflößerei aus den sie rings umschließenden ungeheuren Bergwaldungen vortrefflich benutzbar. Unter den Flußabwegen zur Beförderung von Baumstämmen nimmt sie mit der Kinzig im Schwarzwalde den ersten Rang ein.

Der Weiler Schönmünzach gehört zum nahe im Osten von ihm belegenen Pfarrdorfe Schwarzenberg (1085 mons, qui Swarzenberc dicitur) und verdankt seine Entstehung erst einer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier angelegten großen, sehenswerten Glashütte. Mit guten Wirtschaften ausgerüstet, begrüßt er freundlich in malerischer Lage; von hier beginnt die

Romantik des Murgthals. Gleich am Nordausgange des kleinen Ortes steht der großherzoglich badische Hoheitsgrenzpfahl dem königlich württembergischen gegenüber, und fast wie ein „Reservatrecht" berührt die Seltsamkeit, daß die Post von Freudenstadt hier nicht nur bis Schönmünzach königlich württembergisch ist, sondern dies auch ganz bis nach Gernsbach verbleibt.

Das verengte Thal gewährt zumeist nur noch dem Fluß und der Straße Raum; die dunklen Bergwälder zur Rechten und Linken überdecken stundenweit alles mit hoher Einsamkeit. Ein Dörfchen, Kirschbaumwasen, dessen Name seine Beschaffenheit andeutet, liegt überraschend in das weite Tannenmeer eingebettet, dann trifft der Wanderer nur mehr die wenigen Häuser von Raumünzach an. Dagegen häufen sich immer stärkere Felsblöcke, zwischen denen die Murg drunten in der Tiefe ihren Weg sucht, die Gegend ist wild und schön, wirkt indes auf die Dauer doch etwas eintönig, bis man in 2½ Stunden von Schönmünzach eine Erweiterung und in derselben das Pfarrdorf Forbach, die unbestrittene Perle des Thales, erreicht. Ein schöner Sommerabend dort bleibt unvergeßlich. Man gehe über die neue Brücke und gerade vor dieser etwa zwei Minuten einen kleinen Fußsteig hinan bis zu einer diesen überwölbenden Edelkastanie. Unter ihr bietet sich der reizvollste Niederblick auf das Thal und den großen Ort mit seiner hochthronenden, überraschend mächtigen, doppeltürmigen Kirche. Überall hin breitet sich eine so mannigfach reiche Scenerie aus, wie das Auge sie selten wiederfindet. Das Dorf liegt unter einer üppigen Fülle von Laubbäumen, nach allen Seiten heben sich prächtig gewundene, breite und schmale, hellschimmernde Wege empor, von denen einer in vier Stunden über hohe Waldberge nach Baden-Baden hinüberführt. Den Rückweg nehme man über die alte, bedeckte Murgbrücke und steige durch den gast-

hofreichen Ort zur Kirche aufwärts, wohl der interessantesten Dorfkirche des Schwarzwaldes. Sie ist ganz aus rötlichen Sandsteinfindlingen von den Höhen der Murgberge erbaut, die großen Kosten hat ein „Heiligenfonds“ bestritten. Forbach wird zuerst 1386 bei einer Vergabung genannt; geschichtlich bietet es nichts von Interesse, als daß in den Jahren 1689/90 die badische Regierung vor den französischen Mordbrennern hierher flüchtete.

Der schönste Teil des Murgthales öffnet sich bald unfraglich, nachdem die Straße Forbach wieder verlassen und einen kleinen Tunnel durchmessen. Der breite Fluß schäumt in der Tiefe zwischen hoch und senkrecht abstürzenden, zersplitterten grauschwarzen Felswänden und erhält sich lange in ähnlicher Weise fort. Doch treten jetzt wieder zahlreiche, in prächtige Baumfülle von Kastanien und Wallnüssen eingelagerte Dörfer an seine Ränder heran — leider jetzt auch hohe Rauchschlote —, Flößereibetrieb und Sägemühlen streuen überall emsige Lebensthätigkeit hinein. Bei dem Dorfe Weisenbach stoßen wir auf die vorläufige Endstation der „Gernsbacher Zweigbahn“, deren Trace am rechten Ufer der Murg, rechts von der Straße, thalab nach Rastatt zieht. Von hier führt der nächste Weg, die schon früher erwähnte Straße nach Enzklösterle, vielgewunden nach dem Forsthause Kaltenbronn und zur Urwaldeinsamkeit um den Hohlohsee (978 m), der am längsten behaupteten Zufluchtsstätte der Bären, Luchse und Wölfe hinauf. Nordher grüßt aus der Ferne schon lange Schloß Eberstein von der Bergwand herab. Zu ihm steigt bei den ersten Häusern von Gernsbach ein Fußweg empor, der bald in die neue große Fahrstraße nach Baden-Baden einmündet und durch herrlichen Tannenhochwald in 20 Minuten nach der früheren Burgruine Eberstein bringt, die zu einem großherzoglichen Lustschloß restauriert worden und von den Altanen schöne Niederschau ins Murgthal gewährt.

Schloß Eberstein, zur Unterscheidung von Alt-Eberstein (Ebersteinburg) auch Neu-Eberstein benannt, ward am Ausgange des 17. Jahrhunderts von den Franzosen zerstört. Über dem Thore zum Burghof sieht das Eberwappen mit der Rose herab, die sich auch in dem Wappen der Herren von Alt-Windeck wiederfindet und diese als Lehnsleute der Grafen von Eberstein kennzeichnet. Nach dem mißlungenen Überfalle in Wildbad flüchtete Wolf von Wunnenstein hierher und wurde vergeblich vom Grafen Eberhard belagert. Vor der Wiederherstellung des Schlosses durch den Markgrafen Friedrich im Jahre 1804 lag es in tiefem Zerfall, nur da und dort zeigten sich noch an den Wänden Spuren ehemaliger, von Hans Baldung herstammender Gemälde; das Ganze gemahnte redend an die Verse Uhlands:

„Doch drinnen ist es öd und stille,
Im Hofe hohes Gras in Fülle,
Im Graben quillt das Wasser nimmer,
Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer,
Ringsum die Epheuranken schleifen,
Zugvögel durch die Fenster streifen."

Am Abhang zum Murgthal, unter der Burg, befindet sich der Rebberg, auf dem Wein, das einst so berühmte rote „Eberblut", wächst. Für modern-romantische fahrende Leute ist auch ein „Eberpfad" angelegt, dem man aber nicht folgen muß, wenn man nach Schloß Eberstein zu kommen trachtet. Mit seinem Namen irreleitend, kürzt er nur die nach Baden-Baden führende Fahrstraße.

Wie droben am Beginn des Murgthales Freudenstadt, liegt hier am Schluß desselben (wenigstens seines interessanten Teiles) unter dem Eberstein die Stadt Gernsbach als behagliche Sommerfrische am nördlichen Eingang in den oberen Schwarzwald, durch die bereits erwähnte Zweigbahn von Rastatt aus mit der

Haupteisenbahn des Rheinthals verbunden. Gernsbach, zuerst 1219 als ein Marktflecken Geerespach genannt, doch seit 1270 eine ummauerte Stadt, zu beiden Seiten der breiten, über ein schräges Wehr fallenden Murg, bietet mit seinen Häusern ein ziemlich neuzeitiges Ansehen, da es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zweimal von großen Bränden heimgesucht worden. Doch finden sich noch einige interessante alte Gebäude, unter denen das Rathaus sich besonders auszeichnet; von einem ehemalig bei der oberen Pfarrkirche belegenen alten Schloß der im 13. Jahrhundert ausgestorbenen „Schenken von Gerespach" ist nichts geblieben. Die Stadt bildet einen Hauptsitz des Holzhandels; die Flößer teilten sich hier ehemals in die drei Klassen der Wald-, Murg- und Rheinschiffer, die jedoch später zu einer „Schifferschaft" vereinigt wurden; älteste Nachrichten darüber entstammen dem 13. Jahrhundert. Zwei Brücken, eine kleine Inselanlage zwischen sich einschaltend, überspannen den Fluß, einen hübschen Umblick gewährend; jenseits des Wassers ziehen sich die „Vorstädte" Bleiche und Igelsbach mit kleinen Häuschen entlang. In den Gasthöfen, besonders im Stern, ist noch echte Schwarzwälder Wirtlichkeit zu finden. Vor der Stadt liegt in Gartenanlagen ein kleines Kiefernadelbad.

Das Murgthal wendet sich nun aus seiner bisherigen streng nördlichen Richtung nach Nordwest, erweitert sich, verliert seinen vorherigen besonderen Charakter, die Eisenbahn folgt dem Flußlauf und führt an dem Dorf Gaggenau mit einer großen Glasfabrik vorüber zu dem stattlichen, sehr alten, wohl nach der Farbe des benachbarten Berggesteins benannten Pfarrdorf Rothenfels („pagus a vicino rubeo monte sic dictus, ad fluvium Murgam situs"), das ursprünglich die Mutterkirche für das ganze untere und mittlere Murgthal bis über Forbach hinauf gebildet. Ein kaiserliches Hofgut (curia cum praedio)

bestand dort schon im Anfang des 11. Jahrhunderts, vom Kaiser Heinrich III. an das Bistum Speier vergabt; die Entdeckung einer lauen, eisenhaltigen Quelle im Beginn unseres Jahrhunderts bei Gelegenheit eines Bohrens auf Steinkohle führte zur Anlage einer wohleingerichteten und gern besuchten Badeanstalt. Lage und Klima des Ortes sind anmutiger Art und scheinen aus den Bewohnern desselben von jeher ein fröhliches Völkchen gemacht zu haben, das manchmal bei Kirmes und Fastnacht mit seinem gestrengen Pfarrherrn in Gegensatz geraten. Wenigstens sah ein solcher sich im Jahre 1605 gemüßigt, seine Rothenfelser, als sie am ersten Fastnachtabend auf dem Rathause einen Tanz abgehalten, am nächsten Sonntag von der Kanzel mit einer derben Strafpredigt zu überschütten. Er tritt darin als ein Vorläufer Abrahams a Santa Clara auf: eine Stelle ist so bezeichnend, daß sie Mitteilung verdient:

„Heisa, der Teufel ist tot und seine Großmutter auch! Wir tanzen, bis wir genug haben, die Herrschaft hat es erlaubt. Ich jedoch sage euch, der Bischof hat an solchen Tagen das Tanzen zu erlauben, und nicht die Herrschaft. Vermaledeit seien die Aeltern und Obrigkeiten, welche das erlauben! Ja, wenn's mit dem Tanzen genug wäre, wie aber sehen die schönen Jungfern des andern Morgens aus! Es werden daher Alle, so dem leichtfertigen Tanze beigewohnt, in eine Strafe von 6 Gulden verfällt, und hat der Plazmeister das Gretel heimgeführt, so kann derselbe auch diese Strafe eintreiben."

Der Zug fährt durch das untere Murgthal weiter über das alte ebersteinische, im Jahre 1090 zuerst erwähnte, noch jetzt sich höchst mittelalterlich ausnehmende Städtchen Kuppenheim nach der durch manche geschichtliche Ereignisse neuerer Zeit — Friedenskongreß und „Gesandtenmord" 1798, Exekution der badischen Aufständischen 1849 — nicht eben erfreulich bekannten,

jetzt aufgelassenen badischen Landes- und ehemaligen Bundes-, später, bis 1890, deutschen Reichsfestung **Rastatt** (1090 „Dorf Rasteten"). Auch sonst erhebt diese wenig Ansprüche, zu einem Lieblingsaufenthalt für Fremde zu dienen, obwohl dem Markgrafen Ludwig Wilhelm („Prinz Ludovicus") die Lage des Ortes so wohl gefiel, daß er sich 1706 in ihm ein großes Residenzschloß erbaute und mit Trophäen seiner Türkensiege ausschmückte. Aus der Zeit der „Dekumatischen Aecker" hat sich auch hier ein viereckiger, vier römischen Gottheiten geweihter Altar erhalten. Drei derselben sind unerkennbar geworden, und nur Merkur tritt noch deutlich hervor, der allerdings als Handelsgott mit dem heutigen Rastatt in äußerst geringem „aktuellen" Zusammenhang steht.

Wir müssen nochmals nach Gernsbach zurückkehren, um eines letzten und nicht unwesentlichen Zuganges zum nördlichen Schwarzwald Erwähnung zu thun. Zwischen dem Unterlauf der Murg, der Enz und Pfinz entspringt, ihnen allen ziemlich parallel fließend, auf der Abdachung des Gebirges nach Norden die (untere) Alb ungefähr in der Mitte zwischen Gernsbach und Wildbad auf dem 900 m hohen, schmalen und eigentümlichen Berggrat der „Teufelsmühle" und schneidet ein Zwischenthal zwischen den genannten ein, das, im Anfang eng, steinig und wild, sich bald zu einem anmutigen Wiesen- und Waldgrund erweitert. Seine Bedeutung erlangte es schon in alter Zeit durch die frühe Gründung der Klöster Herrenalb und Frauenalb in ihm, von denen das erstere, ein stattliches Pfarrdorf, als reizvoll belegener Sommeraufenthaltsort, außerdem seit mehreren Jahrzehnten in eine Bade- und Wasserheilanstalt umgewandelt, immer stärkere Anziehungskraft besonders auf norddeutsche Gäste ausübt. Das württembergische Gebiet springt, Baden an dieser Stelle am schmalsten verengend, hier mit so wunderlichem Auswuchs vor, daß ihm der An-

fang des Albthals mit Herrenalb zugehört, während der weitere Verlauf des ersteren und schon Frauenalb badisches Besitztum bilden.

Mit dem großen Schienennetz ist der Luftkurort Herrenalb durch eine thalab über Ettlingen zur badischen Hauptstadt, Karlsruhe, ziehende Zweigbahn verbunden, während sich uns von Gernsbach aus als bequemster Zugang die Kunststraße über Loffenau bietet, die noch eine Weile hinter letzterem Ort in Schlingen aufwärts steigt, um sich dann ins Albthal hinabzusenken; die Entfernung von Gernsbach bis zu dem 330 m hoch belegenen Herrenalb beträgt auf etwas kürzenden Abschneidewegen gute zwei Stunden. Es ist schon gesagt worden, daß die Stiftung des Klosters in die Anfangszeit der Besiedelung der tiefen Tannenwildnis des Schwarzwaldes fällt (1150), der Name kennzeichnet es im Gegensatz zu dem um zehn Jahre zuvor schon begründeten Frauenalb als Mönchs- (Cistercienser-) Kloster: nach seiner Lage im alten Albgau ward es zuerst monasterium in Alba, dann Alba Dominorum benannt. Der Stifter desselben war Graf Berthold II. von Eberstein, dessen Nachkommen vielfach ihre Gruft darin gefunden. Die Reformation machte das Kloster protestantisch, sowohl vom Bauernkriege als vom Dreißigjährigen Kriege ward es stark verwüstet, sodaß die erhaltenen Überreste außer der Kirche und einem Buckelsteinturm nicht mehr von besonderer altertümlicher Bedeutung sind. Desto mehr ist der Ort umher in seiner engen Thallage aufgeblüht, besitzt neben der Badeanstalt noch zahlreiche Gasthöfe und Privatwohnungen für Fremde und steht hinsichtlich seiner Umgebung und Bevorzugung durch die Natur keinem anderen im württembergischen Schwarzwald nach. Durch seine nahe Felsengruppe des „Falkenstein“ mit seltsamen gerundeten, turmartigen Schroffen, sowie durch tief in die Bergwände einschneidende Schluchten thut sich Herrenalb vielmehr unter allen besonders hervor.

Nord- und thalabwärts überschreitet die erwähnte Zweigbahn nach Karlsruhe sehr bald die badische Grenze und bringt, sich leicht senkend, nach **Frauenalb**, das außer seiner umfangreichen in Privatbesitz befindlichen Ruine nur wenige Häuser aufweist. Die Geschichte dieses im Jahre 1138 gleichfalls vom Grafen Berthold II. von Eberstein und seiner Gemahlin Uta gestifteten Nonnenklosters macht sich als sehr reich an äußerlicher und innerlicher Unfriedsamkeit bemerklich. Das Ende des 14. Jahrhunderts ward mit beständigem Streit und Groll zwischen der Äbtissin Margarete von Eberstein und dem Konvent angefüllt, infolge deren eine Einmischung von seiten des Markgrafen Bernard von Baden (der ein Kondominat mit dem Grafen von Eberstein ausübte) und der Äbte Marquard von Herrenalb und Albrecht von Gottsau stattfand. Badische Truppen legten 1403 Frauenalb (und Herrenalb) in Asche, 1507 vernichtete ein großer Brand wiederum die Kirche und die Nonnenzellen. Dann trat zur Reformationszeit ein großer Verfall der Klosterzucht ein, am berüchtigtsten unter der Äbtissin Paula von Weitershausen (1573—1603), sodaß der Markgraf Ernst Friedrich 1596 den Entschluß zur Säkularisation des Klosters faßte. Die streitbaren Nonnen leisteten jedoch Widerstand, Paula ward mit einer Anzahl derselben gefangen genommen (sie starb 1609 in Pforzheim) und ein badischer „Gegenschreiber" (Verwaltungsbeamter) ins Kloster gesetzt. Die Insassen des letzteren erhoben Klage bei dem Reichskammergericht zu Speyer durch den dortigen Bischof, das Urteil befahl Loslassung der Gefangenen und ihre Wiedereinsetzung. Doch der Markgraf nahm sich ausgiebig Zeit dazu bis zur Erlassung des kaiserlichen Restitutionsedikts in betreff der von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter (1629). Die inzwischen erfolgte Katastrophe des Markgrafen Georg Friedrich bei Wimpfen zog die Zurückgabe des Klosters und die Ernennung Johanna Marias von Maudach

(1631) zur Äbtissin nach sich. Zum Andenken ließen die Klosterfrauen den reitenden Kammerboten, der das Urteil aus Speyer überbracht hatte, zu Pferd in Lebensgröße am Klosterthor porträtieren. Als 1771 die Markgrafschaft Baden-Baden an Karl Friedrich von Baden-Durlach fiel, versuchte Frauenalb, das nach völliger Unabhängigkeit trachtete, ihm die Anerkennung seiner Landeshoheit zu verweigern. Das Kloster ward wiederum von badischen Soldaten besetzt und ein abermaliger, indes (unglaublich schnell, schon 1782) zu Gunsten des Markgrafen entschiedener Prozeß beim Reichskammergericht angestrengt. Durch den Luneviller Frieden und Reichsdeputationshauptschluß wurde Frauenalb mit seiner letzten Äbtissin Maria Victoria von Wrede 1803 säkularisiert und Baden zugesprochen. Man benutzte den Klosterbau zur Anlage einer Tuchfabrik, die in Flammen aufging und den jetzigen Ruinenzustand hinterließ, in welchem riesige Weinkeller eine Merkwürdigkeit bilden. Sie schließen in gewisser Weise den Lebenskreis Frauenalbs am Ende mit seinem Anfang zusammen, denn nach einer Sage ward Graf Albrecht von Zimmern bei einer Jagd auf dem Stromberg durch eine Geistererscheinung zur Gründung des Klosters veranlaßt. Einem Hirsch nachjagend (dies pflegte die stetige Gelegenheit für fromme Visionen zu sein) sah er im tiefen Walde seinen verstorbenen Oheim mit vielen Genossen in einem prächtigen Schlosse zechend beim Weintrunk sitzen, dann das Schloß plötzlich in Flammen auflodern und hörte ein jämmerliches Stöhnen aus dem Schwefelqualm heraufkommen. Das durchrüttelte ihn so, daß er „im Gemüte seiner eigenen Sünden reiche Blüte“ erwog und ein Kloster zu stiften beschloß.

„Berthold drauf, der Ebersteiner,
Sprach: Dein Vorsatz ist auch meiner —
Und von gleicher Glut entzündet,
Hat er Frauenalb gegründet —“

Doch scheint, wie die Geschichte des letzteren kundgiebt, der böse Geist von der Stätte nicht recht gründlich genug vorher ausgetrieben worden und die Weltlust auch den späteren frommen Bewohnerinnen noch dann und wann etwas ins Blut gefahren zu sein.

Von Frauenalb an werden die Geleitswände des Albthals immer niedriger und dieses reizloser, bis es nach noch vierstündigem unteren Verlauf bei Ettlingen (schon urkundlich 788 als „Edimingom" genannt), dem regbetriebsamen Nachbarstädtchen Karlsruhe-Durlachs ins Rheinthal ausmündet. Die Stadt liegt am Fuße weithin mit Wald überdeckter Anhöhen, mutmaßlich als ein Punkt, über den eine Römerstraße von Baden-Baden nach Pforzheim führte. Römische Altertümer, sowohl an Baulichkeiten als an Gefäßen und Münzen sind mannigfach in der Nähe gefunden worden, am interessantesten eine im Jahre 1480 durch eine Überflutung der Alb zu Tage gefördert, dem Neptun gewidmete Inschriftstafel, die nach manchen Wandererlebnissen über der Stadtbrücke angebracht wurde und bereits von dem Flößereibetrieb der Schiffer (Nautae) auf der Alb redet. Damit mag ebenfalls der mytische älteste Name Ettlingens „Posidonopolis" in Verbindung stehen, die gleich Pforzheim „von dem Trojaner Phorkys" gegründet worden. Daß die Stadt 1689 von den Franzosen verbrannt wurde, bedarf kaum der Bestätigung; sie liegt als letzte Station an der oben erwähnten Zweigbahn von Herrenalb nach Karlsruhe, sodaß Ettlingen gleichfalls einen der bequemsten Zugänge vom Norden her in den Schwarzwald eröffnet.

Dergestalt haben wir im vorstehenden Abschnitt den wesentlichsten Teil des württembergischen Schwarzwalds darzustellen gesucht und wenden uns zunächst nun nach Westen zum nördlichen Teil unseres Gebirges innerhalb der badischen Grenzen hinüber.

Im Gebiete der Hornisgrinde.



er vom Rheinthal aus zwischen Rastatt und Offenburg die Gebirgskette des Schwarzwaldes betrachtet, gewahrt dieselbe überall in gleicher Weise von einem hohen, langgedehnten Bergrücken überragt. Das ist die Hornisgrinde, mit einer Scheitelhöhe von 1166,2 m die höchste Erhebung der nördlichen Schwarzwaldhälfte darstellend und diese, breit hingelagert, beherrschend. Als Trabanten, mehr noch gleich abfallenden Schultern, schließen sich ihr im Norden die Badener Höhe und der Hochkopf, im Süden der Kniebis an.

Der Name Hornisgrinde ist ein interessanter, erhält noch ein in unserer heutigen Sprache fast untergegangenes altes Wort: „die Grinde“, das eine zerfurchte Kopfdecke bezeichnet. Bei Luther findet sich noch mundartlich Grind (das jetzt allein eine abgewandelte Bedeutung hat) für Kopf: mittelhochdeutsche Redensarten sagen: „Ich steche durch den Helm und durch den Grint“ — „ich haue dir über den Grind“. Etwas Mißächtliches liegt indes dem Worte beigemischt, es bildet gewissermaßen einen vulgären Gegensatz zu dem vornehmen „Haupt“ und schließt den Begriff des Zermahlenen, Zerhackten in sich ein. So ist es auf Berg-

höhen übertragen worden, wird jedoch unseres Wissens in Deutschland nirgendwo als im Schwarzwald angetroffen; die Schweiz hat es ebenfalls da und dort bewahrt (Grindelwald, Grünten). Auch zwischen Freiburg und Todtnau liegt ein „Grindenwald“; hauptsächlich indes bietet die Gegend um die Hornisgrinde mehrfache Wiederkehr des Namens („Lange Grinde“, zwischen der Rauhmünz und der Schönmünz, „Grindenbach“ über Allerheiligen), und die dortigen Umwohner benennen einen scharf aufgewölbten, langgestreckten Berggrat kurzweg „eine Grinde“.

Schwierig dagegen ist der Zusatz „Hornis“ zu erklären. Außer Zusammenhang steht er natürlich mit dem gleichnamigen Insekt; er wird zumeist von „Horn“ abgeleitet, sodaß das Ganze die Bedeutung „Hornscheitel“ hätte. Wahrscheinlicher bedünkt eine Herstammung vom althochdeutschen mist, Nebel, „der viel in Nebel eingehüllte Hochkopf“; die Korrumpierung des Namens im Volksmunde würde nicht ohne Analogon sein. Möglicherweise auch könnte er in ferne Vorzeit zurückgehen, so daß er ursprünglich hirnigrinde geheißen und eben „Hirnkopf“ (oder auch „Kopfwirbel“, hjarni) bedeutet. Das Zerfurchte einer Gehirnoberfläche würde mit dieser allerdings ziemlich tautologischen Bezeichnung gut übereinstimmen.

Jedenfalls ist der Name Hornisgrinde in seiner zweiten Hälfte ein äußerst zutreffender, denn ein Bergscheitel, der mehr die Benennung grindig („schorfig, mit Geblöck bedeckt“) verdiente, ist im Schwarzwald nicht auffindbar. Fast eine Stunde lang zieht der Rücken sich eben von Nord gen Süd, nach Westen überaus steil niederfallend, ostwärts zum Teil milder abgedacht. Noch überzieht ein Rest der alten Sandsteindecke die Hornisgrinde, rote Blöcke derselben liegen da und dort hingestreut, dazwischen dehnt sich fast überall ein schwammiger brauner Torfboden, der nach längerer Regendauer den Weg über den Rücken stellen-

weise völlig ungangbar macht. Droben ist eine hoch einsame, fast immer windumsummte Welt, im Sonnenglanz von erhabener Schönheit, in Sturm und Wolke unheimlich-großartig. Der kahle Grat ragt über den Tannenwuchs hinaus, nicht durch seine Höhe, denn im südlichen Schwarzwald steigt jener noch weiter empor, sondern weil der Boden seiner Entwicklung ungünstig ist. Nur düstere Legföhren schwanken als „Knieholz“ umher, doch gesellt die Freundin des rauhesten Klimas und der höchsten Nordwelt, die Eberesche, sich noch hinein. Dazwischen wölben sich Bulte von Heidekraut und Borstengras über den Moorgrund, aus dem ab und zu hohe Binsen aufwuchern. Die Hornisgrinde bildet ein Unikum trister Bodenbeschaffenheit, doch zugleich einen Standort seltener Hochflora (Gentiana lutea); überall schweift der Blick in eine Unendlichkeit zwischen der schwäbischen Alb im Osten, dem Juragebirge und den Vogesen im Westen; bei klarer Luft liegt südhinüber die Alpenkette ausgebreitet. Wo der Grat sich nach Süden zum Thal der Acher zu senken beginnt, steht ein 8½ m hoher Signal- und Aussichtsturm (Station der europäischen Gradmessung), recht verdienstlich für die freie Rundschau, der Zugang führt von außen über die Stufen einer steilen Treppe hinauf. Nordwärts ist dem Turm eine kleine Schutzhütte angebaut, um den vom Unwetter Überfallenen Zuflucht zu bieten. Leider findet sich auch dies Verdienst ein wenig durch die kalten Steinbänke beeinträchtigt, und so dankenswert die Anlage einer Feuerstelle in der Hütte ist, dürfte sie dem philanthropischen Beruf zur Erwärmung durchnäßter Wanderer nur selten nachkommen, da sich weder in dem kleinen Schutzbau, noch weit umher Holz zur Erzeugung mildthätiger Flammen vorfindet.

In orographischer Hinsicht bildet die Hornisgrinde einen Hauptbestandteil der Wasserscheide zwischen den Parallelläufen des Rheins und der Murg. Ostwärts

zur letzteren fließen von ihr und ihrer Nordabdachung die Schönmünzach, Rauhmünzach und der Schwarzbach, sämtlich durch weite, dunkle Waldberge hinabschäumend; nach der anderen Seite ziehen sich außer der Acher und Bühlott nur eine Menge kleinerer, aber heftig abstürzender Bäche ins Rheinthal hinunter, die der Torf- und Waldgrund des Hochrückens auch in der Sommerdürre nicht versiegen läßt. Mit politischer Grenze springt das Reich Württemberg bis dicht an den Turm der Hornisgrinde herauf; ein Haideweg führt in wenig Minuten nach Osten zu einem alten Grenzstein, Dreifürstenstein benannt, weil an ihm ehemals außer badischem und württembergischem Gebiet auch noch bischöflich straßburgisches zusammentraf.

Wenn wir uns, sei es mit wirklichem Auge, sei es in der Vorstellung, das von der Hornisgrinde beherrschte „Gebiet“ des Schwarzwaldes überblickend, nach Osten wenden, so treffen wir auf eine weite Eintönigkeit der Landschaft, fast ohne irgend einen bemerkenswerten Punkt. Die schon erwähnten endlosen Bergwälder, von den Zuflüssen der Murg durchzogen, dehnen sich dunkel zum uns bekannt gewordenen langen Thal der letzteren hinab; gerade nieder in die steil abfallende Tiefe sieht man auf kesselartige, mit Moorgrund und Wasserblinken gefüllte Ausrundungen. Die Welt drunten ist unwirtlich-menschenleer, todeseinsam; nirgendwo sonst zeigt der Schwarzwald so ununterbrochen-unermeßliche, ortschaftslose Waldungen, in denen man zwei, selbst drei Wegstunden lang keinem einzigen Hause begegnet. Es ist keinem Wanderer zu raten, sich dort von einbrechender Nacht überfallen zu lassen, die finsteren, lautlosen Tiefen würden ihn leicht mit unliebsamer Wirklichkeit an Märchenschrecknisse, die einst seine Kinderphantasie entzückt haben, erinnern.

Nach Süden führt dagegen vom Turm aus ein allerdings sehr steinicht-schlechter, doch unfehlbarer Fußpfad abwärts an einen breiten roten Sandsteinbruch,

neben dem man durch dichte Tannenwipfel unter sich einen Wasserspiegel — den Mummelsee — aufblinken sieht. Steilgewunden senkt sich der Pfad zu ihm nieder — die Weglänge vom Turm der Hornisgrinde beträgt abwärts kaum zwanzig Minuten —; am südlichen Uferrand steht jetzt ein Gasthaus mit freiem Vorplatz. Hart vor den Tischen und Bänken liegt der kleine, eirunde See ausgebreitet, ganz von hohen dichtbewaldeten Bergwänden umschlossen, doch seine Romantik hat er eingebüßt. Die Tannen umher sind in der Mehrzahl nur von geringer Mächtigkeit, und zumal im Vorsommer, wenn sie frisch austreiben, benimmt das lichte Grün ihrer Spitzen der Seerunde jeden unheimlich-düsteren Charakter; auch die Spielerei, daß eine Anzahl von Nachen zum Umherrudern auf der kleinen Fläche bereit liegt, trägt für den Hochgebirgsgrund nicht zur Bewahrung einsamer Würde bei. Jedenfalls ist der Mummelsee an Wirkung nicht mit dem Feldsee vergleichbar, und es mag hier passend bemerkt werden, daß er sich in charakteristischer Weise zu dem letzteren verhält wie überhaupt der gesamte nördliche Schwarzwald zu dem südlichen.

Daß die Sagenbildung früherer Zeit reichhaltige Nahrung im Mummelsee, den die Römer bereits „lacus mirabilis“ benannt haben sollen, gefunden, als er noch von Urwaldstannen umgeben und nur von Jägern, Harzklaubern und Schatzgräbern aufgesucht wurde, ist ebensowohl begreiflich, als unbestreitbar, daß die heutigen wohlgebauten Fahr- und Fußwege zu ihm, mit zahlreichen Wegweisern versehen, der laute Steinbruchbetrieb, der Hotelbau am Ufer, die Mietgondeln auf dem See ihn in ein möglichst nüchternes Licht rücken und nach Kräften alles Wundersamen entkleiden. Wer sich in die Mystik hineinversetzen will, mit welcher der Volksglaube ihn ehemals dicht übersponnen, thut unfraglich am besten, im Grimmelshausenschen „Simplicius“ die Kapitel 10—18 des fünften Buches zu

lesen, in denen sich eine Sammlung aller an den Mummelsee geknüpften Mären vorfindet. Simplicius selbst, der sich damals im „Bad Griesbach“ (im Rench-thal) aufhielt, begegnen droben die absonderlichsten Dinge. Wir erfahren, daß er, von einem Ortskundigen geführt, sechs Stunden braucht, um durch einsame Wildnis an den See zu gelangen, in den er hineinstürzt, um in der Tiefe von dem „Prinzen des Mummelsees“ seltsamste Belehrungen zu empfangen. Wie er an die Oberfläche zurückkommt, verirrt er sich in den schwarz-unermeßlichen Wäldern und schließt seinen Bericht mit den Worten, daß das wahr sei, „was mir mein Knan zuvor gesagt hatte, daß ich nämlich von dieser Wallfahrt weiter nichts als müde Beine und den Hergang für den Hingang haben würde“. Immerhin ist der Aufstieg vom Wolfsbrunnen zum See auch heute ein nicht ganz unbeträchtlicher (360 m), doch die erwähnten, äußerst gepflegten Wege lassen allzu müde Beine nicht mehr befürchten. In Bezug auf den Namen Mummelsee sagt Simplicius, derselbe „gebe genugsam zu verstehen, daß es um ihn wie um eine Maskerade oder einen Mummenschanz ein verkapptes Wesen sei“, und die gegenwärtige Volksetymologie leitet gleichfalls die Benennung von einem vermummten Wassergeist „Mummel“ ab, der mit seinen Töchtern — Mümmelchen — in der Seetiefe haust. Der wirkliche Ursprung des Namens entstammt indes zweifellos dem alten Zeitwort „mummeln“, das „murren, murmeln“ bedeutet und das vereinte leise murrende Geräusch des Windes in den Tannen und den von ihm aufgeregten Seewellchen in dem abgeschlossenen Bergkessel bezeichnend wiedergiebt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verursachte übrigens der zu Flößereizwecken hoch angestaute See, infolge plötzlich eintretender gewaltiger Regenstürze durchbrechend, eine gefährliche Überschwemmung des unter ihm belegenen Thales.

Vom Mummelsee führt in anderthalb Stunden ost-

wärts ein einsamer Weg über das sogenannte Eckle mit Blockhütten — drei Viertelstunden unterhalb desselben weiter nach Osten liegt am Langenbach die Wirtschaft und Nachtunterkunft „Zum balzenden Auerhahn" beim Forstwächter Züfle (eigentlich „Süpfle") — durch Wald, dann auf ödem Hochrücken zum Wildsee, der, an Umfang dem Mummelsee ungefähr gleich, tief (100 m) unter dem Standpunkt des Beschauers liegen bleibt. Er ist in seiner Wirkung weit großartiger als jener, besonders am Abend, wenn er wie ein dunkles, fast schwarzes Auge aus seinen dichten Tannenbrauen aufblickt. Auch ihn umgeben keine Felswände, aber so weit das Gesicht reicht, trifft es auf nichts als tiefe Wälder ohne die Lücke einer Handbreite, die weltvergessen daliegen, denn selbst die Axt des Holzfällers dringt kaum hinein, da die Schwierigkeit des Herausschaffens der Stämme aus der moorigen Kesseltiefe die Arbeit nicht lohnt. So gemahnt die Umgebung des Wildsees an unberührten Urwald und der schweigsame, finstere Wasserspiegel an einen Zugang zur Unterwelt. Auch die über ihm flatternden Mären sind gespenstischerer Art als die des Mummelsees. Eine derselben spielt nicht in der Nacht oder im Mondlicht, sondern in heller, heißer Geisterstunde des Mittags. Vor den Augen eines Hirtenmädchens sprengt auf schwarzem Rappen ein prachtvoll gekleideter Reiter über die stille, nur mit dunklem Knieholz bedeckte Hochfläche daher und mit gewaltigem Satz seines Pferdes geradeaus in den Wildsee hinunter, der sich stumm über Roß und Reiter zusammenschließt; nur der Federhut des letzteren treibt noch farbig auf dem düsteren Gewässer. — Nördlich am See befinden sich noch sehr geringfügige Anzeichen ehemaliger Gebäude, von denen ein „Lagerbuch" aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sagt: „Bei diesem See hatt es einen ziemlich geraumen Platz, daruff vor alters ein Kirch gestanden, wie dann das Gemäuer, die Thür und Fenstergestell von Quatersteinen und gehawenen

Stückhen noch zum Theil allda aufrecht stehet und zu sehen ist. Also ist auch noch ein Hoffstatt eines Häußlins daselbsten erkantlich, darinn ein Waldbruoder und Eremit gewohnt haben solle, und ist ein strenge Walfahrt dahin gangen, wie solches ein alter braiter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzue gehet, scheinlich zu erkennen gibt." — Am Rande des schmal sich auf der Höhe halb um den See ziehenden Fußweges (nach dem „Ruhstein") steht eine kleine, verlassene Schutzhütte, ziemlich im Einklang mit der weiten Öde ringsum; nur die Eberesche reckt auch nach ihr das zierliche Blattgrün. Im Wildsee nimmt die Schönmünzach ihren Ursprung, doch man gewahrt nichts von ihrem waldverdeckten Laufe, einzig die lange Kette der Rauhen Alb hebt sich mit ferner Bläue über den Tannenbergwall des Murgthals.

Die vom Mummelsee gradab nach Süden niederführenden Wege bringen in drei Viertelstunden (abwärts) zu dem trefflichen Gasthof „Zum Wolfsbrunnen" (671 m) hinunter, der an einer Kehre der Kunststraße über den Schwarzwald von Achern nach Baiersbronn (Freudenstadt) belegen, den besten Ausgangspunkt zum Mummelsee und zum Turm der Hornisgrinde bildet. Überraschend wirken auf den von oben aus dem roten Sandsteingeblöck Herabkommenden die mächtigen Felsschutthalden aus schwarzgrauem Granit, die das einsam zwischen hohe Bergwälder eingeschaltete Haus dicht umgeben. Die Lage desselben ist „romantisch", und ein Abend auf der Terrasse unter den rauschenden Riesentannen beim Klang des abstürzenden Wassers und höchst empfehlenswertem „Kappelrodecker" Wein bleibt eigen in der Erinnerung; zu dauerndem Aufenthalt indes wird für die Neigung der Meisten der Wolfsbrunnen zu eng und dunkel eingeschlossen sein. Die Wand des Eßsaals enthält ein glanzvoll umlorbeertes Gedenkblatt (mit Bild) an „Dr. Victor von Scheffel", der autographisch mitteilt, daß er 1885 hier „neun Junitage,

krank von angestrengtem Weg nach dem Wildsee verweilt", und sich bei den Wirten bedankt. Ähnliche schriftliche Anerkennungen desselben finden sich mannigfach im Schwarzwald, z. B. unfern von hier gleichfalls in der „Post" in Schönmünzach.

Vom Wolfsbrunnen steigt die breite, vorzügliche Fahrstraße nach Osten noch eine Zeit lang durch Wald weiter aufwärts, dann hebt sie sich frei über den Thalgrund des Oberlaufes der Acher, die, aus dem Mummelsee entspringend, hier danach den Namen Seebach führt. Im Frühsommer prächtig von Orchideen überblühte Halden heben sich zur Linken, schöngezackte Felsgrate und seltsam mit Flechten bedeckte Steinwände; dem Zurückblickenden ragt lange tief drunten mächtig-einsam aus der weiten Rheinthalebene das Straßburger Münster auf. Links zweigt einmal ein Weg zum Wildsee empor, dann ist nach einer Stunde vom Wolfsbrunnen aus der höchste Punkt der Straße (920 m) erreicht. An einer Wendung sieht man plötzlich den „Ruhstein" dicht vor sich, einen abgeplatteten Felsblock zwischen den Hoheitspfählen Badens und Württembergs. Unmittelbar jenseits der badischen Grenze liegt das „Gasthaus zum Ruhstein", eines der einsamsten des ganzen Schwarzwaldes, denn seine Entfernung von jeder Ortschaft beträgt acht Kilometer. Das Haus steht hart auf der Wasserscheide, dicht neben ihm nimmt die „Rote Murg" ihren Beginn.

Der Gasthof zum Ruhstein, jetzt zu stattlichem Umfang und Aussehen vergrößert, bietet unseres Erachtens nach allen Richtungen den bevorzugtesten Hochsommer-Aufenthaltsort im gesamten nördlichen Schwarzwald für diejenigen, welche nach Größe, Stille und einfacher Schönheit der Natur Verlangen tragen. Schattige und doch luftige, mannigfaltige Waldumgebung tritt auf die Entfernung weniger Schritte heran, aber ebensowohl freie, sonnige Halde. Zahlreiche Wege kreuzen hin und wieder; an nassen Tagen gewährt die

fast ebene Straße nach beiden Seiten trockene, bequemste Bewegungsmöglichkeit. Wie sonst fast nirgendwo hat die Bodenkultur aufgehört, zwar fehlen die eigentlichen schönen Matten des Hochlandes im südlichen Schwarzwald, doch wenigstens behindern Kornfelder und Wiesen den Fuß nicht mehr, nach Belieben überallhin weglos umherzuschweifen; eine mäßige Stunde führt zur Höhe über dem Wildsee mit ihrer Einsamkeit und ihrem weiten Umblick hinan. Das Haus sorgt aufs beste für seine Gäste und enthält behagliche Räume. Wenn der Himmel liebenswürdige Stimmung hinzugesellt, bildet alles dort einen harmonischen Zusammenklang.

Vom Ruhstein senkt sich die Straße durch das Thal der „Roten Murg“ langsam zu dem Dorf Oberthal — das bei dem zu ihm gehörigen Weiler „Schloß“ in wilder Waldschlucht auf einem ringsum senkrecht abfallenden, würfelförmigen Sandsteinfelsen die Turmreste der Burg Tannenfels in unzugänglicher Lage aufweist —, dann nach Mittelthal und Baiersbronn hinab; Ruhstein gehört noch zur weitausgedehnten Gemeinde des letzteren. Mit der Straße endet das Gebiet der Hornisgrinde nach Süden, um jenseits derselben das des Kniebis beginnen zu lassen, zu dem vom Ruhstein aus über den Vogelskopf und Roten Schliff, immer den badisch-württembergischen Grenzsteinen entlang, ein dreistündiger, ebenso hocheinsamer als hochinteressanter Fußweg hinüberführt. Wer bedauerlicher Weise am Einschlagen desselben durch Nebel (dann sehr abzuraten) oder durch sonstige Wetterungunst verhindert wird, gelangt auf dem Umweg über Oberthal und von dort auf der Bühlbachstraße sicher, durch ein völlig menschenleeres Thal, zum Kniebis hinan.

Wir wenden uns nach dem Wolfsbrunnen zurück, von wo ein naher Weg nach der Klosterruine von Allerheiligen gleichfalls schon im Kniebisgebiet abzweigt, und folgen der großen Straße in entgegen-

gesetzter Richtung nach Westen abwärts. Der dunkle Bergwald lichtet sich bald, eine große Bogenschlinge umkreist das offene Seebacher Thal, der Ort gleichen Namens zieht sich lang durch dasselbe hinab. Die Nixen des Mummelsees statten in ihm dann und wann ihre Besuche ab, wenigstens fanden sich einmal drei derselben als weißgewandete Jungfern zur Winterzeit abends in der Seebacher Spinnstube ein, um mit dem elften Glockenschlag stets hastig zu verschwinden. Ein junger Bursche verliebte sich in eine von ihnen und stellte eines Tages, um sie länger zu halten, die Uhr um eine Stunde zurück. So blieben die Drei ahnungslos bis Mitternacht, doch am nächsten Morgen hörte ein zum Mummelsee hinaufgestiegener Holzfäller Wehklagen aus der Wassertiefe heraufkommen, sah auf der Oberfläche drei Blutflecke treiben, und der Fälscher des Stundenschlags in Seebach starb nach drei Tagen. Die Nixen aber kehrten niemals wieder.

Die Straße senkt sich noch weiter bis zu dem hübschen, freundlich belegenen Dorf Ottenhöfen, im 14. Jahrhundert „In den Höfen" und erst seit 1550 Ottenhoven benannt. Hier treffen wir wiederum auf eine Abzweigung der dem Gebirge immer näher kommenden Schienenwege: die Seitenbahn nach Achern, welche uns im mehr und mehr sich verbreiternden Acherthal, das nun den Namen „Kappler Thal" annimmt, zunächst zu dem großen Marktflecken Kappel führt, der zum Unterschied von manchen gleichnamigen Ortschaften nach seiner alten „Nikolauskapelle" und der Burg Rodeck über ihm Kappelrodeck genannt wird. Hier beginnt der Rebbau und zeitigt, wie schon erwähnt, einen vortrefflichen Wein; überhaupt zeichnet sich die Mehrzahl der unter dem Westabhang der Hornisgrinde gedeihenden Weine (Klingelberger, Clevner, Affenthaler, Mauerwein) durch Güte, Fülle und Eigenart aus.

Kappelrodeck, obwohl erst im 14. Jahrhundert als Gemeinde erwähnt, und das Kappler Thal bilden eine

Stätte vieler geschichtlicher Erinnerungen aus ältester bis zu neuerer Zeit. Die Bewohner thaten sich oft, besonders im Bauernkrieg und gegen die einfallenden Franzosen, durch Mut und Tapferkeit, zuweilen auch durch Übermut hervor; einmal freilich läßt eine Mythe sie vor einem Zwerge Reißaus nehmen, als sie ausgezogen, um die über ihrem Ort belegene Burg Rodeck zu erstürmen. Ein Schutzgeist der letzteren, das „Burgmännlein", das allein in dem bedrohten Schloß zurückgeblieben, schlug sie mit einer lauten Lache vom Bergfried herunter in die Flucht, daß sie in Todesangst davonliefen und nicht wieder zu kommen wagten.

„So blieb nun verschont vor gefürchtetem Troß
Die Burg in dem Kriegsgewitter;
Gekehrt aus dem Berge der Graf in das Schloß,
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter;
Das hat mit dem Rat ihn, dem klugen, bedacht:
„Zwar hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ist's Euere Sache,
Daß dauernder Friede Euch lache.

Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch, dem verhaßten;
Regiert nicht, wie Andre, mit eiserner Hand,
Vermindert die Frohnden und Lasten!"
So that er, und Segen erfüllte sein Haus,
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmaus;
Bei Met und gewürzigem Brodweck,
Hui, ging es da hoch her auf Rodeck."

Die Burg Rodeck scheint im Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut zu sein (urkundlich erscheint der erste „Heinrich Roeder von Rodeck" 1259), als das uralt am Oberrhein seßhafte Geschlecht der Roeder (die „Ausroder") sich von ihrer nah unter dem Gipfel der Hornisgrinde belegenen Stammburg Hohenrode (zu der wir später gelangen werden) nach Brauch der Zeit tiefer in die Thäler herabzog. Rodeck blieb im Besitz derer von Roeder bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, dann

erhoben zwei Ritter von Roedern Anspruch auf die Burg, vermochten indes ihre Familienverwandtschaft mit dem ausgestorbenen Geschlecht nicht nachzuweisen, sodaß die Herrschaft als Lehen an die von Neuenstein überging. Am Ausgang der 70er Jahre unseres Jahrhunderts erwarb ein Privatmann die fast zur Ruine zerfallene Burg und stellte auf den Grundmauern ein stattliches Schloß in mittelalterlicher Bauart her, das jetzt von seiner Berghöhe auf Kappelrodeck herabsieht.

Die Rheinebene liegt nun offen vor dem Blick, und in breiter Thalsohle erstreckt die Bahntrace sich gegen sie fort, durchmißt das Dorf Oberachern (1095 Achara) als Vorort der bald beginnenden, seit 1300 von ihm abgetrennten Stadt Achern, wo unsere Zweigbahn in die Rheinthaleisenbahn ausmündet. Achern, im Jahre 1050 zuerst ebenfalls als „Achara" erwähnt, einst straßburgischer Besitz, bietet wenig Bemerkenswertes, dagegen in seiner nächsten Umgebung zwei nicht mit der Vernunftrichtigkeit des Menschentums im Einklang befindliche Stätten. Die eine ist die große, 1842 fertiggestellte Landesirrenanstalt Illenau, die andere, vielleicht noch mehr von zeitweiliger Geistestrübung zeugend, das als Kuriosität ganz eigner Art zu erwähnende Turenne-Denkmal bei dem Nachbardorfe Acherns, Obersasbach, einem uralten, von einem fränkischen Geschlecht „von Bach" begründeten Ort, in welchem Kaiser Otto III. (980—1002), trübseligsten Angedenkens, als Knabe 994 die Weihnachtszeit zubrachte. Die Stelle, auf der das Denkmal ruht, hat der französische Staat 1829 als Eigentum erworben, um einem der größten Verwüster des badischen Landes auf badischem Grunde ein prunkendes Gedächtnismal zu erheben. Eine breite, lange „Avenue" führt auf den hohen Granitobelisk zu, an dessen Vorderseite ein Kolossalkopf Turennes aus dem Stein herausgemeißelt ist. Zur Linken davon sieht der abgestorbene, epheuüberworfene Stumpf des Nußbaums auf, dem ein

neuer kräftiger Stamm entsproßt; in der Mitte zwischen dem Baum und dem Denkmal steht ein niedriger roter Stein, der die Inschriften trägt: „Ici fut tué Turenne — Hic cecidit Turennius — Hier ist Turennius verdödtet worden — a. 1675.“ Das Wohnhaus eines französischen Wächters der geheiligten Stätte befindet sich daneben, und fromme Pilger hinterlassen an ihr Zeichen ihrer Andacht. Um Pfingsten des Jahres 1888 war über dem Medaillonkopf ein Lorbeerkranz aufgehängt, aus dem die Worte herabgrüßten: „Les excursionistes de Strassbourg“. Diese begeisterte Anerkennung der Ruhmesthaten Turennes von seiten des deutschen Elsaß fand gesicherte Freistatt an dem Obelisk, ohne daß irgend jemandem der blasphemische Gedanke gekommen wäre, sie zu entfernen. Vielleicht würde es ihr weniger gut gegangen sein, wenn sie nicht in französischer Sprache abgefaßt gewesen.

* * *

Wir haben die Straße von Baiersbronn nach Achern als die Südgrenze des Gebietes der Hornisgrinde überwandert und kehren wieder auf den Scheitel der letzteren zurück, um von dort unsere Niederschau nach Westen fortzusetzen. Hier begegnen wir nah vor uns einem interessanten Anblick. Die Hornisgrinde fällt steil ab, dann erhebt sich ihr gegenüber wieder eine mit gewaltigem Granitgeblöck (nicht mehr Sandstein) überdeckte Berghöhe bis zu 762 m, die auf schroffem Fels den letzten kargen Überrest der ehemaligen Burg Hohenrode, gewöhnlich „das Brigittenschloß“ genannt, aufragen läßt. Es war wohl die höchst belegene Burg des gesamten Schwarzwaldes, mit Ausnahme solcher, die sich auf dem südlichen Hochlande desselben da und dort auf geringen Angipfelungen finden. Von Achern aus gesehen, ragt sie mächtig, wie fast zu der Hornisgrinde, empor.

Hohenrode gilt als die älteste Stammburg des Geschlechtes der Roeder (wohl schon im 11. Jahrhundert

erbaut), das, ursprünglich im Elsaß seßhaft, wo noch die Namen Rödern, Rodern, Hohenrodern, Rodersdorf daran erinnern, später mehrere Schlösser in der alten Ortenau besaß. Jedenfalls war Hohenrode ein Felsenhorst frühester, ursprünglichster und unzugänglichster Art. Kaum ist zu begreifen, wie die Bewohner selbst einen Zugang gefunden, es sieht aus, als könne fast nichts als ein Bergfried auf der Schroffe Platz gehabt haben; dafür genossen Burgfrau und Burgfräulein allerdings eine wundersame Aussicht von den Fenstersitzen ihres Adlernestes aus, aber die Heraufbeschaffung von Lebensmitteln muß mit unglaublicher Beschwernis und der Winteraufenthalt droben mit bösen Tagen und Nächten des Zähneklapperns verknüpft gewesen sein. Zweifellos füllten schon damals die Geister des nahen Mummelsees die Luft und die Gemüter, im Sturmgeheul, Donner und Wolkengewoge tobte von der Hornisgrinde die „wilde Jagd“ herüber, und selbst den eisengepanzerten Burgherrn — wenn es auch schwer zu fassen ist, wie er hierher emporgeritten sein kann — mag nicht selten das Gefühl des Scheffelschen „Nachtliedes“ angewandelt haben:

„Das ist die Nacht, die finstre Nacht im Walde,
Die mich umhüllt auf weltverborgenem Ritt.
Wie anders tönt der Windstoß längs der Halde,
Wie anders, denn am Tag, des Rosses Tritt!

Schwarzdunkel liegt der Berg. Nur in den Zweigen
Spielt da und dort ein matt unsicher Licht . .
Ist's Mondenschein? ist's mitternächtiger Reigen?
. . Vorwärts, mein Roß, und sträub' die Mähne nicht!“

Natürlich umkreist die Sage die wolkenhoch ragenden alten Trümmer mit besonderer Vorliebe und zwar die zwiefache von einer Brigitte, einer guten und einer bösen; daher der Name „Brigittenschloß“. Die Burg lag danach zu Anfang drunten am Fuß des Berges, als Eigentum einer Zauberkünste betreibenden Edelfrau

Brigitte, welche Gewitter, Überschwemmungen und Seuchen veranlaßte und, deshalb von den Umwohnern bedroht, sich durch Teufelskunst mitsamt ihrem Schloß auf die Felsenspitze emporhob. Die zweite Brigitte war die Frau des letzten Burgherrn von Hohenrode, die er aus Liebe zu einem schönen Edelfräulein Gertrud von Bosenstein ermorden zu lassen befahl. Doch wie seine Trauung mit der letzteren stattfinden sollte, trat die nur Totgeglaubte plötzlich inmitten der Hochzeitsgäste zwischen sie, so daß ihr Gatte, starr vor Schreck, überwältigt ihr zu Füßen fiel und ihre Vergebung erflehte. Diese gewährte sie, doch blieb sie nicht mehr bei ihm, sondern ging in ein Kloster, wo sie, nach ihrem Tode wie eine Heilige verehrt, starb, während er gleichfalls den Rest seines Lebens bei einem Klausner in der Waldeinsamkeit verbrachte. Von den eigentlich am meisten schuldigen „Gertruden" pflegt in solchen Fällen die Sage nichts weiter zu vermelden; sie hat vermutlich irgend eine andere „gute Partie" gemacht. Seitdem aber

„Wohl ist das Schloß verfallen,
Wohl steht der Turm verwaist,
Doch ob den öden Hallen
Schwebt noch Brigittens Geist.

Wohin dein Auge schaue,
Ihr Segen schmückt das Land,
Drum wird die Burg im Gaue
Brigittenschloß genannt."

Allerdings steht auch der Turm heut nicht mehr, sondern was von unten aus so erscheint, ist nur ein wunderlich aufragendes Stück der alten, nach der Bergseite gekehrten Schildmauer, der einzige erhaltene Rest der Burg, deren sonstige noch vorhandene Überbleibsel 1815 von zwei abergläubisch hier nach Schätzen wühlenden Bauern aus dem drunten belegenen Dorf Sasbachwalden mit Pulver zersprengt wurden. Einer derselben erhängte sich nachher im Rauchfang seines Hauses, wo

man die Leiche erst nach Jahr und Tag völlig ausgedörrt entdeckte; die Schatzgräbersucht ist überhaupt eine unter den Bauern des Schwarzwaldes stark verbreitete. Ein Freiherr von Roeder dieses Jahrhunderts hat in den Felsblock unter dem Mauerrest von Hohenrode eine Eisentafel mit dem alten Familienwappen einfügen lassen. Nicht weit von den geringen Trümmern erhebt sich aus den rings verstreuten Granitklötzen ein „Menhir“ (der „Katzenstein“ benannt), eines jener rätselhaften, gleich den „Dolmen“ und „Cromlechs“ einmal von Menschenhand zu unbekanntem Zweck hergestellten Gebilde aufeinander getürmter mächtiger Steinblöcke, die wahrscheinlich Götzengestalten in rohester Form zum Ausdruck gebracht.

Wenn aber das Brigittenschloß so vergangen, hat sich der mythische Segen der zweiten Frau Brigitte in der Landschaft unter demselben im vollsten Maße erhalten. Das Stück der alten Ortenau unter dem Kammgrat der Hornisgrinde ist ein wunderbar schönes, reich von der Natur begünstigtes; nirgendwo liegen die stärksten Gegensätze der rauhen, fast leblosen Wildnis und der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit so nah zusammengerückt. Nur die Höhe bewirkt den Unterschied; fast unmittelbar blickt sie auf eine üppige Anmut herab. Wer, von droben niedergestiegen, das Gelände der letzten westlichen Abhänge der Hornisgrinde überwandert, kann sich wie durch einen Zauberflug in die Vegetation der südlichen Alpen versetzt glauben. Große Kastanien- und Wallnußhaine einer italienischen Landschaft nehmen ihn unter hohe, luftige Schattenwipfel auf, seltener Blütenreichtum der Haldenwiesen übt eine fast berauschende Wirkung, zu den Füßen des traumhaft Hinschreitenden dehnt sich immer die weite, tausendfach schimmernde Rheinebene. Dörfer, halb unter Obstbäume hingelagert, steigen dort höher zum Gebirg empor, senken sich hier zu Thal, das Ganze ähnelt, ins Große verwandelt, der „Bergstraße“ am Westrande des Oden-

waldes. Man empfindet, daß dieser Teil der Ortenau eines der herrlichsten Erdenstücke in deutschen Landen darstellt.

Wir haben früher von dem Ursprung des Namens Ortenau gesprochen und wollen hier nur noch eine drollige Etymologie der Münsterschen „Kosmographie" anfügen. Sie sagt: „Die gegenheit darin dise stättlin ligen heißt die Mortnaw | ligt an einem gebirg | und rinnt die Kintzig dardurch | hatt vor zeiten die Or(t)naw geheissen | aber vonn wegen der mörder | deren etwan vil darin gewesen | besunder im dorf Humbßfelden das am Rhein ligt | hat diesen nammen Mortnaw bekommen." Das genannte Dorf scheint zu den vielen im Dreißigjährigen Krieg verschwundenen gehört zu haben.

Wie gesagt schaut die Hornisgrinde nur auf ein Stück der alten Ortenau herab, die vom Oosthal im Norden bis zum Bleichthal im Süden reichte und ihre Grenze von letzterem nach Osten fast um den ganzen Lauf der Kinzig über die Kammhöhen des Kniebis, der Hornisgrinde, des Hochkopfes und der Badener Höhe bis ins Rheinthal zurückschlang, aber unbedingt ist es das schönste Stück. Drunten reihen sich am Schienenstrange der Bahn, wie Perlen an einer Schnur, von Achern bis Oos zahlreiche Ortschaften auf, als bedeutendste unter ihnen die Städtchen Bühl und Steinbach. Bühl — der Name bedeutet Hügel, eine kleine Anhöhe — ist ein alter, bei seinem ersten geschichtlichen Auftauchen als „Buhele" (1283) ebersteinischer Ort, seit 1872 von einer neuen gotischen Kirche aus rotem Sandstein überragt; eine am „Badischen Hof" eingemauerte interessante Allianzwappen-Steintafel der Geschlechter Windeck-Reinach zeigt die Jahreszahl 1563. Die Stadt besaß im Mittelalter eine berühmte Narrenzunft mit einem Narrenbuch, über die eine interessante Novelle Wilhelms von Chezy „Der Bäcker von Bühl" (dritter Teil seines „Großes

Malefizbuch") genaue Auskunft giebt; an einen verschwundenen Turm knüpft sich eine gleichfalls dem Mittelalter entstammende Überlieferung von einem Bühler Vogt, der ein Mädchen, das seiner Bewerbung widerstand, der Hexerei bezichtigte. Die Angeschuldigte ward zum Feuertod verurteilt, doch wie sie auf den Scheiterhaufen geführt worden, löschte ein plötzlicher Wolkenbruch die nach ihr emporlodernden Flammen aus. Der Ritter von Windeck erkannte darin ein Gottesgericht, ließ den böswilligen Ankläger in den Turm werfen, in welchem derselbe sich erhenkte und der danach der „Hexenturm" benannt blieb. — Von der Stadt Bühl zieht sich das volkreiche Bühlerthal, von der Bühlott durchflossen, mit kleiner, 6 Kilometer langer Zweigbahn bis Oberbühlerthal. Dann führt die treffliche Fahrstraße weiter durch das oberste Thal, wo bei dem Weiler Hof der Wiedenbach in die Bühlott mündet, empor zur Einsenkung zwischen Mehliskopf und Badener Höhe und auf dieser hin durch die Wälder von Herrenwies hinüber bei Raumünzach ins Murgthal und nach Forbach. Unten fruchtbar, wein- und kornreich, nimmt das Bühlerthal emporsteigend romantischen Charakter an; aus seinen Tannenbergwänden ragen eine Anzahl schöngezackter Felsschroffen in die Luft: links der Tiergarten, der Falkenfelsen und Fohrenfelsen, rechts, oberhalb der romantischen Gertelbachschlucht der Wiedenfelsen mit reizvollem Niederblick in das anmutige Thal. Bei letzterem Felsen liegt, an der Straße, das Luftkurhotel Wiedenfelsen, nur noch eine halbe Stunde von der Straßenhöhe mit dem Gasthaus „auf dem Sand" entfernt.

Das Städtchen Steinbach, noch älter als Bühl, urkundlich schon im 11. Jahrhundert als Dorf erwähnt, war ehemals mit äußerst festen Ringmauern und Doppelgräben umzogen und bildete nach dortigen Ausgrabungsfunden mutmaßlich schon eine römische Niederlassung. Merian stellt diesem guten Ort und bei der

Gelegenheit zugleich nach dem Vorgang Sebastian Münsters der „Nordnaw“ mit eine möglichst schlechte Zeugnisnote seiner Vergangenheit aus: Daß jene „den Nahmen von den Mördern hat, welche die Knechte Gottes daselbst pflegten umbzubringen; wie dann noch dieser Ort, wegen seiner Gelegenheit zwischen dem Rhein und den Bergen, der Rauberey halber beschryen ist.“

Bekannt in deutschen Landen ist die Stadt als der Geburtsort des angeblichen ersten Erbauers des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach (13. bis 14. Jahrhundert), dem etwas über die Stadt erhöht, um die Mitte unseres Jahrhunderts ein nach Straßburg hinüberblickendes Denkmal gesetzt wurde. Noch bekannter jedoch — wenigstens in önologischen Kreisen, die wohl die „weiteren“ sein dürften — ist das nahe gegen Bühl zu belegene Dörfchen Affenthal, das manchmal ein Omen, wenn auch nicht zu böser Art, in seinem Namen bergen mag. Übrigens hat dieser selbstverständlich nichts mit einem Affen zu thun, sondern wird sich wohl aus einem „Thal des Offo“ entwickelt haben.

Einschalten wollen wir, daß Steinbach gegenüber das uralte, schon 730 auf einer Rheininsel unter dem Namen „Arnolfsau“ gegründete, doch um ein Jahrhundert später auf die rechte Rheinseite übergesiedelte Kloster Schwarzach liegt, oder wenigstens sich in seiner außerordentlich schönen romanischen Kirche noch ein Denkmal bewahrt hat. Die „Burggrafen von Nürnberg“, des Hohenzollernhauses Vorfahren, zählten zu den Schirmvögten des Klosters.

Einen besonderen Reiz aber verleiht dem Abhang der Hornisgrinde eine Reihe alter Burgen, welche ehemals die dortigen Vorberge bedeckt. Es sind dies die drei Windeckburgen, Altwindeck (auch Waldmatter-Schloß genannt) Neuwindeck (auch „Schloß Lauf“) und Windeck bei Kappelwindeck im Bühlerthal. Die beiden ersteren liegen in Trümmern, die letztere ist

im vorigen Jahrhundert teilweise zu einer Pfarrerwohnung hergerichtet worden.

Sämtliche drei Burgen gehörten dem im Mittelalter in der Ortenau mächtigen Geschlecht derer von Windeck, ursprünglich Lehnsleuten der Grafen von Eberstein, an; zu Altwindeck bezeugt noch auf einem alten Wappenstein die ebersteinsche Rose diese Verbindung. Sie teilten sich in drei Hauptzweige, denen die drei Burgen entsprachen; ob die Windeck über der Stadt Weinheim am Odenwald gleichfalls mit ihnen im Zusammenhang stand, ist zweifelhaft. Als Name von Weilern, Zinken, Höfen kehrt „Windeck" öfter im Schwarzwald wieder.

Die mächtigste der Burgen war unfraglich Altwindeck, anderthalb Stunden südöstlich von Bühl belegen, welche am besten über das Dorf Kappelwindeck erreicht wird. Altwindeck scheint bereits im 11. Jahrhundert erbaut worden, doch erst im Beginn des 13. Jahrhunderts an Melchior von Windeck, den Erstgenannten seines Geschlechtes, gekommen zu sein. Die Burg zeichnete sich durch die Eigentümlichkeit aus, daß sie, als die einzige im Schwarzwald (wie es scheint, ist das „Roggenbachschloß" im Schlüchtthal noch auszunehmen), zwei Bergfriede besaß; beide sind völlig erhalten, und ihre Betrachtung macht höchstwahrscheinlich, daß der zweifellos älteste von ihnen, der westliche, sich durch seine Lage später als ungenügend für die sichere Verteidigung der Burg herausstellte und deshalb noch der zweite Turm nach der ungleich gefährdeteren Bergseite hinzugefügt wurde. In dem ersteren sind allerhand Überbleibsel von Steinfiguren, zum Teil auf hohes Alter deutend, eingemauert; von sonstigem Gemäuer ist wenig mehr vorhanden. Eine gute Wirtschaft, die auch Sommergäste beherbergt, findet sich daneben (392 m), schöne Waldwege schließen sich der Ruine unmittelbar an, deren einer Turm, bis zur Plattform zugänglich gemacht, prachtvollen Rund-

blick gewährt. Wir erfuhren schon, daß die Herren von Altwindeck, im Verband mit den Schleglern (Wolf von Eberstein) stehend, im 14. Jahrhundert den Domdechanten Johann von Ochsenstein von Straßburg, der mit Eberhard von Württemberg verbündeten Stadt, heimlich in der letzteren einfingen und hierher auf ihre Burg wegschleppten. Infolge davon zogen die Straßburger zu einer — vergeblichen — Belagerung derselben aus; später jedoch gelang es dem Domdechanten, seinerseits seinen Feind Reinhart von Windeck überfallen zu lassen und zum Gefangenen zu machen. Die Burg befand sich übrigens nicht im Alleinbesitz einer Familie, sondern war, wie es oftmals geschah, unter mehrere zur Behausung geteilt. Daraus entfloß mancher Streit und Zwiespalt, zog schließlich ein Herabkommen des Geschlechtes nach sich, das 1592 mit Jacob von Windeck ausstarb. Im Anfang des 15. Jahrhunderts hatte eine Feuersbrunst einen großen Teil der Burg zerstört; wodurch diese um die Mitte des 16. Jahrhunderts vollständig zerfiel, findet sich nirgendwo berichtet.

Nirgendwo aber ist die Sagenbildung thätiger gewesen, als um die Windecker Burgen. An die Gefangenhaltung des Domdechanten von Ochsenstein auf Altwindeck knüpft sich eine lange Mythe vom „Hennegraben", einem tiefen Graben, den eine Zauberhenne an der schwachen Bergseite der Burg zum Schutz derselben gegen die Straßburger ausgehöhlt. Eine poetischere Sage (die sich indes mehr auf Neuwindeck zu beziehen scheint) erzählt von einem jungen Ritter Otto von Schwarza, der, im Gebirge umschweifend, zu der dicht von Gerank und Dorn umwucherten Burg gelangt und, sich ermüdet im Burghof niederlassend, Begehren nach einem Trunk Wein laut vor sich hinspricht. Da tritt aus zerfallener Thür eine schneeweiß gekleidete Jungfrau hervor mit schönem, todesbleichem Gesicht und reicht ihm einen gefüllten Becher. Sie blickt ihn schweigend an, solange er trinkt, dann schlägt

sie einen Schleier über ihr Antlitz, geht und verschwindet spurlos vor dem vergeblich nach ihr Suchenden. Der Wein aber erfüllt ihm das Blut wie mit einer Feuerlohe und läßt ihn nicht mehr rasten, die Trunkspenderin wieder zu finden, bis die Bauersleute, bei denen er sich unterhalb der Burg eine Behausung gesucht, ihn eines Nachts mit Fackeln in den Trümmern, tot an eine Mauer zurückgelehnt, auffinden. Anmutig ist die Beifügung, das letzte „Burgfräulein von Windeck" sei dort noch einmal zu ihm getreten und habe, wie sie ihn eingeschlafen gefunden, in einem Kuß sein Leben mit sich genommen. Wie es scheint, hat erst Chamisso in seinem Gedicht „Der Trank" diesen Zusatz erfunden:

„Sie sagten, sie sei ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so vom Leben befreit."

Südwärts, auf schwierig findbaren, im Zickzack springenden, steigenden und fallenden, doch schönen Wegen gelangt man von Altwindeck in einer starken Stunde durch die Dörfer Neusatz und Lauf nach der Ruine von Neuwindeck, im Volksmunde, wie bemerkt, gewöhnlich Schloß Lauf genannt. Die Burg, auf einem mäßigen Hügel dicht über dem gleichnamigen Dorfe belegen, zeigt fast runde Form und ziemlich vollständig erhaltene Umfassungsmauer mit dem Bergfried; der Innenraum dagegen ist beinahe ganz leer. Im Beginn des 15. Jahrhunderts erbaut, teilte sie Fehden und Geschicke des Windeckschen Geschlechts, dem sie schließlich einen letzten Zufluchtsort bildete, bis sie gleich Altwindeck nach dem Tode des verarmten letzten Besitzers zerfiel. Beide Ruinen sind badisches Staatseigentum.

Eine sehr ähnliche Sage, wie die der Jungfrau von Altwindeck, berichtet „Die Geisterhochzeit auf Schloß Lauf". Nach der Überlieferung erscheint

Neuwindeck schon längere Zeit vor seinem Zerfall nicht mehr bewohnt, weil Geisterspuk darin umging; auch dorthin kam ein junger Ritter, Curt von Stein, bei Nacht, um Herberge zu suchen, und fand die Fenster des Schlosses hell erleuchtet. Drinnen aber war alles menschenleer, an einem mit köstlichen Speisen und Getränken bedeckten Tisch saß nur in veralteter Tracht ein blasses, schwarzgelocktes Edelfräulein, Adelheid von Windeck, die Tochter des letzten Burgherrn, die ehemals einen ihrer Pagen, der sie geliebt hatte, zum Selbstmord getrieben und dafür von der Mutter desselben verflucht worden war, nach ihrem Tode von Mitternacht bis zum Hahnenschrei wieder lebendig zu werden und nicht eher Grabesruhe zu finden, bis ein schöner Jüngling sie zur Gattin verlange. Nun saß Curt von Stein ihr am Tisch gegenüber, aß und trank und redete mit ihr, die leise antwortete mit einer Stimme, die immer wie aus weiter Entfernung klang. Dann funkelte es einmal sonderbar in ihren Augen auf, denn er hatte, von Liebe entzündet, sie um ihre Hand gebeten, und sie willigte ein unter der Bedingung, daß die Trauung sogleich vollzogen werde. Aus einem Schrank nahm sie zwei Ringe hervor, sowie einen Kranz, den sie sich um den Kopf wand, und führte ihn durch weite verödete Gemächer in eine Kapelle, wo bei ihrem Eintritt sich ein Bischof im Ornat aus liegender Stellung vor dem Altar aufrichtete, ebenso zwei greisenhafte Trauzeugen. Nun begann die Ceremonie mit der hohlstimmigen Frage des Geistlichen, ob Curt von Stein die gegenwärtige Adelheid von Windeck zum ehelichen Gemahl nehmen wolle, und sie suchte ihm den Ring an den Finger zu stecken. Doch in ihm war ein Grauen vor ihren sonderbar starrblickenden Augen aufgestiegen, statt „Ja" zu antworten, stieß er unwillkürlich von den Lippen: „Herr mein Gott", zugleich kam ein Hahnschrei vom Dorfe Lauf herauf, und plötzlich wankten um den jungen Ritter die Mauern, die Lichter loschen aus, die

Leichensteine öffneten sich, und mit einem lauten Schrei sanken Adelheid und der Bischof als Gerippe in die Erde hinunter. Wie mit einer Totenhand griff es noch im Dunkel nach dem bewußtlos Umfallenden, dann schlug er, in hohem Gras an zerfallener Mauer liegend, die Augen in graues Morgenlicht auf, und sein Pferd schnob ihm unruhig ins Gesicht.

Von Neuwindeck führt der nächste Weg zur Eisenbahn nach Achern hinab. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden, unweit von dem uns bereits bekannten Dorfe Sasbach, liegt in höchst anmutreicher Umgebung von Wiesen und vielen schattenden Baumgruppen, doch schon völlig in der Ebene, der kleine Zinken Erlenbad, bei dem sich bereits vor alter Zeit ein 1469 erwähntes „Erlibad" mit kochsalzhaltiger Quelle befand, von dem jedoch im Anfang unseres Jahrhunderts nur ein Brunnen mehr erhalten geblieben war. Gegenwärtig steht dort, von schönen Gartenanlagen umfaßt, ein besuchtes Kur- und Badehaus. Erlenbad ist ein äußerst freundlicher Aufenthaltsort, besonders im Frühling und Herbst; seine niedrige Lage von 165 m, fast nur der Höhe der Rheinebene, bringt indes unvermeidlich mit sich, daß auch die zahlreichsten Schattenwipfel dort vor der brütenden Hochsommerglut nicht zu beschützen im stande sind.

Noch einmal kehren wir nach diesem Niederblick und Umschweif gen Westen an den Turm der Hornisgrinde zurück, um nordwärts auf dem moorigen Grat fast eine Stunde lang fortwandernd, zwischen dem Hochkopf und Mehliskopf hindurch auf die nördliche Abdachung des Hochgebirgszuges niederzusteigen. Auch hier umfängt uns unermeßlicher Wald, der noch bis vor kurzem einen der unbewohntesten Teile des Schwarzwaldes gebildet. Nur die Jäger der Umgegend hatten für zeitweilige Zusammenkünfte einen bestimmten Stelldicheinfleck; erst in der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts ward in der Einsattlung zwischen dem Mehliskopf und der Badener Höhe durch den Markgrafen Ludwig ein Ort begründet, der anfänglich nur aus einer Glashütte und einigen umhergebauten Holzhauerhütten bestand. Dann, wie allmählich der Wald umher etwas weiter gerodet worden, ward das kleine Pfarrdorf Herrenwies daraus, mit einem winzigen Kirchlein, das aber für die kaum 60 Einwohner Raum genug hat, 752 m hoch belegen. Es liegt eine halbe Stunde nach rechts seitab von dem von der Hornisgrinde nach Baden-Baden führenden Wege; wir thaten der guten Fahrstraße aus dem Bühlerthal über das Dörfchen nach Forbach im Murgthal schon Erwähnung. Wiesen umgeben die wenigen Häuser, dann weitum tiefer Tannenwald. Abgeschieden lag das Örtchen da, bis der Geist der Neuzeit von der inzwischen entstandenen Nachbarschaft her auch hier eingedrungen ist und das ehemals einfache und gemütliche Wirtshaus „Zum Auerhahn" zu einem (übrigens guten) „Hotel" mit dem Range eines „Luftkurortes" erhoben hat. Der Bodengrund des Trichters, in dem das Dorf liegt, läßt auf ein ehemaliges Seebecken schließen; eine Stunde nach Nordosten entfernt befindet sich unter der Badener Höhe der wirkliche kleine Herrenwieser See zwischen sumpfigen Uferrändern, nicht sonderlich des Aufsuchens wert. Er heißt auch Fliedersee und Nonnensee, den letzteren Namen, wie der „Nonnenmattweiher" im südlichen Schwarzwald nach der Sage tragend, daß einst auf seiner Stelle ein Nonnenkloster gestanden und im Wasser versunken sei. Der Zusammenhang dieser Märe mit den Besuchen der Mummelseenixen in Seebach ist unverkennbar. Hier fand sich stets eine der Nonnen zu einer Hochzeitsfeier im benachbarten Dorfe ein (doch gab es vor der Entstehung von Herrenwies in weitem Umkreis kein solches), und das Brautpaar mußte ihr zu melden geloben, wenn es Mitternacht schlage; dann verschwand sie. Doch einmal war dies vergessen und Ein Uhr daraus geworden;

zu Tod erschreckt, bat die Nonne den Bräutigam, sie an den See zu geleiten, und sagte, ehe sie in diesen hineinsprang, werde das Wasser wie Milch, so stehe es gut für sie, aber färbe es sich wie Blut, so sei es um sie geschehen. Kaum aber war sie niedergetaucht, so ward der See blutrot, und es kam niemals eine Nonne wieder aus ihm herauf. Es macht fast den Eindruck, als ob diese Sagen die nützliche, vielerorts nicht gerade überflüssige Absicht verfolgt haben, an Pünktlichkeit bei der Innehaltung festgesetzter Zeit zu mahnen.

Die Abflachung des Hornisgrindenkammes, auf der Herrenwies liegt, ist das Gebiet einer großen Anzahl von „Köpfen“ — Hochkopf, Bettelmannskopf, Mehliskopf, Seekopf, Ochsenkopf — die sämtlich noch über 1000 m Höhe erreichen, alle mit dichtem Wald überdeckt sind und vielfach brüchigen Torfboden auf ihrer Oberfläche tragen. Die ganze Gegend ist die an Hochwild und Auerhähnen reichste des Schwarzwaldes, es fällt schwer, das Aufgedeihen junger Laubbäume gegen die Hirsche zu sichern. Doch ist die frühere, weitumherrschende hohe Einsamkeit jetzt durch eigentümliche Oasen einer Reihe von „Sommerpensionen“ unterbrochen, die für die leiblichen Bedürfnisse des Menschen sehr sorglich ausgerüstet sind, sonst aber der Vorstellung von einem Höhenaufenthalt auf dem Schwarzwald wenig entsprechen. Alle liegen auf kleinen, oft winzigen Waldblößen, eng vom Tannenforst umschlossen, zumeist ohne jeden freien Ausblick, sodaß Herrenwies gegen sie noch eine weitluftige Welt darstellt. Im modernsten Stil gebaut, folgen sich diese „Luftkurorte“ an der Straße, die vom Hochkopf (der Hornisgrinde) her nach Baden-Baden führt, ungefähr in Abständen von einer kleinen halben Stunde, als oberstes „Hundseck“ (886 m), dann mit schwer enträtselbarer Etymologie „Auf dem Sand“ (828 m, verhältnismäßig noch am freiesten belegen), weiter der „Obere Plättig“ (776 m) und der „Untere Plättig“ (754 m). Für den an das weitfreie

Hochland des südlichen Schwarzwaldes Gewöhnten sind es Aufenthaltsorte sehr entgegengesetzter, wie gesagt, dicht von weiten, dunklen Waldungen umgebener Art. Doch scheinen diese vielfach besonders gesucht zu werden, denn die genannten Gasthöfe sind fast gleicherweise alljährlich mehr von großstädtischen Sommergästen dergestalt überfüllt, daß die vollbesetzten „Pensionen" in der „Saisonzeit" häufig dem einfachen Gebirgswanderer keine Nachtunterkunft gewähren können.

Vom Unteren Plättig an durchschneidet ein vielfältiges Geflecht von Straßen die Wälder, die nach Baden-Baden führende beginnt sich stärker zu senken. Ein nordwärts herabplätscherndes Wasser, der Grobbach, begleitet sie und bildet, nach einer Weile über Klippenstufen im Wald herunterstürzend, die kühl anatmenden Geroldsauer Wasserfälle. Dann lichtet sich das Baumdunkel zu einem Wiesenthal — der Name „Lucida vallis" bewährt sich noch heute — und die Häuser von Unter-Beuern (1245 Buren), sich rechts hinauf in Ober-Beuern fortsetzend, lagern sich quer vor den Weg. Beide Orte zusammen führen nach einer großherzoglichen Anordnung jetzt den gemeinsamen Namen Lichtenthal. Der Grobbach mündet in die Oos, die von den Höhen der Gegend von Forbach herkommt; rechts zieht sich die große Straße nach Schloß Eberstein und Gernsbach empor; wo sie nach links umbiegt, liegt schön unter einem Waldberg hingeborgen das alte Cisterzienserinnenkloster Lichtenthal, bis vor kurzem gewöhnlich Kloster Beuern genannt. Durch den Thoreingang gelangt man in einen weiten, von hohen Gebäuden umschlossenen Hofraum; das Kloster wird noch von Nonnen bewohnt, welche die weibliche Jugend des Ortes unterrichten. Die Sage bringt den heiligen Bernhard von Clairvaux mit der Stiftung in Verbindung, sein Name solle die Benennung „clara vallis", das „lichte Thal", veranlaßt haben. Begründet wurde nach einem erhalten gebliebenen Grabsteine mit der

Inschrift: „Irmengardis Fundatrix“ das Kloster 1245 von Irmengard, der Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden; ein ihr später gesetztes Denkmal besagt: (Fundavit)

Tunc Irmengardis hoc Claustrum lucida vallis,
Lucet per mores, virtutes, res et honores.

Das Kloster blieb, bewundernswerter Weise, vom Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekriege ziemlich verschont: im letzteren soll es durch eine Magd und durch eine List der klugen Nonnen der Zerstörung von seiten der Franzosen entgangen sein. Bei der Aufhebung der Klöster in Baden wurde es aus besonderer Vergünstigung und Rücksicht auf mannigfache Angehörige des badischen Fürstenhauses, welche Äbtissinnen desselben gewesen, ausgenommen, doch die Anzahl der Nonnen beschränkt. In der Gruftkapelle befinden sich viele Grabmale in ihr bestatteter badischer Markgrafen.

Unmittelbar am Kloster Lichtenthal beginnt eine breite Allee aus hohen, prächtigen Bäumen; Anlagen, Gärten, elegante Restaurants, Villen begleiten sie zur Rechten und Linken, Türme, Kuppeln, Schloßzinnen flimmern durch das Laub, ragen über Rasenflächen herüber und

„ecco apparire Gerusalemme si vede,
ecco aditare Gerusalemme si scorge —“

Baden-Baden — in einer kleinen halben Stunde durch die „Lichtenthaler Allee“, wohl den schönsten Stadtzugang in deutschen Landen, erreicht.

Die über Baden-Baden — das man im Lande selbst nur „Baden“ zu nennen pflegt — verfaßten Bücher würden vereinigt eine Bibliothek anfüllen. Es fällt schwer, eine raumbeschränkte Darstellung der Stadt zu beginnen, schwerer, sie zu enden. Wir wollen zunächst zu unserem alten Freunde Matthäus Merian flüchten und Unterstützung bei ihm suchen. Er verweigert sie auch nicht, sondern spricht:

„Es ist Baden die Hauptstatt deß Marggrafftthumb Baden . . es ligt diese Statt in der Höhe und gar uneben und hat fast umb und umb Berge, so aber von Reben und Wießwachs lustig seyn. Der Nahme kompt ihr von den warmen Bädern allda, welche zu den Kranckheiten, so von kalten Flüssen herkommen, wider den Krampff, sonderlich das Podagra und den bösen Magen dienen. Der Hauptorth oder Kessel, darauß das Wasser in großer Menge quillet, ist sonderlich zu sehen. Und ist solches Wasser, so Schwefel, Saltz und Alaun führet, sidheiß. Es seyn sonsten noch eylff Quellen, welche alle hell und eines Geschmacks, aber doch an ihrer wircklichen Hitz und Wärme sehr ungleich seyn. Wird nicht allein in die gemeine Bäder und Brunnenkästen, durch Teuchel und Röhren, sondern auch in die Wirts- und meiste Häuser geleytet. Hergegen ist das kalte Wasser und der liebe kühle Wein desto rarer daselbsten. Und wegen solcher Bäder, die entweder M. Aurelius Antoninus oder Caracalla, die Keyser erfunden, ist dieser Ort sehr alt. Und es hat vor diesem (1644) vil Badleut da geben: Wie dann die Gartenfrüchte in großer Menge und sehr gut wachsen: Und ein Ueberfluß an gesunden Speisen, sonderlich von Fischen, als Grundeln, Forellen, Salmen und Krebs und allerley Geflügel, zur Schnabelweyd gehörig, da zu finden. Ist der Zeit der Römisch-katholischen Religion, und ligen in der Statt etliche Marggrafen von Baden. Das Fürstliche Schloß, oder Residentz ligt noch höher, als die Statt: Und ist vor diesem Krieg (dem Dreißigjährigen) wegen vieler schöner Sachen wol zu besichtigen gewesen."

Die Quellen-Analyse hätte ein wenig genauer sein können, Matthäus! Diese ist in den „Kurorten und Heilquellen" mit „Eisenoxydul, Manganoxydul, Strontian, Chlorkalium, -natrium, -calcium, -lithium, -rubidium, -cäsium, -magnesium" und Gott weiß was für „Spuren" sonstiger Herrlichkeiten, außerordentlich viel sorgfältiger

behandelt. Auch mit Deiner „Narheit“ der kalten Wasser und des lieben kühlen Weines hast Du heut nicht mehr recht, Matthäus! Du kannst jetzt alle kalten Genußwasser und alle lieben Weine der Erde, sogar über die Kühle des Eises hinaus gekältet, in Baden-Baden haben, unter der Voraussetzung, daß Du über ordentliche Zahlungsmittel verfügst, oder, noch wichtiger, daß Du Dich wieder in stand zu setzen vermagst, sie zu trinken. Aber im ganzen, Matthäus Merian, hast Du Jahrhunderte überdauernde Wahrheiten gesprochen, nur würdest Du Dich doch mutmaßlich noch etwas über den Fortschritt der „Schnabelweyd“ verwundern, wenn Du noch einmal das Vergnügen haben könntest, an einer 6 Uhr-Table d'hote eines der größten Badener Hotels teilzunehmen. Dabei würdest Du auch ziemlich erstaunt aufhorchen, wie die deutsche Sprache um Dich her sich seit Deiner Zeit verändert habe, bis ein mitleidiger Kellner Deiner Unwissenheit mit der Belehrung zu Hilfe käme, daß bei ihnen „Dieu merci!“ nur die Elite der französischen, englischen und russischen Nation logiere, dejeuniere, diniere, soupiere und konversiere.

Interessant ist auch Dein Bild, Matthäus, vom alten, mit vielbetürmter Ringmauer umzogenen, vom „Neuen Schloß“ gekrönten Baden, wo noch das mittelalterliche „Siechenspittel“ vor dem Ostthor liegt, das „Alte Schloß“ indes schon wie aus leeren Knochenaugen, als Ruine von der Waldhöhe ragend, herabschaut. Dagegen ist von der Lichtenthaler Allee und ihrer Prachtumgebung noch nichts zu gewahren, und die gute Oos benennst Du kurioser Weise „die Oelbach“. Von Deinem Stadtkonterfei konnte allerdings nicht wohl alles so bleiben, denn Du sagst selbst: „Anno 1643 bemächtigten sich die verbundenen Völcker dieser Statt und plünderten sie auß“, und was erst um 46 Jahre später unsere lieben Nachbarn im Westen nach dieser Richtung mit ungleich gründlicherer Kunstfertigkeit leisteten, hast Du nicht mehr erfahren. Verwundersam

bleibt nur, daß der alte Römerstein mit der Inschrift:

„M. Aurelio Antonino Ces. Imp. destinato, Imp. L. Septimi Severi Pettinacis Aug. Filio, Respub. Aquen“, dessen Du, als an der Wand der „Thurmbkirche“ befindlich, Erwähnung thust, nicht nach Lutetia verschwunden, sondern, wenn auch nicht mehr an der Mauer, noch in deutschem Lande vorhanden ist.

Wir haben schon früher Baden als Hauptort des Dekumatenlandes kennen gelernt, außer dem eben genannten Stein sind noch mannigfache Grab-, Altar-, Neptuns- und Meilensteine, sowie antike Skulpturwerke dort gefunden worden. Die Stadt wurde wahrscheinlich vom oder unter dem Kaiser Hadrian († 138) begründet und erhielt den Namen Aquae Aureliae (civitas Aquensis), von den Alemannen nach ihrer Besitzergreifung zerstört, verschwindet sie Jahrhunderte aus der Geschichte, wird zuerst wieder bei einer Schenkung des Frankenkönigs Dagobert an das Kloster Weißenburg im Elsaß erwähnt (712), urkundlich am frühesten jedoch am Ausgang des 10. Jahrhunderts. 1112 nennt sich der Markgraf Hermann zum erstenmal, wahrscheinlich nach seinem Wohnsitz im „Alten Schloß“, „Markgraf von Badin“. Die wechselvollen Schicksale der Stadt sind nicht aufzählbar; später mehrfach protestantisch, wurde sie durch die Folgen der Schlacht bei Wimpfen (1622) endgiltig wieder dem Katholizismus überliefert. Eine Sage über die Entstehung der Quellen Badens knüpft sich an den alten „Kühleborn“ des ganzen nördlichen Schwarzwaldes, den Mummelsee, an. Ein schwarzer Stier stieg aus diesem herauf und mischte sich unter eine dort weidende Herde, ihm folgte ein Gnom in grauem Rattenpelz nach, um ihn zurückzuholen. Dies gelang ihm jedoch erst mit Hilfe zweier Hirten, die den Stier dahin brachten, sich in den See zurückzustürzen. Zum Dank schenkte der Gnom jedem der beiden Hirten einen Stein von besonderer Kraft, wenn sie denselben irgendwo zu

Boden würfen. Sie wanderten nach Ost und West auseinander und riefen an den Stellen, wo sie ihre Steine fallen ließen, die heißen Quellen von Wildbad und Baden aus der Erde.

Bevor wir in die heutige Stadt eintreten, wollen wir ein Anlehen bei dem Mantel Fausts machen und uns über die Dächer in die Luft empor nordwärts zur Ruine des „Alten Schlosses“ Hohenbaden hinaufheben. Das Verfahren ist immerhin bequemer, obwohl auch schön angelegte, tiefschattige Fahr- und Fußwege in Dreiviertelstunden fast unvermerkt hinanführen. Doch wir entrinnen durch unseren Flug dem Gewimmel der vornehmen „Nationen“ Europas, das uns drunten begleiten würde, und genießen den — uns wenigstens so erscheinenden — Vorteil, unterwegs in deutscher Luft allein zu sein. Auch in der Ruine, so ausgedehnt und schön sie ist — die Zeit der Erbauung läßt sich nicht sicher feststellen, doch war die Burg etwa vier Jahrhunderte lang Sitz der badischen Markgrafen, bis sie 1689 von den Franzosen völlig in Trümmer gelegt wurde —, halten wir uns nicht lange auf, da der Schwarm der „Elite“, ringsum in der alten Schuttwelt konversierend, keine Stimme aus der letzteren vernehmen läßt; hier herrscht nur der heutige Tag, dem die vor ihm gewesenen höchstens zu einer flüchtigen Phrase dienen. An der Restauration mit tadellos befrackten Kellnern gehen wir, ebenfalls mißächtlich beachselzuckt, vorüber; nur dort werfen wir kurz vom alten Gemäuer einen Blick in die schwindelnde Tiefe, wo einst nach der Sage eine hochfahrende Burgherrin mit ihrem Kinde auf dem Arm gestanden und, dem Knaben Stadt und Land unter ihnen zeigend, die einst ihm gehören würden, ihn ermahnte, das Volk mit unerbittlicher Strenge zu beherrschen. Da glitt das Kind aus ihren Armen, in den Abgrund stürzend und auf den Felszacken zerschmetternd. Mit unendlicher Mühe kletterte man suchend in die Tiefe hinab, fand jedoch nirgendwo eine

Spur der kleinen Leiche; die Mutter aber irrt seitdem als „graue Frau" mitternächtlich wehklagend bis heut in der Burg umher.

Die Ruine liegt am Südabhang des „Battert" heißenden Berges, den wir gleich hinter dem „alten Schloß" weiter hinansteigen. Hier wird es rasch einsam, der Weg ist dem brokat- und lackstiefelbeschuhten Ameisengewimmel der Promenadenpfade zu steinig und zu steilbeschwerlich, es folgt uns niemand nach. Unter dem Wipfeldach schönen, kühlen Hochwaldes geht es etwa zehn Minuten über Felsenstufen empor, dann plattet das um uns getürmte Gestein sich rechts zu einer breiten, offenen Naturterrasse ab. Wir treten hinauf, und drunten liegt Baden-Baden in seinem ganzen Umfang, rings von Bergen eingerahmt zu unseren Füßen.

Ja, es ist eine Perle, nicht des Schwarzwalds, nicht Deutschlands allein, sondern der Erde. Diese bietet Gewaltigeres an Schönheit durch Vereinigung von Gebirge und Meer, durch leuchtendere Farbenpracht, aber unbedingt zählt das Stadtbild, das sich hier von der Höhe des Battert darstellt, zu denen ersten Ranges. Was den Schwarzwald betrifft, so ist der Blick von den Anhöhen um Freiburg unvergleichlich umfassender, von einer einfacheren Großartigkeit, die nichts Ähnliches in unmittelbarer Nähe einer deutschen Stadt wiederfindet, doch die Niederschau auf Baden bewältigt durch die weiche Anmut, die Mannigfaltigkeit des ausgebreiteten Gemäldes. Die Feder ist kein Pinsel, vermag nicht zum Auge zu reden, den von jenem geübten Eindruck nicht in die Vorstellung zurückzubringen; im besten Fall könnte sie eine Zeichnung liefern, der die Farbe fehlt, die gerade hier in tausend Abstufungen ihren Reiz ausschüttet. Man muß Baden sehen, nicht eine Beschreibung von ihm lesen und es nicht beschreiben wollen.

Was das Wort zu leisten vermag, ist eine Deutung der Berggipfel, welche die schimmernde Stadt

umragen. Dort gegen Südwest hebt sich der turmgekrönte Fremersberg, in dessen Wäldern die Sage sich den Markgrafen Jacob nächtlich verirren und von Einsiedlern mit Fackeln auffinden läßt, die ihn in ihrer Klause beherbergen. Zum Dank dafür gründete er das in unserem Jahrhundert zu einem Landhaus umgewandelte Kloster Fremersberg am südlichen Abhang des gleichnamigen Tannenkegels, der einst die Zelle des heiligen Johann von Kapistran getragen, ehe sie durch ein himmlisches Wunder gleichfalls, doch nicht zu einer Villa, sondern in eine Kapelle verwandelt worden. Unter dem Fremersberg gegen Osten an einem der zur Yburg führenden Wege befindet sich, eine gute halbe Stunde von Baden-Baden entfernt, in hübscher Lage das sonst sehr einfache Gebäude der vielbesuchten Fischkultur.

Um ein wenig mehr nach Süden und etwas weiter zurückliegend, schließt sich dem Fremersberg (526 m) in dem Baden umfassenden Rahmen der Gipfel an, der die Ruine der Yburg (517 m) trägt. Sie blickt von steilen Wänden herab und bildete vermutlich schon in ältester Zeit eine Zufluchtsstätte der unten ansässigen Bevölkerung; urkundlich ward sie 1245 den Rittern Burchardus und Henricus Rodarii de Iberc, den Vorfahren der heutigen Freiherren von Röder-Diersburg verliehen. Die im Bauernkriege verwüstete Burg stellte Markgraf Georg Friedrich im Beginn des Dreißigjährigen Krieges wieder her; der zweite, blitzzerspaltene Turm ward von ihm errichtet, ist kein alter doppelter Bergfried. Die Franzosen legten 1689 das Schloß in Trümmer. In diesen haust spukhafte Sage, wie nur in den benachbarten Windeckburgen, eine schwarzgekleidete, weißbärtige Geistergesellschaft, die einen holzsammelnden Knaben als Aufsetzer beim Kegelspiel annimmt und ihm, wie die Glocke drunten in Steinbach Mittag schlägt, zu Lohn einen der überaus schweren Kegel schenkt. Der thörichte Junge wirft diesen weg,

der zweifellos von Gold gewesen, doch wie man nach ihm sucht, nur mehr dürres Holz ist. Eine andere, weit eigenartigere Sage heftet sich an den letzten Ritter von Yburg, einen wilden Schwelger und Zecher, bei dem nächtlich ein Fremder, köstliches Getränk mit sich bringend, Einlaß begehrt und, wie er seinen Wirt in Trunkenheit versetzt, ihn verlockt, im Grabgewölbe seiner Ahnen nach Schätzen zu suchen. Der Burgherr wühlt die Gebeine durcheinander, zuletzt die seines eigenen Kindes, da ruft es hohlstimmig: „Laß ab!", und der fremde Gast steht plötzlich als der Teufel vor ihm und reckt die Knochenhand nach ihm aus. Doch nun ruft die Stimme des toten Kindes gleichfalls: „Laß ab!", der böse Geist verschwindet ohnmächtig, das Grabgewölbe bricht zusammen, und der Ritter zieht als bußfertiger Pilger davon, um in unbekannter Fremde zu sterben. Die Märe scheint ein etwas umgemodeltes Stück aus uraltem deutschem Sagenkreis zu sein. — Südlich unterhalb der Yburg liegt das alte, bis jetzt schön erhaltene, in Privatbesitz befindliche Schloß Neuweier drunten in kleiner Thalsohle noch im vollen Ansehen einer mittelalterlichen Tiefburg. Es erscheint urkundlich 1297 zuerst als „Negenwilre", dann „Nevilre" und gehörte im 16. Jahrhundert dem berühmten „Kämmerer von Worms", genannt „von Dalberg", nachher den „Knebel von Katzenellenbogen". Andere frühere Burgen adliger Familien zu Neuweier sind spurlos verschwunden.

Der Fremersberg und die Yburg sind, wie die Nähe Badens es ihnen zur Pflicht macht, mit Restaurationen ausgerüstet, ebenso die schon erwähnten, sich im südlichen Umgebungskranze der Stadt anschließenden Geroldsauer Wasserfälle. Über diesen wird der vom Battert aus weiter nach links schweifende Blick von den Vorköpfen der Hornisgrinde, im Vordergrunde dem Steinberg und Ruhberg begrenzt; ostwärts hebt sich der hohe dunkle Waldrücken der Wasserscheide zur

Murg zwischen Forbach und Gernsbach auf. Dann folgt als östlicher Nachbar der große (und kleine) Stauffenberg oder Merkur (672 m), den gleichfalls ein weithin sichtbarer Turm krönt. Sein erster Name ist der ursprüngliche, der zweite, heute ausschließlich gebräuchliche, ihm später nach einem dort vorgefundenen römischen Merkuraltar und -bildnis beigelegt; eine Inschrift desselben scheint „dem Gotte Merkur zur Ehre des göttlichen Kaiserhauses den Dank eines Kaufmanns Pruso" auszusprechen. Auch der Merkur vereinigt prachtvollen Rundblick mit einer Wirtschaft; von ihm führt bereits ein Weg in einer allerdings starken Stunde nach Gernsbach hinab.

Wir befinden uns immer noch auf der breiten Felsenterrasse des Battert, der hinter unserem Rücken waldüberdeckt noch weiter emporsteigt. Über zahlreiche Gesteinstufen zwischen hoch und wild übereinander getürmtem Geblöck hindurch geht es zur Höhe ins sogenannte Felsenmeer, unfraglich eine der eigenartigsten und massenhaftesten Anhäufungen von gewaltigen Steinklötzen im ganzen Schwarzwald. Schichtfelsen lagern sich zahllos zu phantastischen Gestaltungen übereinander, nach rechts ist wieder ein interessanter Austritt über die „Felsenbrücke" ermöglicht, unter deren schwindelerregendem Absturz abermals Baden sich ausbreitet. Ein sonniger Frühmorgen oder Sommerabend, in Einsamkeit auf dem Battert verbracht, zählt mit zu dem schönsten vom Schwarzwald Gebotenen.

Wo das Felsenmeer endigt, führt ein schöner grüner Laubweg, bald in Windungen nach Nordosten fallend, in eine Einsattelung hinunter, aus der die Häuser des freundlich auf seinem Höhenrücken hingelagerten Dorfes Ebersteinburg hinaufnicken; ein gutes, neuerdings sogar allen modernsten Ansprüchen nachgekommenes Gasthaus „Zur Krone" gewährt dort Nachtunterkunft. Dicht über dem Nordende des Ortes erhebt sich im Wald die Ruine von Eberstein-

burg oder Altebersteín, wahrscheinlich auf römischem Unterbau errichtet, die Stammburg des mächtigen, urkundlich 1085 zuerst genannten Geschlechts von Eberstein. Nach dem Überfall im Wildbad zerstörte Eberhard der Greiner die Burg, die der Graf von Eberstein jedoch wieder aufbaute; bald indes zogen seine Nachkommen nach Neueberstein („Schloß Eberstein") hinüber. Alteberstein, an die badischen Markgrafen gefallen, zuletzt einem Haushofmeister derselben übergeben, ward im 16. Jahrhundert von seinen Bewohnern verlassen und zerfiel, ohne zerstört worden zu sein, von selbst. Von der Burg ist nicht sonderlich viel erhalten (natürlich eine Wirtschaft drin) außer dem Bergfried, der eine wundervolle, völlig andere Aussicht bietet, als das „alte Schloß" Hohenbaden. Sie umfaßt vor allem das Rheinthal mit seinen jenseitigen Bergen; ähnlich wie auf dem Turmberg bei Durlach befindet sich der Beschauer hier auf einem letzten Nordausläufer des Schwarzwalds.

Ebersteinburg ist durch eine höchst anmutig von Uhland in seiner Ballade „Graf Eberstein" besungene alte Sagengeschichte bekannt, nach welcher Kaiser Otto die Burg lange vergeblich belagert und zu ihrer Eroberung schließlich die List anwandte, den Burgherrn unter freiem Geleit zu einem Fest nach Speier einzuladen, um in seiner Abwesenheit das Schloß zu überfallen. Doch in der Nacht tanzt der Ebersteiner „mit des Kaisers holdseligem Töchterlein" (oder nach der Märe mit einem vornehmen Fräulein am Kaiserhofe) —

„Und als er sie schwingt nun im lustigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen:
Graf Eberstein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

Durch die Warnung stutzig gemacht, eilt der Graf schleunig über den Rhein nach Hause und trifft noch

gerade rechtzeitig ein, um die im Nebel mit Haken und Leitern Anstürmenden siegreich in die Gräben zurückzuwerfen. Der Kaiser aber, der seinen Gegner so nicht zu bezwingen vermocht, giebt ihm später auf Antrieb seines Ratschlagers seine Tochter (oder Schwester) zur Gemahlin. Und

„Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen:
Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein,
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Man hätte dem sonst so ernsthaften Uhland die Schalkhaftigkeit dieser Schlußstrophe kaum zugetraut.

Von Ebersteinburg führen schöne, vortrefflich gehaltene Abwege direkt nach Baden in einer Stunde zurück. Alte Sagen begleiten auch hier zur Rechten und zur Linken. Zwei Steinblöcke, die Engelskanzel und die Teufelskanzel, berichten von gegeneinander abgehaltenen Predigten des Teufels und eines Engels, selbstverständlich zum schließlichen großen Schaden des ersteren und wünschbar glorreichsten Triumph des letzteren. Dagegen fußt eine andere, tiefsinnigere Überlieferung auf dem alten Heidentum, das einst mit seiner schönen Götterwelt die Gegend belebt. An einsamer Waldwegkreuzung des Battert, unfern nach Nordwesten vom alten Schloß, steht ein kleines Steinkreuz mit der verwitterten Inschrift: „Burkhard Keller von Yburg, † 7. Mai 1462." Dieser gehörte nach der Sage, von der Nachbarburg herübergekommen, als Junker zum Gefolge der Markgräfin-Witwe auf

Hohenbaden, war von leichtem Sinn und auf Liebesabenteuer bedacht. Wie er in einer Mondnacht von einem solchen heimkehrte, traf er am Waldwegrand eine schleierverhüllte weibliche Gestalt, die bei seinem Herankommen verschwand, doch in der nächsten Nacht sich an der gleichen Stelle wiederum zeigte. Der Burgkaplan, der davon erfuhr, teilte ihm mit, daß dort ehemals ein heidnischer Tempel gestanden habe, und der in der Erde nachgrabende Junker von Keller fand auch einen römischen Altar mit der wundervoll schönen Marmorbüste einer Göttin auf. Nun trachtete er leidenschaftlich, der verschleierten Erscheinung wieder zu begegnen, und Burgknechte, die ihm in der Nacht nachfolgten, hörten ihn im Dunkel in einem Zwiegespräch begriffen und etwas ihnen Unsichtbares mit den Armen umschließen; entsetzt liefen sie zur Burg zurück. Am anderen Morgen aber fand man die ausgegrabene Marmorbüste verschwunden und den Junker tot an der Stelle liegen; Frau Venus, „die schöne Teufelinne“, hatte ihm — zur Warnung für junge christliche Ritter — die Seele ausgetrunken. Der Altar stand noch dort, den zerschlug man und stellte statt seiner einen geweihten Bildstock — „Kellers Bild“ — auf, etwa zehn Minuten davon entfernt ein Kreuz — „Kellers Kreuz“. — Die Form, welche die Tannhäusersage hier auf altklassischem Boden angenommen, ist schön und poetisch, kehrt indes an mehreren Stellen (auch mit dem Bilde der Isis) in Deutschland wieder.

Der Abweg von Ebersteinburg führt auf das über, doch zugleich schon in der Stadt Baden thronende „Neue Schloß“ hinunter. Seinem Namen zum Trotz trägt es auch bereits eine ziemliche Altersbürde, denn es ward schon 1440 von dem Markgrafen Jakob I. erbaut und das „alte Schloß“ von ihm zum Witwensitz bestimmt; 1689 fiel es, wie schon gesagt, der Zerstörung durch die Franzosen anheim, und es ist zum Verwundern, daß sich nicht, nach Analogie des Turenne-

Obelisken bei Sasbach, hier ein Denkmalstandbild des Generals Mélac findet, sicherlich würde es noch begeisterter von Straßburger „Exkursionisten“ belorbeert werden. Vom Markgrafen Ludwig Wilhelm im Jahre 1700 wiederhergestellt, bildet das Neue Schloß jetzt eine mit schönem, schattigem Baumgarten versehene Sommerresidenz des großherzoglichen badischen Hofes; wie in den meisten Hohenzollernschlössern, geht eine „weiße Frau“ darin um.

Vom Schloß zieht die amphitheatralische Bergstadt Baden sich mit Treppen und Steilstraßen zur Thalsohle hinunter; der noch hochbelegene Marktplatz ist interessant. Drunten empfangen uns Straßen mit lebhaftestem Verkehr und hocheleganten, aufs reichste ausgestatteten Läden, zahllose vornehme „Restaurants“ und alte deutsche „stilgerechte“ Wein- und Bierstuben enthaltend; die großen Welthotels, „Höfe“ aller Nationen schließen sich an, den Übergang zu den „Kuranlagen“ vermittelnd; nur der prachtvolle Renaissancebau des 1877 vollendeten „Friedrichsbades“ liegt noch in der eigentlichen Stadt. Die Stahlquellen, die Kurpromenade — an deren östlichem Ende sich das „Meßmer'sche Haus“, der langjährige Aufenthaltsort des Kaisers Wilhelm I. in Baden-Baden, befindet — das Konversationshaus, die Badereſtauration und Trinkhalle mit ihren einige Sagenstoffe der Umgegend Badens behandelnden Bildern befinden sich jenseits der vielüberbrückten Oos am Anfang der zauberischen Lichtenthaler Allee.

All diese Herrlichkeiten in modernster Hochvollendung eingehender zu beschreiben, fehlt diesem Buch der Platz und uns die Neigung; der Blasierteste kann indes unbesorgt sein, sie nehmen jede Badekonkurrenz in Europa auf. Und die höchsten Bildungsrepräsentanten des 19. Jahrhunderts, die Aristokraten der zweirädeigen Velocipede und der Jockeyklubs werden in der gesegneten Bäderstadt keinen „Sport“ zur hülfreichen

Totschlagung der überflüssigen vierundzwanzig Stunden ihrer Tage entbehren.

Baden zählt im Winter ungefähr 12000 Bewohner, doch der sommerliche Besuch von Gästen steigert sich bis zur vier- und fünffachen Anzahl. Es ist dann im vollsten Sinne eine internationale Stadt, die dem Wesen des Schwarzwalds möglichst entgegensteht und dem Deutschtum nur mit kleinem Prozentsatz, mit weit überwiegendem dagegen fremden Nationalitäten angehört. Auf diese vor allem ist der Lebenszuschnitt eingerichtet, doch berührt die deutsche Willfährigkeit, die sich im innersten Grunde auch seit dem Jahre 1870 nicht sehr wesentlich verbessert hat, dem Ausländischen den Vorrang zuzuerkennen, in Baden bei weitem nicht so unangenehm, wie an manchen anderen Orten Westdeutschlands. Man empfindet die Stadt als einen Weltkurort, nicht künstlich dazu gemacht, sondern von der Natur dafür veranlagt; wie sehr, zeigt die Thatsache, daß trotz der Aufhebung des „grünen Tisches" im Jahre 1872 die damals zuerst stark herabgesunkene Fremdenzahl jetzt auch ohne den Reiz der Spielbank die frühere bereits überflügelt hat.

Einer in Deutschland verbreiteten irrtümlichen Meinung wollen wir zum Schluß noch entgegentreten, als sei Baden-Baden ein Ort unerschwinglicher Preise. Das ist nur für diejenigen der Fall, die eben solche Preise erschwingen können und wollen; wer sich bescheidener genügen läßt, wird den Aufenthalt bei guter Unterkunft und Beköstigung nicht kostspieliger finden, als in anderen Städten; es giebt eine ganze Anzahl kleinerer und selbst größerer Gasthöfe, welche nach dieser Richtung zu keiner Beschwerde berechtigen.



Im Gebiete des Kniebis.

Wir treten aus dem hohen Wald
Vom Morgenlicht erhellt:
In sonnenfreundlicher Gestalt
Grüßt uns die weite Welt.

Was blinket aus dem tiefen Thal?
Das ist der alte Fluß.
Ahnst du die Nixen ohne Zahl,
Der Nymphen lust'gen Gruß?

Was glänzt im Nebel dort wie Gold?
Das ist ein Städtchen gar.
Ahnst du die Mägdlein schmuck und hold,
Mit krausem Lockenhaar?



ie vorstehenden Verse schildern die Empfindungen bei einer Bergeswanderung, und eine solche ist der Weg über den Kniebis, jenen uralten Völkerpaß, den Zeugen wechselvoller Geschichte.

Der Kniebis bleibt mit 966 m um 200 m unter der Höhe der Hornisgrinde zurück, allein er bildet in umfassenderer Weise als sie einen Knotenbergstock, den eigentlichen des nördlichen Schwarzwaldes, dem im Grunde jener nur als erhöhter Ausläufer angehört. Als langer Grat, der auch besonders den Namen einer „Grinde“ zu führen berechtigt wäre, breit von Westen nach Osten hingelagert, stellt er die Hauptwasserscheide der Nordhälfte unseres Gebirges dar. An seinem westlichen Abfall entspringt die Rench mit ihren Nebenbächen, am südlichen der Hauptzufluß der Kinzig, die Wolfach; von seiner Nordseite rinnen

zahlreiche Nebenwasser der Murg, darunter die eigentliche Rechtmurg, herab, und auch der Vorbach, der bei Baiersbronn in die Murg einmündet, nimmt noch seinen Beginn von der östlichen Abdachung des Kniebis. So steht dieser, tief umschluchtet, ringshin mächtige Bergrücken gleich den Gliedern eines Riesenpolypen aussendend. Und doch verbirgt er sich fast mehr, als er sich zur Schau stellt. Den Repräsentationsglanz und die Ernte der Bewunderung überläßt er gleichmütig der Hornisgrinde und den sie als Trabanten begleitenden „Köpfen". Auch er selbst ist von einer großen Anzahl solcher — Brand-, Hunds-, See-, Bauern-, Sand-, Schauerkopf, dem Hermersberg und Klagstein, der Lettstädter und Holzwälder Höhe — umringt, giebt diesen ebenfalls willig seine Vertretung nach außen, den äußeren Schein anheim und begnügt sich mit dem inneren Bewußtsein, für sie alle den Mittelpunkt und Halt zu bilden. Er hebt sich zwischen ihnen, einem Vater gleich, der an leiblicher Größe wohl von einigen seiner Kinder überragt werden kann, auf dem darum aber nicht minder die Kraft und das Ansehen der ganzen Familie ruht.

Wir haben bereits gesehen, daß südwärts von der großen Paßstraße Achern-Ottenhöfen-Wolfsbrunn-Ruhstein-Baiersbronn mit dem Ende des Gebietes der Hornisgrinde das des Kniebis anhebt. Das letztere im wörtlichen Sinne; ebenso wie nach Norden, steigen überall nach Süden von der Straße die Bergwände an. Kehren wir nach Ottenhöfen zurück, so zeigen Wegweiser zur Rechten einen Fahrweg nach Allerheiligen und einen Fußweg nach Edelfrauengrab; das letztere ist kaum eine halbe Stunde entfernt. Der Weg führt durch das schmale Gottschläg-thal, zur Linken ragt steil eine leere Bergkuppe auf, die ehemals das Schloß Bosenstein, wohl römischen Ursprungs, mutmaßlich eine Burg der schwäbischen „Bosonen von Stein" trug. Der Bauernkrieg und

später die Franzosen zertrümmerten sie, es ist nichts mehr von ihr geblieben, der Pflug des am Bergabhang wohnenden „Schloßbauern“ geht über sie hin. Nur an der Kellerthür seines Gehöfts zeigt noch ein eingemauerter (Thürsturz-) Stein der Burg die Jahreszahl 1617. Das ganze gemahnt auf deutschem Boden an Chamissos wehmutvolles:

„So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.“

Die Volkssage erzählt von der Frau eines Burgherren von Bosenstein, daß dieselbe infolge der Verwünschung einer Bettlerin gleichzeitig sieben Kinder zur Welt gebracht und sechs davon zu töten beabsichtigt habe. Doch die Magd, welche dieselben in einem Weiher ertränken sollte, begegnete dem von der Jagd heimkehrenden Vater, dem sie auf seine Frage, was sie in der Schürze trage, antwortete, sechs junge Hunde. Er verlangte jedoch diese zu sehen, ließ, als er die Täuschung erkannt, die Kinder heimlich bei Bauern in der Umgegend aufziehen und gab nach sieben Jahren ein Festmahl, bei dem er seine Frau befragte, welche Strafe eine Mutter verdiene, die ihre Kinder umbringe. Sie erwiderte, sich selbst das Urteil sprechend, daß man solche Mutter mit einem Brotlaib und einem Krug Wasser lebendig einmauern solle; die sechs von ihr totgeglaubten Kinder traten herein, und der Richtspruch ward an ihr selbst im „Edelfrauengrab“ vollzogen. Im Kapplerthal wiederholt sich oft der Familienname „Hund“, die Nachkommen jener „Hunde“ sollen ihn führen.

Das Edelfrauengrab ist eine „Teufelsküche“, eine im Granitfelsen ausgewaschene große Höhlung am Ende des Gottschlägthals, neben welchem der Bach in schönem Wasserfall durch eine Gesteineinklüftung herab-

stürzt; der unvermeidliche Gasthof für „Sommerfrischler„ fehlt natürlich nicht. Ein hoher Bergrücken steigt nun gen Süden und bildet, schon als nordwestlicher Ausläufer des Kniebisstocks die Wasserscheide zwischen der Acher und dem Lierbach, dem Hauptzufluß der Rench. Durch Wald führt in einer Stunde über „Blöchereck“ der Weg nach Allerheiligen hinüber.

Dies gilt, und mit Recht, als eine Glanzstelle des Schwarzwalds, ist es jedenfalls so lange, als nicht Sommerpensionäre, trupphafter Touristenbesuch, gelangweilte Kindsmägde und umherlärmende Kinder die Ruine und den engen Kesselgrund anfüllen und die Waldeinsamkeit, in welche dieser eingebettet liegt, in ihr vollstes Gegenteil verwandeln. Nicht oft genug läßt daher sich für solche, die dazu in Stand gesetzt sind, der gute Rat erteilen, den Schwarzwald im Mai und Juni zu besuchen, wenn sie von den schönsten und anmutigsten Plätzen desselben ein unverfälschtes Bild empfangen wollen, was in den Monaten des Hochsommers minder der Fall ist. Doch wer Frühaufsteher ist und die Zeit zu nutzen versteht, bevor der „Schwarm“ erwacht ist, dem wird der Eindruck der Stätte sich ungestört offenbaren, wenn er am frühen Sommermorgen auf lauschigem Platze, an der verfallenen Mauer des Klostergartens sitzt, umschwirrt von den Waldvögeln, die so kirre sind, daß sie auf den Frühstückstisch herabkommen. Man genießt dann ein Stück mittelalterlicher Weltabgeschiedenheit, bis das Leben der modernen Sommerfrische sich zu regen beginnt und verhütet, daß es uns geht wie jenem Mönch, der, einem Vöglein lauschend, ein ganzes Jahrhundert verträumte.

Das Kloster Allerheiligen — claustrum omnium sanctorum — 600 m hoch in einem Tobel des Grindenbachs belegen, ward im Jahre 1196 von der Gräfin Uta von Calw, Gemahlin des Herzogs Welfo VI. von Tuscien, begründet. Mehrfach suchte großer Brand es heim, legte 1470 das ganze Kloster in Asche; 1595

hob der protestantische Bischof von Straßburg, Graf Ernst von Mansfeld es auf und hielt den Propst Jakob Jehle bis zum Tode als Gefangenen auf der Burg Dachstein im Elsaß; ein Gerücht ließ diesen dort ermordet worden sein. Im 17. Jahrhundert wurde der Propstei Allerheiligen der Rang einer Abtei verliehen, bis diese 1803 endgültig der Aufhebung anheimfiel. Zugleich mischten sich die Wolkenmächte ein, trafen unmittelbar nach dem Abzug der Mönche ihre verlassene Behausung mit einem Blitzstrahl und verwandelten diese völlig zur Ruine, deren Steine zum größten Teil, ähnlich wie in Hirsau, verschleppt wurden. Nur die Wände der Abteikirche und die Vorhalle der letzteren („das Paradies") blieben in ihrem gotischen Aufbau bestehen; der in Terrassen ansteigende Klostergarten gegenüber mit einem Zugang zwischen alten, hohen Bäumen weist interessante Überreste. Das Kloster füllte den engen Thalgrund vollständig aus, und die dunklen Waldberge schlossen sich nach drei Seiten hart daran. Wo am Abweg ins Lierbachthal früher, an die Ruine angebaut, sich eine einfache Forstwirtschaft befand, ist ein „Hotel mit Pension" entstanden, das sich im Hochsommer fast ausnahmslos überfüllt zeigt, sodaß diejenigen, welche im Juli und August hier einen Aufenthalt zu nehmen wünschen, gut daran thun, schon Monate vorher sich einer Unterkunft zu versichern.

Was Allerheiligen Anziehungskraft verleiht, ist neben seiner idyllischen Lage in einem Waldtrichter und neben der schönen Ruine besonders die Nähe der berühmten Wasserfälle, vom Grindenbach veranlaßt, der bei ihnen den Namen „Lierbach" annimmt. Sie heißen „die Büttenfälle", weil das Wasser über eine Felswand mit sieben Fällen in sieben „Bütten" niederstürzt; der unterste Teil des ganzen wird „Büttenloch" benannt. Vortreffliche, sichere, mit Geländern versehene Treppenwege führen vom obersten Rand der wild und großartig zerrissenen Felsenschlucht bis zum Fuß der-

selben an den fast hundert Meter Gesamthöhe besitzenden, rauschenden, schäumenden und brodelnden Wasserstürzen entlang, auf Brücken über sie, mannigfach zwischen ihnen hindurch. Viele der Felsschroffen haben Namen erhalten, die sich an halb sagenhafte, halb geschichtliche Vorkommnisse knüpfen: „Engelskanzel — Teufelsstein — Reitersprung — Rabennest — Siebenschwesternfels — Zigeunerhöhle". In der letzteren hauste „gleich Wilden nach heidnischen Bräuchen" ein Zigeunertrupp, dem das Kloster später auf dem sogenannten „Griesenhof" eine Unterkunft angewiesen; das „Rabennest" kostete einem Klosterschüler das Leben, der dort ein Krähennest ausnehmen wollte, sich an einem zerreißenden Tau herabließ und in der Tiefe zerschellte; der „Siebenschwesternfels" dagegen rettete sieben von den Hunnen verfolgte Jungfrauen; ein im Dreißigjährigen Krieg von den Kaiserlichen gehetzter schwedischer Reiter stürzte über die Schroffe des „Reitersprungs" in den Abgrund. Die Ränder der Büttenfälle sind von Wald umfaßt, drunten angelangt, fließt das rasch beruhigte Wasser des Lierbachs durch ein zwei Stunden langes freundliches und schönes Thal weiter gen Süden, um sich nah dem Städtchen Oppenau mit der Rench zu vereinigen.

Bei dem Klostergarten von Allerheiligen windet sich westwärts ein bald in eine schmale Fahrstraße mündender Steig empor, in Waldmitte am „Eselsbrunnen" vorbeiführend, der Stelle, an der eigentlich nach einem Wink des Himmels das Kloster hätte erbaut werden sollen, da nach der Legende hier ein mit dem Geldsack für die Stiftung desselben beladener Esel seine Last abwarf. Ein Stein an der Quelle zeigt diesen mit seinem Treiber und der Schrift: „Im Jahr 1196" (dem der Gründung des Klosters) „wird hier ein Esel durchgeführt, von dessen Huf der Brunn herrührt." Diese Pegasustravestie kehrt mehrfach wieder; am Südabhang des Kniebis findet sich ebenfalls eine

solche Onokrene, freilich ohne Brunnen; der Name ist jedenfalls verderbt und hängt wohl eher mit „Hasel" (haesel), wenn nicht gar mit „Hase" (Häsle) zusammen. Bald hinter dem Eselsbrunnen schwindet der Wald, und man tritt auf den Solberg hinaus, über den einer der schönsten Wege des nördlichen Schwarzwaldes mit weitem Rundblick und prächtiger Aufschau zur Hornisgrinde in ferneren zwei Stunden nach der Stadt Oberkirch am Ausgang des Renchthals bringt. Bedeutend näher geht es zur Eisenbahnstation Lautenbach im Renchthal hinab.

Nach Osten steigt von Allerheiligen ein Weg hoch zum „Roten Schliff" (1056 m) — Schliff bedeutet eine „abgeschliffene", steil niederfallende Felswand — hinan und trifft hier beim „Steinmäuerle" in den Grenzsteig, dessen wir früher Erwähnung gethan, daß er, sich immer an die badisch-württembergischen Grenzsteine haltend, in drei Stunden vom Gasthaus zum Ruhstein nach dem Kniebis hinüberführt. Wir rieten damals ab, ihn bei nebelndem Licht einzuschlagen; jetzt vertrauen wir dem Himmel, ihm achtsam zu folgen, bis er in eine an der „Rechtmurg" entlang von Buhlbach-Oberthal heraufkommende Fahrstraße (unter ihr der kleine „Buhlbachsee") einmündet und auf dieser uns bequem, dicht neben dem Gasthaus zur Zuflucht die Rückenhöhe des Kniebis und damit die große Paßstraße über den letzteren von Oberkirch-Oppenau nach Freudenstadt erreichen läßt. Vielgekrümmt zieht sie sich von hier westwärts nach Oppenau ins Renchthal nieder, an heißem Tag sich für den von dort Heraufsteigenden wohl recht lang emporwindend, doch ihn nicht mehr an den alten Bergnamen Kniebuz, Kniebôz, Knieboss (1410) — von „Knie" und „boßen", anstoßen — den Kniebrecher — gemahnend.

Der eigentliche Kernstock des Kniebis hebt sich sehr allmählich von dem Hochland der östlichen Abdachung des Schwarzwaldes, wo Freudenstadt bereits 726 m hoch

liegt, gen Westen an und geht fast unvermerkt zu seiner obersten Höhe über. Er ist ein nach Norden und Süden hohe Querarme aussendender Längskamm, von tiefen Thalklüftungen an beiden Seiten begleitet. So bildete er von jeher durch seine gleichmäßige Höhe den einzigen von der Natur geschaffenen Übergang in der nördlichen Gebirgshälfte zwischen dem Neckar- und Rheinthal, gleichsam einen breiten, sicheren Hochdamm durch undurchdringliche schwarze Tannenwaldfluten der Thaleinschnitte unter ihm. Wesentlich aber eignet er sich für die Benutzung als Paßweg durch seine Bodenbeschaffenheit. Gleich der Hornisgrinde und den Hochköpfen um sie her ist seine Kammhöhe noch mit Buntsandstein bedeckt und dieser vielfach von Sumpf- und Moorgrund überzogen, der das Entstehen kräftigen Baumwuchses verhinderte. Die Tanne ragt nur von den Nord- und Südabhängen bis an den Rücken des Kniebis hinan, läßt zumeist ein breites Band auf ihm frei, wo sich nur niederes Krummholz emporreckt. So ist es heut, und so war es wohl fraglos von jeher; die von Osten zum Rhein Hinübertrachtenden fanden hier eine lange Strecke, auf der sie sich nicht mit unendlicher Mühsal über Berge und Thäler durch finstere Hochwaldswildnis durchzukämpfen gezwungen wurden, sondern, ohne große Beschwerde und frei in die Weite umblickend, ihre Richtung verfolgen konnten, um alsdann mit einem einzigen Absturz ins untere Renchthal nieder zu gelangen.

Dergestalt bildete der Kniebisrücken jedenfalls einen der ältesten Völkerwege über den Schwarzwald, höchst mutmaßlich auch schon zur Zeit des Dekumatenlandes; eine eigentliche Römerstraße scheint jedoch auf ihm nicht bestanden zu haben, keinerlei Funde geben einen Anhalt dafür. Nach den Kelten, den Alemannen werden noch zahlreiche Schwärme der großen Völkerverschiebung, dann die Hunnen, die Ungarn über den Naturpaß dahergekommen sein, aber die Geschichte hält tiefes

Dunkel darüber. Zum erstenmal fällt ein flüchtiges Licht auf den Kniebis, wie im Jahre 1267 das Kloster Herrenalb dem Grafen von Fürstenberg „die der Wandersleute wegen auf dem Kniebuz (in montanis seu silvis, quae Kniebuz vulgariter appellantur) errichtete Kapelle“ zum Behuf der Gründung eines Klosters überläßt. Von Menschen bewohnt war der Bergrücken bis dahin nicht, wie noch in vielen nachfolgenden Jahrhunderten nicht und eigentlich heut noch kaum. Der lange Schneewinter, die tobenden Stürme auf der unwirtlichen Höhe, ihr für den Anbau wenig geeigneter Boden hielten von der Besiedelung ab; die erste fand erst im Anfang unseres Jahrhunderts statt. Auch die Straßenanlage befand sich sehr im Argen, es scheint, daß noch im vorigen Jahrhundert der Wanderer über den Kniebis nichts weiter als einen „Gangsteig“ antraf, den er sich obendrein vielfach auf eigene Hand oder eigenen Fuß erst suchen mußte. Dann entstand als Fahrweg die „Oppenauer Steige“, aber noch eine Schrift um 1827 benennt sie „gäh und gefährlich“ und giebt der „Grießbacher Steige“ auf die Höhe bei weitem den Vorzug. Nun führt, wie erwähnt, die große Landstraße hinüber.

Drei Befestigungen aus vergangener Zeit bezeugen die Wichtigkeit des Kniebis als eines strategischen Passes. Wo von Oppenau her die Straße am sogenannten Roßbühl die Höhe erreicht, liegt hart an ihrem Rande, doch waldüberdeckt und kaum mehr zugänglich die Schwedenschanze. Ihr wirklicher Ursprung ist unbekannt, sie soll im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden erbaut sein. Die zwei Minuten in nördlicher Richtung entfernte Schwabenschanze (auch „Röschenschanze“) dagegen ward 1796 durch den württembergischen Major Rösch angelegt, um den vom Renchthal heraufdringenden Franzosen den Weg zu sperren, doch von den letzteren, die ein ortskundiger Bauernbursche über die „Oppenauer Steige“ herauf-

geführt hatte, mit gefälltem Bajonett erstürmt; ebenso-wenig gelang eine Verteidigung der Schanze im darauffolgenden Jahre. Sie liegt frei, mit ihren Graswällen und Wasserlachen einsam und seltsam anmutend. Hier oben geht das Auge weit in die Runde, gegen Westen grad drunten aber ragt das Straßburger Münster hoch aus der Rheinebene auf. Während der Belagerung Straßburgs im Jahre 1870 war hier zum Zweck genauer Beobachtung ein Holzturm errichtet worden, der erst vor kurzem abgebrochen ist. Schräg hinüber von ihm sieht das Gasthaus zur Zuflucht auf, bei dem wir von Allerheiligen her eingetroffen. Es ist sehr klein und primitiv, enthält jedoch vier Betten zur Nachtunterkunft, die hier dem Wegmüden unter Umständen sehr erwünscht fallen kann; die Gastzimmerwand „schmückt" die Photographie einer uralten Frau, welche die drollige Idee hatte, dies Bild aus Anlaß ihres gleichen Geburtsjahres mit dem Kaiser Wilhelm an diesen zu seinem 90. Geburtstage zu übersenden. Das Hofmarschallamt stellte jedoch die Sendung samt einem Begleitschreiben „mit Dank" zurück, „der Kaiser wolle die Spenderin des Bildes, da es das einzige von ihr vorhandene sei, nicht berauben." Das Wirtshaus zur Zuflucht liegt ebenso hart an der Grenze auf badischer Seite, wie das „Zum Ruhstein" auf württembergischer, in weitem Umkreis die einzige Wohnung; südwärts führt von ihm in einer Stunde ein tief fallender Weg ins Maisachthal zum Bad Antogast hinunter.

Wir folgen der großen Straße nach Osten und gelangen, auf dem freien Hochrücken fortschreitend, zwischen einzelnen Tannen und weiß aus dem moorigen Grund aufschimmernden Birken hindurch in einer halben Stunde zur dritten Kniebisbefestigung auf seinem höchsten Punkt (973 m), der Alexanderschanze, 1734 vom Herzog Alexander von Württemberg mit Mauern und Gräben gleichfalls gegen die Franzosen errichtet. Eine Wirtschaft befindet sich daneben; zur Rechten zieht

eine Straße ins Renchthal nach dem Bade Griesbach hinunter, linkshin zweigen Wege durch den guten und den bösen Elbach in die Tiefe nach Mittelthal-Baiersbronn ab. Gradaus weiter ist bald das Dorf Kniebis, die einzige größere Ansiedlung auf dem gleichnamigen Berge, erreicht. Sie stammt, wie schon gesagt, erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und ist um die Ruinen des alten Klosters, von denen sich noch kleine, zu einem Bauernhaus verbaute Reste vorfinden, begründet.

Der Ort zerfällt in zwei Hälften, eine badische und eine württembergische, welche danach das katholische und das lutherische Kniebis heißen; im Anfang nur aus wenigen, zerstreuten Häusern bestehend, ist er gegenwärtig ein ziemlich einwohnerreicher. Über den Beginn der Kolonie sagt ein damaliger Bericht: „Die Lebensweise dieser von der übrigen Welt fast gänzlich abgesonderten Familien ist patriarchalisch und fast so einfach, wie die der wilden Mitbewohner der einsamen Waldungen. Der einzige Handelszweig derselben ist die Wagenschmiere, welche hier aus Kienholz bereitet, von dem männlichen Geschlecht in die Ebene hinabgetragen und im Detail verschlossen (verschleißt) wird. Der kleine Gewinn geht nicht selten in einigen fröhlichen Zechen wieder auf. Ihre Denkungsart über das Eigentum wird von den angrenzenden Waldbesitzern nicht sehr gerühmt; im übrigen aber sind sie von gutmütigem Schlage. Auffallend unterscheidet sich ihre schon völlig schwäbische Mundart von jener im unterhalb liegenden Renchthale.“

Das letztere rechnen wir ihnen nicht zum Nachteil an, und was ihre „Denkungsart“ betrifft, so hoffen wir, hat diese sich seitdem etwas zu besserer Wohlmeinung der Waldeigentümer berichtigt. Vom Doppeldorf Kniebis setzt sich nun, allmählich sinkend, ostwärts die große Landstraße nach Freudenstadt fort; wir biegen bei dem viel von der weiteren Umgegend aus besuchten,

empfehlenswerten „Gasthof zum Lamm“ zur Rechten hin ab und, unter der Kirche des Ortes vorbei, rasch dem südöstlichen Abfall des Bergstockes zu.

Das Dorf, oder nach alter Bezeichnung den „Stab“ Kniebis umgiebt eine schöne und interessante, sich durch das ganze obere Wolfthal fortsetzende Hochflora. Das letztere beginnt gleich über den letzten Häusern, ein herrlicher Fußweg führt, den großen „Rank“ der Fahrstraße abschneidend, ziemlich steil abwärts, von der plätschernden Wolf oder Wolfach begleitet, die am Kniebisabhang ihren Ursprung genommen. Das schmale Thal zählt zu den anmutreichsten im nördlichen Schwarzwald; bei Holzwald, das unter der spitzragenden Holzwälder Höhe (916 m) belegen, schon zu der großen, sich weit hinziehenden Ortschaft Rippoldsau gehört, mündet der Fußweg wieder in die Straße ein. Das Thal erweitert sich etwas, doch mehr nach oben als in seiner Sohle; eigentümliche, nicht sonderlich verschönernde Staffage belebt weniger, als versteift die Landschaft: „In der Wolfach angelnde Engländer“ und kündet die Nähe einer Dependance von London an. Da taucht es auch schon auf, in der Lage und Art sehr an diejenige von Teinach erinnernd, nur ohne Zavelstein drüber: Bad Rippoldsau.

In diesem wird niemand, der die höchsten Anforderungen an einen „zeitgemäß“ ausgestatteten Bade- und Luftkurort stellt, irgend etwas vermissen, am wenigsten „fashionable“ Gesellschaft. Das „Badhotel“ besteht aus zahlreichen hohen, weiten, älteren und modernsten Gebäuden, welche die Landstraße aufs dichteste umschließen; Küche und Keller bieten Vorzüglichstes, jedenfalls nirgendwo im Schwarzwald übertroffenes. Wonach Spiellust im Freien und bei ungünstiger Witterung unterm Dach begehrt, findet sich vollzählig vor; Gasflammen erhellen drinnen und draußen die Nacht, wie ein „Grand-Hotel“ einer Großstadt und das Asphalttrottoir davor. Rippoldsau bildet wohl den

vollendetsten Gegensatz zu dem, was ein naives Gemüt sich unter einem Gebirgsgasthof im Schwarzwald vorstellt. Unerwartet blicken vom Berghang noch ein paar alte, echte, dunkelbraune Schwarzwaldhäuser herunter, und einem altmodischen Ummwandrer kann es bei ihrem Anblick kommen:

„fast thut's mir weh,
Daß ich sie in der Gesellschaft seh'".

Daß Rippoldsau trotz alledem, wenigstens wenn man vor seine Häuser und Menschen hinausgelangt, von großer Schönheit bleibt, ist hoher Bewunderung wert.

Das Bad, schon im 15. Jahrhundert bekannt, wird im Jahre 1581 von dem damaligen medizinischen und landeskundigen Schriftgelehrten D. Jakob Theodor („Tabernae-montanus", aus Bergzabern im Elsaß) in seinem Werke „New Wasserschatz" bereits als ein eifrig aufgesuchtes dargestellt und als „ein berühmter Sauerbrunnen mit zwei Gebäuden, guten Gemächern und guter Schnabelwaid" beschrieben; die erste „Badeordnung" stammt von 1579. Dampf- und Duschebäder lassen Rippoldsau besonders von leidenden Frauen zur Hilfe ziehen; drei reichhaltig sprudelnde Mineralquellen, die Josefs-, Wenzel- und Leopoldsquelle, begründen seinen altbewährten Ruf. Eine Flasche mit dem eingeborenen „Eisensäuerling" wird dem weintrinkenden Gaste vom Hotel freigebig zu seiner Mahlzeit gespendet. Das Wasser ist für ihn umsonst in Rippoldsau, dafür die Luft desto teurer.

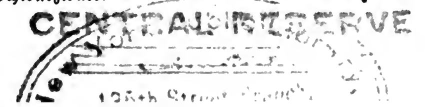
Wenn man auf den schattigen Promenadenwegen ein wenig vor das Bad hinausschreitet, bietet sich vorzüglich am Abend ein schöner Blick auf das ungefähr eine Viertelstunde thalabwärts entfernte „Klösterle". Von dort ging der Ursprung der Thalbesiedelung aus; eine päpstliche Bulle erwähnt 1173 „Rippoldesawe" als einer zum Kloster St. Georgen Benediktiner-Mönchszelle,

über deren ersten Bewohner Scheffel in seinem „Gaudeamus" äußerst humorvolle Auskunft giebt und die Ansiedlungsstelle des „Herrn Rippold" trefflich schildert:

„Wo jetzt ein wohlerbaut Badhaus prangt,
War alles Wildnis. Von Dornen umrankt
Stand dunkel und finster der Tannenwald,
Des wildsten Getieres Aufenthalt,
Und ungestört von verderblicher Jagd
Sagten Füchse und Eulen sich dort gute Nacht."

Aus der Zelle Rippolds erwuchs ein kleines, bis 1802 erhaltenes Prioratkloster, dessen Bewohner sich indes mannigfach weniger durch einen den himmlischen Höhen als der irdischen Niederung nachtrachtenden Lebenswandel hervorthaten. Von Bränden, die mehrfach das Bad in Asche legten, blieb das Kloster verschont, dagegen teilte es mit jenem die „Schwedennot" 1643, die es in rauchende Trümmer verwandelte; der Überfall der Badegäste in Rippoldsau durch die unerwartet plötzlich vom Kniebis herabkommenden Schweden gab zu tragisch-ergötzlichen, von Scheffel gleichfalls allerliebst dargestellten Scenen Anlaß. Jetzt bildet das „Klösterle" mit doppeltürmiger Kirche die zweite Haupthäusergruppe von Rippoldsau und bietet in seinen Gasthöfen „Zum Klösterle" sowie „Zum Erbprinzen" außer dem Genuß der Quelle ebenfalls gute Unterkunft.

Von hier zieht sich, beinahe noch fünf Wegstunden lang, das Wolfachthal südwärts weiter zur Kinzig hinab. Es ist von mannigfaltig wechselndem Reiz, häuserreich und auch abgesehen von dem Zuzug und Abzug der Rippoldsauer Gäste, voller Leben. Bei der Zinke Burbach ragt aus kleinem Seitenthal eine senkrecht gewaltige, zerzackte Felswand des „Sommerberges" auf, die in früherer Zeit eine Burg getragen, doch auch noch täuschend wie von altem Gemäuer überkrönt erscheint. Die Steine der Ruine sind zum Bau der



Klösterle-Kirche verschleppt worden; die Felsschroffe zeigt sich jetzt durch den „Schwarzwaldverein" von einem Pavillon gekrönt. Der „Burbach" bildet daneben einen ziemlich hohen Wasserfall — falls er Wasser führt.

Von der entgegengesetzten westlichen Seite her mündet ins Wolfachthal ein anderes Gewässer, der Seebach, an welchem aufwärts der Weg zur Zinke Glaswald leitet. Bei diesem befindet sich der kleine Glaswälder See (auch „Wildsee" genannt und deshalb oft mit dem eigentlichen Träger dieses Namens verwechselt), moorgrundig wie alle Hochseen des nördlichen Schwarzwaldes, dicht unter der Lettstädter Höhe (968 m) selbst fast 900 m hoch belegen. Er ist der größte der Kniebisseen, seicht und im wesentlichen nur ein für die Holzflößerei angestauter Schwellweiher; wenn seine Schleuse zum Behuf der Niederschwemmung langer Tannenstammflöße durch den Seebach in die Wolfach aufgezogen wird, bietet sich ein höchst interessantes, viel von den Gästen Rippoldsaus betrachtetes Schauspiel, wie das herabdonnernde Wasser die kühnen, mit langen Leitstangen ausgerüsteten Flößer auf ihrem ursprünglichsten, krachenden, schetternden, sich auf- und niederbäumenden Fahrzeug über wildes Felsgeblöck fort zu Thal hinunterreißt. Es ist derselbe Vorgang, wie er sich gleichfalls in besonderer Großartigkeit auf der Rauhmünzach im Murgthal zeigt, und wie im letzteren ist auch für das Wolfachthal (und zahlreiche sonstige Schwarzwaldthäler) der eigentümlich die Luft erfüllende Geruch frisch von den Sägemühlen zerschnittenen Tannenholzes charakteristisch.

Etwas weiter abwärts verliert das Wolfachthal, doch nur zeitweilig, seinen Namen und nimmt den des breit und lang hineingelagerten Pfarrdorfs Schapbach an, bei dem der Wildschapbach von Nordwest her herunterschäumt; nah über dem Ort befinden sich die kaum mehr wahrnehmbaren Trümmer der Burg Romberg, die vormals den Sitz einer gleichnamigen

Geroldseckischen Herrschaft bildete und im Dreißigjährigen Kriege verschwand. Die Bewohner des Schapbachthals thun sich durch eine — leider mehr und mehr außer Brauch geratende — so besondere Volkstracht hervor, daß dieselbe eine genauere Schilderung verdient. Bei den Männern besteht sie aus flachem, schmalkrämpigem Filzhut, schwarzem Halstuch und steif aufrechtem („Vatermörder-") Hemdskragen; dunkelgraue, rotumsäumte Jacke, rote Weste, schwarze Kniehose und weiße Strümpfe vollenden den sonntäglichen Anzug. Die Frauen tragen gelbe, weißübergipste Strohhüte mit einer Fülle großer roter Wollrosen (Bollen) bedeckt oder schwarze Hauben mit weißem Spitzenbesatz, bunte Halstücher, ein schwarzes Mieder, rote, vielgefältete Juppe, darüber eine helle, gestreifte Schürze mit hellblauem Gürtelband und gezwickelte blaue oder rote Strümpfe; die Füße beider Geschlechter stecken in „Laschenschuhen" (lasche, mittelhochdeutsch, „Lappen").

Hier treten auch noch in ziemlicher Anzahl echte alte Schwarzwaldhäuser auf; vom „Gasthaus zum Ochsen" hängt breit und freundlich, von einem Adlerkopf gehalten, ein umlorbeertes goldenes Öchsle über die Straße, ein Pflüger treibt daneben ein aus Pferd und Ochsen zusammengesetztes Gespann. Ungefähr die Mitte zwischen Rippoldsau und der Kinzig ist erreicht; das Thal, sich wechselnd verengernd und erweiternd, erhält bald seinen rechtmäßigen Namen Wolfachthal zurück. Die nun folgende Gegend desselben wird Oberwasser benannt, Wege führen südöstlich nach dem eng zwischen steilen Bergen belegenen, weltabgeschlossenen Pfarrdorf St. Roman mit einer von alters her als Erfolg verheißend berufenen Wallfahrtskirche hinüber. Das äußerst burgenreich gewesene Thal zeigt noch Spuren eines ehemaligen Bergschlosses Walkenstein, nimmt nun, sich verbreiternd, einen milden Charakter an; die Tanne weicht an den Geländen dem Laubwald; Obstbäume füllen den Grund; Kirche

und Häuser des großen Dorfes Oberwolfach blicken aus ihnen auf. Wegweiser deuten nach dem „Schloß“, den unscheinbaren Gesteinüberresten der einst von hohem Bergvorsprung niederschauenden Burg Wolfach, dem Stammsitz eines alten, im 12. Jahrhundert als „Die von Wolvahe“ auftauchenden „fürstenmäßigen“ Dynastengeschlechtes, dessen letzte Tochter Udelhilde sich am Ausgange des 13. Jahrhunderts mit dem Grafen Friedrich I. von Fürstenberg vermählte und die Herrschaft Wolfach fortan dem Besitz des Fürstenbergischen Hauses zubrachte, bis dieselbe 1803 unter badische Oberhoheit geriet. Statt sich noch mehr zu erweitern, schließt jetzt die Landschaft, rings von steil aufragenden Bergen umgeben, sich wieder eng zusammen, die Wolfach ergießt ihr Wasser in die Kinzig, und um beide Flüsse liegt die alte, urkundlich im 11. Jahrhundert zuerst als Dorf genannte Stadt Wolfach gelagert. Hier haben wir uns schon weit aus dem Kniebisgebiet entfernt und sind in das der „Kinzigthalbahn“ eingetreten, an der Wolfach eine Hauptstation mit dem dreimal täglichen Abgange des Postomnibus nach Rippoldsau bildet.

Wir kehren über das letztere und das Dorf Kniebis bis zur Alexanderschanze zurück, von wo sich die schon erwähnte Straße nach Griesbach hinunterwindet. Der Kniebis entsendet hier gen Süden einen hohen, in der Holzwälder und Lettstädter Höhe gipfelnden Ausläufer, durch den eine Wasserscheide gegen Westen und Osten bedingt wird. Nach letzterer Seite beginnt die Wolfach, nach ersterer, unfern der „Zuflucht“, in einer Höhe von 958 m die Wilde Rench. Sie führt ihren Namen mit Recht, sowohl durch die Heftigkeit ihres Absturzes als durch die romantische Scenerie ihres engen, von Granitblöcken durchtürmten und zahlreichen Sägemühlen begleiteten Waldthals; trotzdem führt von der Zuflucht her ein guter Weg an ihr entlang. Nach etwa einstündigem Lauf durchbricht sie eine malerische, klammartige Felsschlucht und mündet bei dem

Bad Griesbach (506 m) mit kleineren Zuflüssen von Ost und West zusammen. Eine Weile, bis zum Bad Petersthal (394 m) hält die Rench noch ihre südliche Richtung inne, dann wendet sie sich nach Westen und bald darauf steil gegen Norden bis nach Oppenau, so einen Dreiviertelbogen beschreibend, daß sie wieder unter die westliche Abdachung des Kniebisrückens zurückkehrt. Im kleinen ähnelt dieser eigentümliche Verlauf völlig dem größeren, sie in konzentrischem Bogenkreise umfassenden der Kinzig.

Als ein poetisches Vorwort des Folgenden wollen wir hier eine Stelle aus einem Gedicht des mit Unrecht völlig in Vergessenheit geratenen elegischen und didaktischen Dichters und Arztes Valerius Wilhelm Neubeck (1765—1850) einschalten. Er singt in seinem, sich in der Form und Naturempfindung vielfach an Voß' „Luise" anlehnenden „Die Gesundbrunnen" (1795):

„Durch die ganze Natur ist ein flüchtiger, geistiger, saurer
Äther verbreitet; von ihm durchdrungen sind alle Gewächse,
Alle Gewässer und Steine; zu jeder verborgenen Höhlung
Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft, denn von dieser
Ist er selber ein Teil, den Erdkreis. Alle Geschöpfe
Atmen ihn ein und leben; sie würden schneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Dasein,
Wenn der geatmeten Luft es an diesem Wesen gebräche.
Ist ein Bach in der Wüste dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfrischt er das Herz dem Müden, so war es
Dieses Gewürz der Natur, das schneller den brennenden Durst ihm
Stillete. Jeglicher Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bei seinem Entstehn viel dieses belebenden Äthers
Aus der umgebenden Luft. Die Geister der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleih'n und ihn waffnen,

Aufzulösen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die rostigen Wurzeln des eisernen Waldes und führet
Seinen metallischen Staub mit sich fort und vereiniget innig
Sich mit ihm; so schwängert sich jede der Wellen mit
Eisen."

Ganz werden die heutigen chemischen Analytiker wohl mit dieser Entstehung des „Eisensäuerlings" nicht einverstanden sein, aber im allgemeinen hat Valerius Wilhelm Neubeck mit seiner hübschen poetischen Auffassung des Vorgangs der heutigen wissenschaftlichen Äthertheorie, wie es scheint, einen Vorsprung abgewonnen.

Mit Rippoldsau bilden Griesbach, Petersthal, Freiersbach und Antogast die „Kniebisbäder" oder mit Ausschluß des ersteren die „Renchthalbäder", denen sich weiter abwärts noch Sulzbach hinzugesellt. Schwer fällt es, sie zu individualisieren, und ist auch durchaus überflüssig; man könnte ruhig „Griesbach, siehe Petersthal", und „Petersthal, siehe Antogast" sagen. Sie sind in allem „Rosenkranz und lieber Güldenstern — Güldenstern und lieber Rosenkranz". Ihre äußere Lage, Umgebung und Anblick gleicht sich in hohem Maße, sie befinden sich sämtlich im unschätzbaren Besitz hoch elegantester Badehotels, Konversationssäle, Speisesäle, Trinkhallen, Promenaden, Springbrunnen und Kurmusik, sind vorwiegend Frauenbäder und erfreuen sich der nämlichen allsommerlichen Überfüllung, die einen nicht zünftigen Wanderer oft selbst in den benachbarten Dörfern kein Nachtunterkommen finden läßt. Bis vor kurzem blieb das erst 1821 durch einen dortigen Thalbauern entdeckte Schwefelbad Freiersbach (fast mit Petersthal zusammenhängend) erheblich hinter diesem Glanz zurück; aber dem gegenwärtigen Besitzer ist es gottlob gelungen, durch wundervolle Neubauten seiner „Heilquelle" den Ruf der Ebenbürtigkeit mit den anderen zu erringen. Verhältnismäßig am bescheidensten und beschaulichsten erscheint noch Anto-

gast, nicht im Renchthal selbst, sondern in dem Seitenthal der bei Oppenau in die Rench mündenden Maisach, 484 m hoch unter dem Roßbühl (Zuflucht) belegen. Es ist mutmaßlich das ältestbekannte und benutzte aller Kniebisbäder, mehrere Schriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts thun seiner bereits Erwähnung, und „Tabernae-montanus“ äußert in seinem „New Wasserschatz“: „Es sind mir gleichwohl diese drey Sawerbrunnen, nämlich der Graysbacher, Sanct Peters Brunn und der Ribelßawer bis daher unbekannt gewesen“, ohne diesen Zusatz bei Antogast zu machen. Die Lage des letzteren in einer tiefen und engen Thalschlucht, aus der das Bad dem Herannahenden unvermutet zwischen den Bergwänden entgegentritt, besitzt den allgemeinen Schwarzwaldthalreiz vielleicht in erhöhterem Grade als manche andere, führt indes zur Winterzeit lange Sonnenlosigkeit mit sich. Den sonderbaren Namen teilt auch der zerstreut umherliegende Weiler Antogast, der in einer Bewidmung des Ritters Konrad von Schauenburg an seine Frau Anastasia von Windeck im Jahre 1336 als sein Lehensgut „zum Antegast“ genannt wird. Eine Fabel, daß ein angeblicher Bischof Arbogast von Straßburg aus dem 7. Jahrhundert die Quelle entdeckt und ihr seinen, in der Folge verderbten Namen verliehen, ist natürlich abzuweisen; eher könnte man noch einen unverdientermaßen in Vergessenheit geratenen heiligen „Anton“ als ersten Badegast daraus rekonstruieren. Die Ärzte beschäftigten sich schon früh viel mit dem Bade und hießen es Balneum antigasterense, so daß es nicht einer gewissen Wahrscheinlichkeit entbehrt, der Name sei gelehrten Ursprungs und bedeute etwas „gegen Magenbeschwerden“ Geeignetes.

Die Etymologie des Namens Griesbach liegt ebenfalls nicht deutlich vor. Wir bemerkten, daß Tabernämontanus es „Graysbach“ benennt; daher ist wohl die Deutung entstanden, es bezeichne ein „dem

Greisen dienliches“ Bad. Die Vorsilbe „Gries“ kehrt indes sehr häufig bei Ortsnamen im Schwarzwald wieder, und da der Weiler Griesbach schon im 15. Jahrhundert vorkommt, kann er nicht nach dem damals noch nicht entdeckten Bade benannt sein. Am nächsten liegt die einfache Ableitung von dem „Gries“, dem groben Steinkies, den der Bach an den Standplatz des Ortes heruntergeschwemmt. Petersthal trägt seine Benennung nach einer urkundlich 1290 dort erwähnten, den hl. Peter und Paul geweihten „Wüsten Kapelle“, in der monatlich einmal von Oppenau aus Gottesdienst abgehalten wurde; um 1500 erscheinen Kirche und Dorf „St. Peter“. Freiersbach hängt möglicherweise mit der alten nordischen Huldgöttin oder mit ihrem Bruder Freyr zusammen. Da der letztere wesentlich ein Gott der vom Sommerregen erzeugten Fruchtbarkeit war, so könnte ein findiger Etymologe sich ein Verdienst erwerben, nachzuweisen, daß der betreffende Bach im Sommer leicht auszutrocknen pflege und nur durch die regenspendende Beihilfe Freyrs von ältesten Tagen her seiner nützlichen Wiesenberieselung obzuliegen vermocht habe.

Auch Matthäus Merian hat uns schon von Griesbach und Petersthal zwei Rosenkranz- und Güldenstern-Ansichten hinterlassen. Sie hießen damals die „wälschen Bäder“, und von der Art ihres Besuches mag eine Vorstellung geben, daß, während im Jahre 1679 der „Ambassadeur de Constantinople“ Baron von Jouillier mit zwanzig Bediensteten und sechzig Pferden zur Badekur in Petersthal einzog, 1686 die Markgräfin Anna von Baden-Durlach mit einem Hofstaat von fünfunddreißig Personen und siebzig Pferden in Griesbach erschien. Interessant sind mannigfach die „Badeordnungen“ aus der Zeit, z. B. ein Verbot des Disputierens über religiöse Gegenstände, „weil die Gäste aus keiner anderen Ursache ins Bad kommen, als der Gesundheit wegen“; diese Vorschrift erinnert höchst

„aktuell“ an das heutige gedruckte „höfliche Ersuchen“ in manchen Luftkurorten des Elsaß, „alle aufregenden Gespräche vermeiden zu wollen“. In einer gemeinsamen „Taxordnung“ für Griesbach, Petersthal und Antogast ward das Mittagessen „für eine Mannsperson“ auf 6 Batzen, „für ein Frauenzimmer“ dagegen nur auf 5 Batzen festgesetzt; ob lediglich aus Galanterie oder auf erfahrungsmäßiger innerer Begründung fußend, teilt die Bestimmung nicht mit. Die späteren Wirte scheinen die letztere als eine „Unbilligkeit“ aufgefaßt zu haben und haben sie jedenfalls heute zu einer Herstellung der Gleichberechtigung abgeändert. „Speisekarten“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts können sich immerhin selbst vor den gegenwärtigen noch blicken lassen; nach ärztlicher Begutachtung raten sie „den fetten Personen“ an: „Repp-, Feld- und Haselhühner, den Sinnlosen (Gedächtnisschwachen) Turteltauben, den Melancholischen und spintisierenden Köpfen Wachteln, den Schwachen und Mageren Schnepfen, Krametsvögel und Lerchen.“ Auch gegen das „Zipperlein“ scheinen die Bäder damals benutzt worden zu sein; eine hinterlassene Wandinschrift aus jener Zeit besagte:

„Hätt' ich die großen Trunk lassen stehn,
So dürft' ich nit zum Sawerbrunnen gehn.“

Wir haben schon des Aufenthalts des „Simplicius“ in Griesbach Erwähnung gethan, der damals mutmaßlich seinen Weg von dort zum Mummelsee an der wilden Rench aufwärts über den Roßbühl, das Steinmäuerle, den roten Schliff, Vogelkopf und heutigen „Ruhstein“ genommen. Am deutlichsten aber tritt uns das Leben und Treiben der Zeit in den „wälschen“ Bädern (so geheißen, weil die Franzosen sich dort mit Vorliebe einfanden) aus einer Darstellung des berühmten Satirikers Johann Michael Moscherosch (1601—1663) entgegen. Er giebt diese in einem seiner „Gesichte“, den „Visiones de Don Quevedo; Wunderliche

und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, d. i. Stroff-Schriften, Straßburg 1645." Die unverblümte Derbheit der Ausdrücke nötigt in unseren so überaus verfeinerten und zartempfindenden Tagen zu manchen Auslassungen, doch unter Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel wollen wir ein Stückchen seiner Schilderung hier wiedergeben:

„Darauff gienge (ich) strack zu auff die linke Hand, in den anderen breyten hübschten gebahnten Weg. (Ob in Petersthal oder Griesbach, ist nicht zu entnehmen.) Behüte Gott, was eine menge Volcks fande ich daselbsten: da Cavalliers, da Kutschen, da schöne Damen, deren Augen funckelten als ob sie voll feyriger Sternen wären, da Spielleute, da, weiß nit, was vor treffliche Leute, Herren und Fraven. — Ein theil sang, der ander sprang; einer pfeiffte, der ander dantzte; der eine kützelte, der ander lachte, einer trank, der ander aß; einer küßte, der ander herzte .... Kurtz zu melden, so war mir eben als ob ich zu Hoff wäre. — — O was für eine gute Gesellschaft war unser da beisammen? Eß war ein Lust von guter Gesellschafft, so vertravlich ging es vnd (unter) uns zu, je wohl dz (daß) einer den andern verrathen oder verschwätzt hätte. — — Ha, wie bald war ich deß Handels innen, mit Dantzen, mit singen, mit springen mit Jubiliren, mit Jauchtzen, Hoffieren, Gassatim gehen (sich auf den Gässen umhertreiben), Mummenschantzen bringen, Comödien und Spiel sehen, Gastereyen, Löffeleyen und andere Fröhlichkeiten, die mir trefflich wol gefielen, ey über alle maßen wohl. — — Hie war es alles anzusehen wie Krämerladen; da Jubelirer, dort Zuckerbecker; da Goldschmide, dort Seydensticker; da Goldschlager, dort Corallenkrämer: da Berlensticker, dort Haarkräuser; da Bartscherer, dort Haarpulverer: da Handschuhmacher, dort Spitzenkrämer, dort Tabackkrämer (der 30jährige Krieg hatte eben erst das Tabakrauchen nach Deutschland verpflanzt; die Notiz ist sehr interessant), dort Kartenmaler, und viel andere mehr,

der Welt Wollust und Ueppigkeit (Fröhlichkeit wollte ich sagen) zugethane Handwercker und Künstler, Pastetenbecker, Wirthshäuser, Bierhäuser, Spielhäuser, ... häuser waren da alle tritt und schritt zu sehen, in welchen allen wir uns so doll und voll ge—trunken, daß . . . ein lust zu sehen, wie wir da im Dr . . lagen. Ich kann nicht alles erzehlen, wz für frevde under so braver wackerer Gesellschafft ich hatte. Es gung so Kurraschy her! das mir das maul nachwässert, wenn ich daran gedenke. Wiewohl es auch immerzu Händel gab: Insonderheit under den hitzigen Franzosen, die sich mit Heraußfordern, Duellen, rauffen und kämpfen dermaßen nachsetzeten, daß es kaum zu glauben. Es war da eine gantze Weltvoll aus allen Ständen, Würden, Aemptern und Alter zu sehen, Geistliche und Weltliche, Fürsten, Graven, Herrn Adel, Bauern, Mann und Weib, Junge und Alte, Reiche und Arme, Pfarrer und Pfaffen, Münche und Nonnen."

Ja, es war schon eine Welt vor der heutigen, auch in den Kniebisbädern. Der damaligen hielt Moscherosch ihr Bild in den Reimen vor:

„Dann trägt man kurtz, dann lange Röck,
Dann große Hüt, dann spitz, wie Weck,
Dann Ermel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel farb und spreng.
Ein Fund dem andern kaum entweicht,
Dann Teutsch Gemüth ist also leicht:
Das zeigt, was in dem Hertzen leyt.
Ein Narr hat ändrung allezeit."

Guter Moscherosch, in welcher ernsthaft-tiefsinnigen Zeit mußt du gelebt haben! Wie wenig wollten wir uns über die Trachten der unsrigen ereifern und jede tollste Modenarrheit still-schweigsam anschauen, wenn nur bei hundert Hüten gegenwärtigen allerneuesten Alamodegeschmacks unter einem derselben etwas anderes vorhanden wäre.

Mehrfach von Bränden heimgesucht, dann am Ende des 17. Jahrhunderts von den Franzosen verheert und zerstört, teilten Petersthal und Griesbach gleiches Geschick, gerieten in treulicher Gemeinsamkeit auch durch das 18. Jahrhundert stark in Verfall, um erst wieder im unsrigen selbander als zwei Treibhausblüten mit feinstem und „allerneuestem" Parfümduft aus dem Tannendunkel des Schwarzwaldes aufzusprießen. Wir haben längere Station bei ihnen gemacht, als eigentlich in unserer Absicht lag, und setzen den Weg durchs Renchthal fort, um dort, wo von Allerheiligen her der Lierbach und von Antogast in diesen die Maisach einmünden, das Städtchen Oppenau, den Endpunkt der Zweigbahn Appenweiher-Oppenau zu erreichen. Es erscheint 1225 zuerst als Pfarrei „Noppenowe", war Straßburgischer Besitz und ward im Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Bischof Johannes I. zur Stadt erhoben. Der eng von Bergen umdrängte Ort brannte 1515 völlig nieder, mit ihm die nah darüber belegene Burg Friedberg, die vermutlich vom Kloster Allerheiligen erbaut worden und, wieder erneuert, von den Franzosen zertrümmert ward. Oppenau heißt in alten Schriften Opponacum, dann Noppnow, Noppenaw; eine Erklärung des Namens fällt wegen dieser doppelten Schreibweise mit und ohne N schwierig. Durch seine Lage und Bahnverbindung bildet es einen Hauptzugang in den mittleren nördlichen Schwarzwald; „Philander von Sittewald" berichtet ebenfalls über die Stadt, doch nicht sonderlich Schmeichelhaftes über die Wahrheitsliebe ihrer damaligen Bewohner. Heut steht das freundliche Städtchen, das ein Stahlbad besitzt, jedenfalls nicht mehr in solchem Ruf.

Eine zweite zerfallene, buschüberwilderte Burg erhebt sich im untern Renchthal, eine Stunde abwärts von Oppenau von freier Felshöhe des „Schärtenkopfes" über dem Maierhof Hubacker (Station). Sie mag römischen Wartturmursprungs sein, gehörte vom 13.

Jahrhundert an den Rittern von Neuenstein (die sich zur Unterscheidung von denen „von Stein" im Kapplerthal so benannten) und führte wechselnd die Namen Neuenstein und Bärenburg; die letztere Bezeichnung scheint indes mehr einer kleinen, tiefer belegenen Vorburg gegolten zu haben, von der gleichfalls noch einiges Gemäuer sichtbar ist. Schloß Neuenstein ward schon um die Wende des 15. Jahrhunderts in der pfälzisch-bayrischen Fehde zerstört und nicht wieder hergestellt, sondern statt dessen am Fuß des Berges der Hof Hubacker erbaut.

Unweit von diesem liegt, etwas zur Rechten in ein kleines Seitenthal des Solbergs hinaufgezogen, das letzte der Renchthalbäder, Sulzbach, wie zahllose Namensvettern im Schwarzwald seine Benennung vom „Salz" seiner Quelle herleitend. Der Ort wird urkundlich schon 1300, das Bad im 16. Jahrhundert erwähnt. Dann scheint es lange vergessen gewesen und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Bauern wieder entdeckt worden zu sein; die zahlreiche Badelitteratur des 17. und 18. Jahrhunderts spricht nicht von ihm. Gegenwärtig wird auch Sulzbach, das die einzige warme Quelle (Therme) im Renchthal besitzt, viel besucht, doch hat es sich noch bedeutend einfacheres Wesen als die „Kniebisbäder" bewahrt; nicht eben zu seinem Nachteil. Schöne, stille Fußwege führen von ihm auf den Solberg und nach Allerheiligen hinüber.

Bald folgt als Bahnstation, anmutig gelegen, mit mannigfacher Unterkunft für Sommergäste und besonders von Straßburg aus viel besucht, das große Dorf Lautenbach, ein verhältnismäßig noch neuerer Ort, da er seine Entstehung erst der im Jahre 1471 durch den Propst von Allerheiligen, Rohard von Neuenstein hier erbauten Kirche verdankt. Zugleich wurden um diese her Wohnungen eingerichtet, um zeitweilig Mönchen des von einer Feuersbrunst großenteils zer-

störten Klosters Unterkommen zu gewähren. Der Versuch eines späteren Abtes, das Kloster ganz aus der Rauheit des Hochtrichters in das mildere Thal von Lautenbach zu verlegen, scheiterte am Widerstand der Mönche. Die spätgotische Wallfahrtskirche des Dorfes ist durch ein Wappenportal und alte Glasmalereien der Fenster von besonderer Farbenschönheit, hauptsächlich geharnischte Ritter darstellend, ausgezeichnet; sie wurde neuerdings vergrößert. Eine von Hans Hertwig aus Bergzabern in gotischem Stil gebaute „Gnadenkapelle" enthält viele Votivtafeln; ihr Platz bildete schon vor der Begründung des Dorfes eine von weither aufgesuchte Wallfahrtsstätte.

Die von hier abwärts führende Strecke des Thales trägt den Namen „Vorgetöse", weil die Rench hier in ausgehöhltem Granitbett ein eigentümliches Geräusch hervorruft; dann treten die Bergwände bald weiter auseinander, und drei Viertelstunden von Lautenbach liegt im verbreiterten Ausgang des Renchthals die Stadt Oberkirch, der Hauptort der letzteren in der Gegenwart wie in der Geschichte. Sie führt in ältester Tradition den seltsamen Namen Respublica Hypergraecia und soll vom Kaiser Hadrian begründet sein (in der Umgegend wurden Münzen mit dem Bildnis desselben gefunden); als „Oberkirch" tritt sie zuerst im 13. Jahrhundert auf, gehörte anfänglich den Herzögen von Schauenburg, dann kurz den Herzögen von Zähringen und Grafen von Fürstenberg. Von den letzteren ward sie 1303 an das Hochstift Straßburg verkauft (als „marketstadt") und verblieb bei diesem, doch oft verpfändet und eingelöst, bis 1803; vier Jahrhunderte hindurch bildete sie den Sitz der das Renchthal umfassenden Straßburgischen „Herrschaft Oberkirch". Im Bauernkrieg, Dreißigjährigen Krieg und von den Franzosen 1689 ward sie erstürmt und verheert; von ihren früheren Ringmauern ist kaum noch ein Rest erhalten. Doch besitzt die hübsche, im wesentlichen nur aus einer Straße bestehende Stadt etwas, wenn nicht

Altertümliches, doch ansprechend Altmodisches. Sie ist behaglich; im offenen Thal auf der Höhe der Rheinebene belegen, eignet sie sich allerdings für einen Sommeraufenthalt nicht, doch desto mehr für einen solchen im Frühling und Herbst. Die Gasthöfe „Zur Linde", sowie die beiden Adler-Gasthöfe, des goldenen und des schwarzen, bieten gute Gelegenheit. Interessant ist über dem Eingang des Treppenturms des heutigen Gasthauses zur „Sonne" in Oberkirch ein Allianzwappenstein mit der Umschrift: Johann Adam von Neuenstein · Anna Maria Zornin von Bulach · Anno 1629.

Nordwärts ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt (unweit von dem sehenswert schönen Haberschen Gut) stehen auf einer Rebberghöhe die Überreste der Schauenburg, noch hoch und stattlich, eines sehr alten Badenobersteinischen Lehens und nachmals Stammsitzes eines Geschlechtes, das sich „Herzöge von Scowenburc" nannte (auch die Gründerin von Allerheiligen schreibt sich nach ihrer Abkunft „ducissa de Scowenburc"). Das Schloß, sehr groß und fest, mit bedeckten Zugängen versehen, spielte eine bedeutende Rolle in der kampfesreichen Geschichte der Ortenau; wer es am Ende des 17. Jahrhunderts zerstörte, brauchen wir nicht beizufügen, werden überhaupt fortan bei Ruinen nur in umgekehrter Weise bemerken: nicht von den Franzosen niedergebrannt; dies Verfahren kommt uns um ungefähr 99 % billiger zu stehen. Im 14. Jahrhundert entstand auf der Schauenburg ein sich nach ihr benennendes Burgmannengeschlecht, dessen Nachkommen noch heute als Freiherren von Schauenburg leben; ihnen gehören auch die Überreste ihrer Stammburg.

Wir befinden uns in einer trümmerreichen Gegend. Über das Renchthal hin, der Schauenburg gegenüber, sieht von einer Hügelkuppe das hernieder, was von Schloß Fürsteneck, einer 1260 durch den Grafen Heinrich von Fürstenberg erbauten Burg, geblieben.

Unter ihr in einer Einsattlung des niedrigen Bergrückens steht ein nach seiner Inschrift 1490 von dem „Ritter Pfau von Riedbur, Ganerben von Stauffenberg" errichteter, mit seinem Wappenschild versehener Crucifixbildstock. Von dort führt der Weg zur Staufenburg oder Schloß Staufenberg fort, die, wie viele andere in der Ortenau (Alt- und Neu-Windeck, Bosenstein, Neuweier, Schauenburg), später eine „Ganerbenburg" war (von dem alten ge-an-erbe „Mitanerbe", d. h. Nachfolger für den Todesfall) und deren Inhaber sich zur Zeit des Faustrechts mit benachbarten Burgherren zu einem Schutzbündnis zusammenthaten und einen sogenannten „Burgfrieden" miteinander abschlossen. Stauffenberg — wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert von Friedrich von Hohenstaufen, nachmaligem Herzog von Schwaben, erbaut — fiel seinem Geschick im Dreißigjährigen Kriege anheim, ward jedoch 1832 vom Großherzog Leopold angekauft und zu einem Landsitz ausgebaut, der jetzt dem Prinzen Max von Baden gehört.

An die Burg knüpft sich eine Art von gespenstischer Melusinensage, die uns ein unbekannter Verfasser eines 1482 im Druck erschienenen, doch wahrscheinlich schon älteren Gedichtes „Der Ritter von Staufenberg" mitgeteilt hat. Der Dichter wird in dem Buch „Eckenolf" (Egenolf) genannt; Fischart arbeitete das Gedicht um und schreibt es einem „Erckenbold" zu. Der kurzgefaßte Inhalt ist dieser: Peter von Temringen, ein Staufenberger Ritter, der von einem Kreuzzug heimgekehrt, reitet eines Tags von seinem Schloß nach Nußbach, um die Messe zu hören. Unterwegs findet er im Walde eine wunderschöne Frau, die sogleich sein Herz entflammt und auf seine Fragen erwidert, sie habe ihn von Jugend auf geliebt und sei in allen Gefahren, die ihn bedroht, stets unsichtbar seine Beschützerin gewesen. Auf sein heftiges Andringen wird sie, unter der Bedingung, „daß er bis zu seinem Tode

kein eheliches Weib nehme", die Seinige und sie leben jahrelang in höchstem Glück miteinander. Er zieht wieder in ferne, fremde Länder, doch wo immer er verweilt, sobald er nach ihr ruft, ist sie plötzlich bei ihm. Dann kommt er einmal an den Hof des Königs in Frankfurt, geht als Sieger aus allen Turnieren hervor und wird von des Königs Nichte, der Erbin von Kärnthen, gekrönt, die er danach zur Frau nehmen soll. In die Enge getrieben, muß er zuletzt Kunde von seinem geheimnisvollen Ehebunde geben, den die Pfaffen als einen solchen mit dem Teufel erklären, und er läßt sich überreden, „um seiner Seele Heil" die ihm zugedachte Braut zu heiraten. Die Hochzeit soll auf Schloß Staufenberg stattfinden, zuvor aber kommt die Namenlose zu ihm und sagt ihm traurig, er müsse drei Tage nach der Hochzeit sterben, so gern sie's wolle, könne sie es nicht hindern. Zum Zeichen werde ihr bloßer Fuß ihm erscheinen, sobald er den sehe, solle er einen Priester holen lassen und beichten, denn dann sei sein Ende nah. Und so geschieht's; wie die Hochzeitsgäste beim glänzenden Mahl sitzen, taucht es durch die Decke des Saales herunter:

„Ein Frauenfuß sich sehen ließ
Im Saale, bloß bis an die Knie,
Und schöner ward auf Erden nie,
Noch lieblicher ein Fuß gesehn."

Der Ritter springt auf und verlangt einen Trunk. Da sieht er in dem Pokal, vom Wein überdeckt, ein schlafendes Kind, das ebenfalls

„Ein Füßchen hat hervorgestreckt,
Doch wie der Wein getrunken aus,
So schwand das Kindlein auch hinaus."

Die Erscheinung des Fußes ist verschwunden, ohne daß sich in der Decke eine Öffnung gewahren läßt, die bestürzten Gäste zerstieben,

„Und nach drei Tagen rief der Mann:
Mein Herr und Gott, in deine Händ'
Ich meine arme Seele send'!"

Die Braut-Witwe erbaut eine Zelle neben seinem Grab, um für ihn zu beten, und die Sage spricht, auch das schöne Weib sei dorthin gekommen, um mit ihr das Gleiche zu thun.

Das Gedicht ist sehr zartsinnig und eigenartig, in vielem ein unicum seiner Zeit; wie ein Hauch der Wehmut über die Unhaltbarkeit des Menschenglücks zieht es hindurch. Die „schöne Frau" —

„Schoener wip wart nie gesehen:
Reht als der liehten sunne brehen (Leuchten)
Git liehten wunne bernden schin
Für alles daz gestirne hin,
Also tet die frowe schon
Für alle frowen wol geton:
Ir schoene über alle schein" —

ist keine seelenlose Nixe, überhaupt kein Wassergeist einer Melusine oder Undine, sondern ein zugleich höheres und tiefmenschlich empfindendes Wesen, das nicht von Haß und Zorn über die Treulosigkeit des Geliebten erfüllt wird, nur Trauer fühlt, ihn nicht vor unvermeidlichem, von höherer Macht verhängtem Strafgericht seiner Verschuldung beschirmen zu können. Aus dem Ganzen redet etwas, das fast zu der Annahme einer Symbolik darin drängt, als ob „die schöne Frau im Walde" die Natur sein möge, die aus dem Herzen dessen, der sich ihr und dem sie sich ergeben, nachher durch höfisches Wesen und Pfaffentum verdrängt werde; jedenfalls steht das Gedicht in einem vollen Gegensatz zur Venus-Tannhäuser-Sage. Der als Zeichen des gefällten Urteils erscheinende bloße Fuß ist mystisch und klingt mit dem, wie es scheint „ungeborenen" Kinde im Glase an die altnordische Liebesgöttin Holda an. Fraglos birgt sich unter der Geheimnißvollen eine alte

Walkyre, eine „Wünschelfrau", die der Schutzgeist des Ritters und bei ihm ist, sobald er sie herbeiwünscht; der „wunderschöne Frauenfuß" wird in der ursprünglichen Sage, von der das Gedicht selbst redet (: „da ich es ouch geschriben las"), vermutlich ein Schwanenfuß, das Zeichen der göttlichen Abkunft der „Wunschfrau" gewesen sein. Übrigens liegt unverkennbar eine zähringische Geschlechtssage vor, denn die Burg Staufenberg war zähringisch, und das beabsichtigte Ehebündnis des Ritters mit der „Erbin von Kärnthen" Caerinthia — weist auf die Zähringer hin, die ihren Namen von Kärnthen ableiteten.

Wir erwähnten bereits, daß Staufenberg eine Ganerbenburg war; sie gewährte mit ihrem beträchtlichen Umfang und Nebenbauten mehrfachen Burgmannsfamilien Unterkunft, die nicht selten untereinander in Gegnerschaft standen; genannt werden von der Herzogschen Chronik im Jahre 1470 z. B. als gleichzeitige Mitbesitzer die Hummel, Bock von Kolbenstein, Widergrün, Stolle, Tarante; Burganteile besaßen ohne dortigen Wohnsitz außerdem die Schidelin von Windschläg, Pfau, Röder, Ow, Geier. Ein solcher „Anteilhaber" mag auch „Peter von Temringen" gewesen sein, vielleicht dem Geschlecht der „Stolle" zugehörig. Hinter Schloß Staufenberg steigt der „Stollenwald" an, in welchem Ringwälle mit Gräben und etwas Mauerwerk, von Gebüsch überwuchert, den Platz deuten, auf welchem ehemals eine Nebenburg des Staufenbergs: Stollenberg, gestanden. Der Name ist völlig ausgelöscht, doch der Volksmund der Umgegend nennt jene Reste „das versunkene Schloß" und bezeichnet es als die Stelle, wo die „Waldfrau" erschienen sei. Die Sage hat hier weiter geschaffen und eine später im Stollenwald hausende „verwunschene" Melusine erdichtet, die dort lieblich singend, einen jungen Mann, Namens Sebald, um ihre Erlösung durch neun Küsse an drei Tagen bittet. Am ersten

8*

Tag erscheint sie mit einem Schlangenschwanz statt der Füße, am zweiten geflügelt mit einem Drachenschwanz; der Jüngling küßt sie indes jedesmal nach seiner Zusage dreimal. Doch am dritten Tag findet er sie als eine scheußliche Kröte und läuft entsetzt davon, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Später hält er Hochzeit mit einem hübschen Mädchen, und beim Mahl taucht über ihm aus der Bodendecke ein kleiner Schlangenschwanz hervor, der unvermerkt einen Tropfen Gift auf seinen Teller fallen läßt, von dem er, beim arglosen Essen, tot niedersinkt. — Das Hervorschlüpfen aus der Decke deutet noch auf die alte „Waldfrau" zurück, sie hat sich jedoch in ein rachsüchtiges Geschöpf verwandelt und, wie es scheint, eine homerische Sirenenzuthat erhalten.

Da uns der so oft wiederkehrende Name „Staufen" hier zunächst begegnet — in alten Handschriften als: Stowfen, Stoiphen, Stoufen, Stouphen wechselnd —, so fügen wir bei, daß er einen Becher (oder eine Weinkanne) bezeichnete, der umgedreht in der Form den Bergkuppen ähnelte, auf denen die zahlreichen „Staufenburgen" erbaut sind.

Dem Schloß Staufenberg gegenüber auf einem letzten nördlichen Bergvorsprung des breit ausmündenden Renchthals liegen noch die geringen Überreste der Ullenburg oder Ulmburg, zuerst ein Besitz der Herzöge von Schauenburg („Herzog von Ullenburg") als straßburgisches Lehen, dann zähringisch, eberſteinisch, fürstenbergisch. Die Burg wurde nicht völlig von den Franzosen zerstört, sondern gegen den Willen der letzten Besitzerin, einer Witwe aus dem wohl kaum hochedlen Geschlecht „Schweinhuber" im Jahre 1785 aus unbekannt gebliebenen Gründen auf Befehl des letzten Fürstbischofs von Straßburg, Kardinals Rohan, abgebrochen.

Die vier letztgenannten Ruinen blicken alle aus geringerer oder weiterer Entfernung auf das freund-

liche Oberkirch herab, von dem die Bahn weiter thalabwärts an dem Dorf Nußbach Peters von Temringen vorbei — darüber sieht die St. Wendelinskapelle von der Höhe herab — rasch zum Anschluß an die Hauptbahn Karlsruhe-Basel nach Appenweier führt. Dies ist einerseits ein höchst friedlich in Feldstille abgelegenes Dorf, andrerseits eine äußerst unruhvolle große Kreuzungsstation der Eisenbahnen nach allen vier Himmelsrichtungen.

* * *

Westwärts von Appenweier zum Rhein, von der Eisenbahn nach Straßburg durchmessen, liegt in der Ebene das sogenannte „Hanauer Land" zwischen den Städten Kehl und Lichtenau, das wir, da es nicht mehr dem Schwarzwaldgebiet angehört, nur mit einem flüchtigen Überblick zu streifen vermögen. Es zählte zur Ortenau und bildete im früheren Mittelalter ein Besitztum des elsässischen Geschlechts der Grafen von Lichtenberg (ihre Stammburg in den Vogesen ward im Jahre 1870 von württembergischen Truppen erobert), deren Erlöschen in der Mannslinie das Land 1480 durch die Vermählung mit einer Erbtochter an den Grafen Philipp von Hanau brachte, von dem es noch heut seinen Namen fortführt. Von einem „Kebsweib" des letzten Grafen Jakob von Lichtenberg, der „Bärbel von Ottenheim", berichtet Herzogs „Elsässische Chronik" böseste Dinge unter dem Motto des alten Reimspruchs:

„Ein' Mez auf einem Schloß,
Ein Bauer auf einem Roß,
Ein' Laus in einem Grind
Die stolzesten Dinger sind.

Sie ward nach dem Tode des Grafen der Zauberei beschuldigt und zu Hagenau im Elsaß als Hexe verbrannt.

Die Ortschaften des Hanauer Landes bieten wenig

Altes und Bemerkenswertes, auch die Stadt und ehemalige Reichsfestung Kehl macht davon keine Ausnahme. Ein daneben belegenes Dorf Kehl wird 1270 unter dem Namen „Känle, Käl" als Überfahrtsort über den Rhein erwähnt, ward 1797 von den Franzosen völlig dem Boden gleich gemacht und bildet, wieder angebaut, jetzt einen Vorort der Stadt; ein Schloß Borneck am Rand des Dorfes wurde im 16. Jahrhundert vom Rhein fortgerissen. Das Hanauer Land besaß noch bis ins 17. Jahrhundert besonders drei feste Tiefburgen, Willstett, Lichtenau und Stollhofen; vom ersten liefert Merian eine interessante Abbildung in seiner Topographia Alsatiae. Alle drei sind im Dreißigjährigen Krieg vollständig verschwunden.

Was das Hanauer Ländchen gegenwärtig noch als Eigenart besitzt, ist die — allerdings auch gemach verschwindende — Tracht seiner Landbevölkerung. Bei den Männern finden sich noch Mützen von Marderpelz und grünem Sammet mit goldnen Quästchen, lange schwarze, weißgefütterte Röcke, mit bunter Seide gestickte rote Brusttücher, Kniehosen, Querbänder und alles mit Haften statt der Knöpfe befestigt. Das weibliche Geschlecht trägt Kappen von Gold- oder Silberstoff, die Mädchen ihre Zöpfe von bis zu hundert Ellen langen Bändern durchflochten. Der „gebrittelte" (gefältete) schwarze Rock (Kutte genannt) ist an einem kurzen Mieder befestigt, ein weißer Flanellunterrock blickt drunter mit farbigem Bandbesatz hervor. Schwarze oder farbige, bei Mädchen weiße faltige Schürzen vollenden den Anzug; die letzteren tragen den Unterarm bloß und weitgebauschte, spitzenbesetzte Hemdärmel von der Schulter bis zum Ellenbogen, während den Oberkörper der Frauen eine langärmlige dunkle Jacke umhüllt.

Auch mannigfache alte Bräuche sind noch vorhanden, die „Sperrnacht", eine oft recht üppige Bewirtung der jungen Liebhaber durch ihre Schätze vor Weihnacht, sowie die „Kommnacht" am Samstagabend,

dem bairischen „Fensterln“ gleichbedeutend. Vermummte junge Dirnen „schnurren“ im Winter, d. h. sie rufen abends mit verstellter Stimme durch die Fenster von der Straße aus den drinnen Befindlichen Späße, auch rückhaltslose Wahrheiten zu. Eine Art von Volksgericht wird durch das „Strohzetteln“ gebildet; an Herbstabenden erhellen „Schleißfeuer“ aus Hanfabfällen die Dörfer, die Winterabende finden Frauen und Mädchen in den Spinnstuben versammelt; am Ostermontag wird nach der Kirche von den jungen Burschen ein eigentümlicher Wettlauf des „Eierlesens“ betrieben. Mancher Glaube an die Reste altgermanischer Götterwelt, an Unholde, Hexen, feurige Männer ist noch im Hanauer Lande zu Haus, dessen Bewohner sich durch stattlich kräftigen Körperbau, die Frauen vielfach durch auffallende Schönheit auszeichnen. Die Bevölkerung, aus alemannischem und fränkischem Blut gemischt, besitzt in Sprache, Tracht, Sitte und geschichtlicher Tradition nähere Verwandtschaft mit dem Elsaß als mit der alten Ortenau. Das Ländchen hat nicht zu den „österreichischen Vorlanden“ gehört, ist fast ausnahmslos protestantisch und steht, für sich abgeschlossen, nur in geringer Verbindung mit seiner katholischen Umgebung.



Im Gebiet der Kinzigthal- und Schwarzwald-Bahn.

„Anno Christi sechshundert ist auß dem Engelland kommen ein trefflicher mann geboren von Königlichen stammen / mit nammen Offo / der kam der meinung / das er möchte den Christen glauben pflantzen under die Teutschen / und auff das stifftet er das closter Schuttern / unnd ein meil wegs darvon bauwet er auff die Kintzig ein burg / die man Offonis burg nennt / unnd ist jetzundt ein Reichstadt Offenburg genannt."

Sebastian Münster.



uch Matthäus Merian berichtet um ein Jahrhundert später noch ausführlicher das Nämliche, fügt jedoch seiner etwas skeptischeren Natur gemäß am Schluß hinzu: „wiewol Theils daran zweiffeln wollen". Dieser Ungläubigkeit müssen wir uns beigesellen, da leider geschichtlich feststeht, daß noch im 11. Jahrhundert der Name Offenburg nicht vorhanden war, sondern sich nah der heutigen Stadt die älteste Gau-Malstätte der Ortenau (zugleich der erste fränkische Königshof) mit Namen „Chincihdorf" (Kinzigdorf) befand. Das allerdings auftretende „Offonis villa" scheint erst eine später-mittelalterliche Benennung zu sein; die früheste urkundliche Erwähnung 1101 lautet „Offinburc", 1148 wird ein Schloß, 1223 eine Stadt damit bezeichnet. Die Gründung von einem „Offo" steht freilich wohl als sicher anzunehmen, nur war dieser zweifellos nicht der „der meinung kommende" Glaubensbote, sondern irgend eine hervorragende irdisch bedacht-

same Persönlichkeit, vielleicht die nämliche, welcher der alte „Ufgau“ seinen Namen verdankte, denn nahe vor Offenburg lag in ältester Zeit auch ein verschwundenes Dorf „Ufkoven“ mit einer kleinen Tiefburg. Funde aus der Römerzeit (Säulenkapitäl, Grabstein, Meilenstein) bekunden den Platz der Stadt als Ansiedlungsstätte des Dekumatenlandes. Der Meilenstein, schon aus dem 1. Jahrhundert, rechnet von Argentoratum (Straßburg) aus; der im Kinzigbett am Ausgang des vorigen Jahrhunderts gefundene Grabstein stellt das Reliefbild eines alten, mit der Tunika bekleideten Kriegers, mutmaßlich eines Centurios, mit Angabe seiner Lebens- und Dienstjahre dar. Offenburg, der Hauptort der Ortenau, ward frühzeitig Sitz eines Franziskanerklosters, später Reichsstadt, die mit dem benachbarten Gengenbach, Zell und dem Reichsthal Oberharmersbach die „Vereinstädte“ zum schwäbischen Reichskreise bildete; 1550 geriet es unter „österreichischen Schutz“ und 1688 unter französische Fürsorge, infolge deren die Stadt bis auf ein einziges Gebäude (das Kloster, jetziges Gymnasium) in Asche zerging. Merian stellt noch ein ansehnliches, vielumtürmtes Bild der Stadt dar.

Das heutige Offenburg, in zehn Minuten auf der Bahn von Appenweier erreicht, ist eine langgestreckte, lebhafte Stadt von 10000 Einwohnern mit nicht sonderlich weiteren Sehenswürdigkeiten als einem neu aufgefundenen alten „Judenbad“ (wohl aus dem 13. Jahrhundert), einem kurios-interessanten Kalvarienberg von Andreas von Urach (1524) neben der katholischen Kirche und einem noch drolligeren Standbild des Admirals Francis Drake, der steinernes Kartoffelkraut in der Hand hält und am Fuß mit einem Kranz steinerner Kartoffeln umgeben ist, auf dem Marktplatz.

Hier steht auch das hübsche Kriegerdenkmal; ferner hat Lorenz Oken, der Begründer der neueren Naturphilosophie, welcher 1799 im benachbarten Bohlsbach geboren wurde, hier ein Denkmal erhalten.

Offenburg besitzt für den Schwarzwald besondere Wichtigkeit dadurch, daß hier von der Haupteisenbahn die Bahn durchs Kinzigthal und über das Gebirge abzweigt. Etwa eine Stunde nach Osten von der Stadt entfernt, erhebt sich eine vorspringende, ziemlich hohe (bis gegen 700 m), schöngeformte, weiter östlich sich zur Moos (oder Mooswald) (864 m) aufgipfelnde Bergkette, welche die Scheide zwischen dem unteren Renchthal und unteren Kinzigthal bildet, dunkel überwaldet ist und an ihrem Fuß die berühmten Rebhügel von Durbach (noch nach Oberkirch neigend), Dorf Zell und Ortenberg, trägt. Die von der Bahn nach Südosten durchmessene Gegend gleicht anmutreich aneinander gereihten Gärten; von einem Südvorsprung der genannten Bergkette winkt schon aus weiter Ferne das im Stil des Mittelalters wiederhergestellte Schloß Ortenberg herüber.

Wir haben dieses bereits als das keltisch-römische Morodunum, das der Ortenau — Mortenau — Mortenowe ihren Namen gegeben, kennen gelernt; seltsam ist allerdings, daß zu keiner Zeit ein entsprechendes „Mortenberg" vorkommt. Ein Blick in die Landschaft lehrt, daß hier für die Römer als auf hervorragend wichtigem Punkt die Anlage eines Kastells wahrscheinlich eines festen Lagers geboten war, um den Kinzigthalzugang zu beherrschen; eine sichere Nachricht über Zeit und Art der Befestigung ist indes nicht erhalten. Wie das Chaosdunkel der Völkerwanderung sich etwas gelichtet, taucht im 8. Jahrhundert in geistlichen Testamenten zuerst der Name „Mordenowa" und „Mordenovia" auf; um ein Jahrhundert später benennt Kaiser Lothar den Gau „Mortinhauga". Im Jahr 1150 wird urkundlich zum erstenmal „Erkenbold von Ortinberc" erwähnt, während das darunter belegene Dorf erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Namen Ortenberg führt und bis dahin „Datenwilare, Dottwiler" heißt. Das Schloß

war ein umfangreiches, auf den alten römischen Grundmauern äußerst stark erbautes, später als Sitz der Gaugrafen der Ortenau mehr eine „Veste“ als eine Ritterburg. Es besaß einen fünfzig Klafter tief in den Felsgrund gebohrten Brunnen, der sich jedoch nicht ausgiebig genug erwies, da der Nachbarstadt Gengenbach von alters die Verpflichtung oblag, vier Esel zu halten und mit ihnen Wasser (und Brennholz) von unten auf die Burg hinauf zu schaffen. Gewichtig und genau heißt es in einer Urkunde („Ortenauische Stockurbar“) darüber: „Wenn ein Eselknecht angenommen wird, so soll man ihn dem Rate zu Gengenbach schicken, daselbst soll er schwören, der Esel getreulich zu warten, den Haber alle Samstage zu fordern, und wo etwas versäumt würde, es dem Rathe zu melden. Er soll ferner schwören, die Esel nicht ungebührlich zu schlagen, zu stoßen, noch sonst zu verwahrlosen, sondern allweg zu halten, wie von Alters Herkommen.“ Diese scheinen sich danach einer äußerst wohlgesicherten Lebensstellung erfreut zu haben, so daß mutmaßlich starker Zudrang zu dieser guten Versorgung stattgefunden hat. Fraglich bleibt allerdings immerhin, was der damalige ehrsame und weise Rat zu Gengenbach als „gebührliche“ Prügel für einen Esel erachtete.

Der Ruhmesnebenbuhler des großen Turenne, Franz de Bonne di Créqui, Marschall von Frankreich, trug Sorge, 1668 das Schloß Ortenberg plündern, anzünden und in die Luft sprengen zu lassen. Nachdem es fast durch zwei Jahrhunderte verödet gelegen und nur noch eine Zeit lang als Gefängnis für das Dorf drunten gedient hatte, kaufte ein Herr von Berckholz die Trümmer an und ließ von 1834—40 den gegenwärtigen hochstattlichen Neubau darauf errichten, der seitdem in die Hände eines Landsmannes des maréchal de Créqui, eines Barons von Hirsch in Paris, übergegangen ist. Nebenbei läßt der Name Ortenberg noch eine Reminiscenz der Gegend an einen im vorigen Jahrhundert im

Marktflecken Kippenheim weiter nach Süden in der Ortenau geborenen Schneider Namens Stulz auftauchen, der nach London ging, sich dort durch seine fleißige Nadel ein großes Vermögen erwarb und in gerechter Anerkennung dieses Verdienstes dafür in seiner Heimat unter dem Namen „von Ortenberg“ geadelt ward, im übrigen jedoch von seinen Schätzen einen höchst preisenswerten Gebrauch zur Schöpfung großer Wohlthätigkeitsanstalten machte.

Das umfängliche Dorf Ortenberg bietet außer seinem trefflichen Rotwein, der die Bewohner von Offenburg dort an schönen und unschönen Sommertagen zu fleißigen Besuchern macht, nicht sonderlich Bemerkenswertes. Nun läßt das noch weit gleich einer Trompetenmündung geöffnete Kinzigthal seine Berggelände rasch näher zusammenrücken, so daß die folgende Bahnstation schon nach beiden Seiten im Gebirg belegen erscheint. Es ist die Stadt Gengenbach, ein Schmuck- und Kabinetstück nicht nur des Schwarzwaldes, sondern ganz Deutschlands, ein reizvolles Denkmal der Vergangenheit desselben, gleichsam ein erhaltenes Beispiel einer kleinen mittelalterlichen Reichsstadt.

Ihren Ursprung dankte sie dem schon in frühester Zeit, doch wohl nur einer Sage nach von dem Frankenherzog Ruthard und seiner Gemahlin Wisigardis hier gegründeten Kloster Gengenbach, von dem nach der Zerstörung durch die Franzosen einige alte Teile, besonders aber die Klosterkirche geblieben, jetzige städtische Pfarrkirche, in der das Denkmal des Fürst-Reichsabtes Conrad von Müllenheim (1505) höchst sehenswert ist; mächtige alte Gesimsstücke vor ihrem Eingang, hingestreckte Löwen darstellend, erinnern an die früher von uns erwähnten mystischen Tiergestalten am „Eulenturm“ der Peterskirche in den Ruinen des Klosters Hirsau. Doch beherbergte die Gegend schon zuvor eine Niederlassung, ein Rebhügel unmittelbar über der Stadt trug ein römisches Kastell und führt noch jetzt danach den

Namen „Kastellberg“ (wo dieser Name im Schwarzwald vorkommt, wird er verderbt als Proparoxytonon gesprochen). Man fand dort oben eine Votivsäule des Jupiter mit der Inschrift: J. O. M. Baibius Baibiique filii sui; nun blickt eine weiße christliche Kapelle von der Höhe weithin thalauf und thalab.

Die Stadt Gengenbach wird urkundlich 1139 zuerst genannt, doch ist sie wohl fraglos bedeutend älter. Der äußere Häuserkranz war, wie es scheint, von Anfang her auf der Ringmauer erbaut, die ehemaligen Gräben davor sind jetzt in kleine Gärten verwandelt. Gleich Offenburg ward Gengenbach zur Zeit des „Interregnums“ (1254—1273) reichsunmittelbar, um wie jenes im 16. Jahrhundert dem „österreichischen Schutz“ anheimzufallen. Seine Geschichte war eine unendlich wechselreiche und inhaltsschwere; eine kurze Periode der Reformationseinführung in Stadt und Kloster (1531—1565) ward durch Österreich rasch wieder beseitigt.

Heute zählt das Städtchen nicht ganz 3000 Bewohner; was ihm besondersten Reiz verleiht, ist die völlige Erhaltung seiner alten, romantisch-charakteristischen Thortürme, des Niklas-, Heigeracher- und Kinzigthorturmes. Alle zeigen hohe Spitzdächer und interessanteste Mittelalterbauart, ein Anhauch lang vergangener Tage kommt von ihnen herab. Vom Niklasturm sieht das Wappen der Stadt, eine halbgekrümmte Forelle, nieder, vom Heigeracherthorturm der Reichsadler. Die Eisenbahn führt hart am Thor vorüber und läßt durch die Wölbung einen Blick ins Innere hineinwerfen. Den Eintretenden empfängt eine breite, höchst saubere, von hohen, alten Häusern gebildete Straße, neben der ein heller, rascher Wasserlauf dahineilt; sie führt zum Marktplatz und Mittelpunkt der Stadt, und man sieht, daß Gengenbach eigentlich nur aus drei solchen, aus jenem abstrahlenden und von den Thoren abgeschlossenen Straßen besteht. Vor dem Rathaus befindet sich ein

Standbild Kaiser Karls V.; auch der Name und das Emblem des löblichen Gasthofs „zum schwarzen Adler“ gemahnen an die Vergangenheit. Eine köstliche trauliche Behaglichkeit mutet aus der stillen Welt des Städtchens an, wie draußen an ihrem friedlichen Mauerrand; Ferdinand Freiligrath war so davon entzückt, daß er mit der Absicht umging, in Gengenbach seinen Wohnsitz zu nehmen. Auch ein anderer deutscher Dichter der Gegenwart steht mit der Stadt in einem Zusammenhang; der Großvater Josef Victor v. Scheffels war Kellermeister hier in der (1803 aufgehobenen) Abtei, und an dem von ihm bewohnt gewesenen Hause ist als Gedenkzeichen eine Inschrift „Scheffels Stammhaus“ angebracht.

Wir trennen uns schwer von dem liebenswerten, in seiner Art im Schwarzwald einzigen Ort, doch schon winkt uns rechts her, nur kurz gewahrt, von hohem Gipfel ein mächtiger, andersgearteter Überrest entschwundener Zeit entgegen, die Ruine Hohengeroldseck. Sie schaut ins Kinzigthal herab, gehört indes nicht mehr zu dem von uns abgegrenzten Gebiet, sondern in das nachfolgende des „Hünersedels“, und wir eilen vorüber, um später zu ihr zurückzukehren. Unser Zug hält bald auf einer doppelt benannten Station: „Biberach-Zell am Harmersbach“.

Der erstere, rechts belegene Ort ist ein großes Dorf, dessen Name Interesse weckt, da er von einstmaligem Hausen des Bibers hier an der Kinzig spricht. Von Süden her mündet unfern das kleine Prinzbachthal ein, viel mit Sagen behaftet, unter anderen mit der fast ebenso im Münsterthal und Suggenthal wiederkehrenden von einer großen römischen Bergwerksstadt, die sich drin befunden, und zu einer so frühen Zeit (1008) von Freiburg überfallen und zerstört worden, als dies noch nicht auf der Erdoberfläche vorhanden war. — Statt dort hinüber wenden wir uns auf der Station zur Linken, wo die Landstraße in einem Stündchen nach

Zell führt; sie ist schattenlos, und wir schlagen deshalb lieber den hübschen Fußweg über den waldigen Bergvorsprung ein, der das Städtchen dem Blick verdeckt. Fast noch rascher, unterwegs einen schönen Niederblick genießend, gelangen wir so nach Zell, zum Unterschied von gleichnamigen Orten nach seinem Flüßchen „am Harmersbach“ genannt.

Gleich Gengenbach erscheint es urkundlich zuerst 1139 als „Celle“, besitzt in seinem Rathausturm und auch sonst noch einige Überreste dessen, was gewesen, steht aber unseres Empfindens mehr im Ruf, sich Altertümlichkeit bewahrt zu haben, als es bewahrheitet. Im Interregnum reichsunmittelbar geworden, bezeichnet ein Satz einer alten Urkunde es nicht gerade höflich als „des heiligen römischen Reiches kleinste, aber wüsteste Stadt“; ein Vorrang, gegen den jedenfalls andere Städtchen, z. B. Hauenstein und Zavelstein Einspruch zu erheben ein Recht besessen hätten. Jetzt ist der Eindruck, den das oft von Feuersbrünsten und Kriegen verheerte Städtchen macht, ein kleinweltlich bescheidener; seine Bewohner befassen sich in großer Anzahl noch mit der ehemals im Schwarzwald an vielen Stellen äußerst rege betriebenen Stein-, hauptsächlich Granitschleiferei, außerdem besitzt es eine bedeutende Fayence- und Porzellanfabrik.

Zell liegt an der Vereinigung zweier lang von Nordosten aus der Nachbarschaft des mittleren Renchthals (zwischen Petersthal und Oppenau) herabkommender Thäler, des Nordrach- und Harmersbachthals; das letztere wird in alten Schriften gewöhnlich „Hammerspach“ und wahrscheinlich seinem Namensursprung gemäß genannt, da dieser mutmaßlich dort früh angelegten Hammerwerken entstammt. Die Bewohner des Nordrachthales gehörten als „Unterthanen“ (nicht als Bürger) zur Stadt Zell, besaßen indes einen eignen Vogt und ein Zwölfergericht; Ober- und Unter-Harmersbach dagegen vertraten in der

nördlichen Schwarzwaldhälfte den absonderlichen Bestand eines reichsunmittelbaren Thales — „Reichsthales“ — das wenigstens der Theorie nach, gleich den größten Reichsständen nur der kaiserlichen Oberhoheit unterlag. Dies Selbständigkeits-Verhältnis war so eigenartig, daß es wohl berechtigt, einige Augenblicke dabei zu verweilen. Der Abt der Reichsabtei Gengenbach besaß das Recht, aus zweien vom „Thal“ vorgeschlagenen Männern diesem einen „Reichsvogt“ zu ernennen, der dadurch aber zum unabsetzbaren Reichssouverän ward. Ihm standen zwölf Ratsherren (Zwölfer) als Mitregenten zur Seite, in besondersten Fällen noch ein erwählter Ausschuß der ganzen Bauernschaft. Der Rat übte im Namen des „Thals“ alle Hoheitsrechte aus, aufs eifrigste auch Blutbann und Halsgericht; der Reichsvogt sprach im Namen des Kaisers das Urteil, und ebenso stand ihm das Begnadigungsrecht zu; ein Rechtsgelehrter mußte „Rechtskonsulent“ sein. So dauerte das „Reichsthal“ bis zum Anfang unseres Jahrhunderts fort; zumeist jedenfalls werden die Ratsherren und der Vogt aus Bauern bestanden haben, und so mag es denn mitunter geschehen sein, daß aus Anlaß einer dringlichen Gefahr für den Staat Harmersbach der deutsche Reichsfürst desselben, durch Eilboten vom Pfluge oder Düngerkarren herbeigerufen, seinen Thronsessel im Ratssaale besteigen mußte. Dies ehemalige „Reichsrathaus“ steht in Oberharmersbach noch, doch in ein Gasthaus „zur Stube“ verwandelt, gewöhnlich „zu den drei Wildschweinköpfen“ benannt, nach einem Schild, das solche gemalt zeigt und von dem alten Brauch herrührt, die Köpfe erlegter Wildschweine (wie früher auch die von Bären, Luchsen und Wölfen) an das Rathaus anzunageln. Man erkennt noch, daß der Unterbau des letzteren vormals aus offenen Hallen bestanden haben muß; gegenüber liegt eine Brauerei mit dem Namen „zum Freihof“ und einer Inschriftstafel — das sind die einzigen Überbleibsel, die von der Reichsherrlichkeit des Dorfes

Harmersbach reden. Wie dies zuerst urkundlich auftaucht (1139), heißt es „Hademaresbach“; später erscheint auch ein Geschlecht „von Hadmersbach“ dort seßhaft. Das vier Stunden lange Thal, dem eine Menge von Zinken und Höfen in kleinen Nebenthälern angehören, ist zahlreich bevölkert; auch hier ernähren sich viele Bewohner durch Granitschleiferei. Auf der ziemlich beträchtlichen Wasserscheidenhöhe (800 m) zwischen dem Harmersbach- und Nordrachthal türmen sich große Buntsandsteinblöcke zu eigentümlichen Gestaltungen auf, von denen zwei die Namen „Falkenbrücke“ und „Heidenkirche“ tragen. Eine gute Fahrstraße führt durchs ganze Harmersbachthal und über die Höhe nach Löcherberg im Renchthal; ostwärts dagegen breitet sich zwischen dem Harmersbach und der Wolfach ein noch vom Kniebis herabkommender, hoher, vielarmiger Gebirgsrücken aus, der zu den wenigst bewohnten Gegenden des Schwarzwaldes gehört und über den sich nur hierhin und dorthin zum Schapbachthal hinüber weite Fußwege ziehen, auf denen der Wanderer zumeist eines Führers bedarf.

Vom Bahnhof Biberach-Zell gelangen wir an der Kinzig aufwärts über das alte Dorf Steinach (1139 „Steinahe“) durch freundliche Wiesenthalniederung nach dem Städtchen Haslach („Haslach im Kinzigthal“, dem „Ort an der Haselau“ — „Haslaha“ —), das eine Haselstaude im Wappen führt. In der Nähe bei dem Pfarrdorf Mühlenbach ward 1778 aus Anlaß einer großen Überschwemmung ein für den Schwarzwald besonders interessantes Denkmal des Altertums entdeckt, ein drei Fuß hoher Sandsteinaltar (Opfertisch) mit der Inschrift: „In h. d. d. Deanae Abnobae“ (In honorem domus divinae D. A.); das Weitere besagt, wer zur Ehre des (göttlichen) kaiserlichen Hauses den Stein gesetzt. Haslach ward erst 1704 von den Franzosen niedergebrannt, ein wenig altes Mauerwerk blieb noch erhalten und neben der Stadt ein 1630 gestiftetes

Kapuzinerkloster. Ein ehemaliges, südlich auf einer Kuppe belegenes Bergschloß, die Haidburg, ist spurlos verschwunden, vermutlich schon sehr früh zerfallen, da sie jedenfalls schon im Anfang des 16. Jahrhunderts ein Trümmerhaufen war.

Nun wendet die Kinzig sich aus ihrer bisherigen fast südlichen Richtung (von ihrer Mündung her angesehen) in enger werdendem Thal grad nach Osten, ein Turm und Gemäuer blicken zur Rechten von einer Höhe herab, die Ruine der Burg Hausach, wohl eine der ältesten der Gegend, denn „Ruodtmann von Husin" bildete schon 1095 einen Mitstifter des Klosters Alpirsbach. Ihre spätere Geschichte hängt mit der Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen, zusammen; dicht unter dem Berghang liegt das auch schon sehr alte Städtchen Hausach (oder Hausen), die Bahnstation etwas von dem letzteren entfernt zur Linken.

Hier scheiden sich die bisher gemeinsamen Schienenstränge der Kinzigthalbahn und Schwarzwaldbahn. Diese biegt nach Süden in das Thal der bei Hausach in die Kinzig mündenden Gutach ein; wir folgen im Zuge dem noch ein Stückchen weiter gen Osten, dann kurz steil nordwärts gerichteten Bette der ersteren. Wo die Straßen durchs Kinzigthal und ins Gutachthal auseinandergehen, heißt noch eine Zinke Am Turm nach einem 1368 von der Burg Hornberg aus zur Wegsperre hierher gebauten, 1383 indes von den Straßburgern eroberten und zerstörten Wartturm. Die Holzflößerei auf der Kinzig und Gutach besaß an dieser Stelle einen großen Stapelort, der „Polterplatz" genannt wird. Bald öffnet sich zur Rechten flüchtig das kleine Seitenthal des vom Moserkopf herabkommenden Kirnbach, durch seine meistens schöngebildeten Leute in besonderer Tracht bei den Malern angesehen, dann erreichen wir an der Stelle, wo von Rippoldsau her die Wolfach in die Kinzig fließt, die schon von uns berührte Stadt Wolfach. Sie

wird zuerst 1086 (als Dorf „Wolvahe") genannt und bildete später, wie bereits erwähnt, den Hauptort der fürstenbergischen Herrschaft Wolfach. Das langhingestreckte jetzige Amtsgebäude, frühere Schloß, dessen Thorbogen den Zugang in die Stadt öffnet, war geraume Zeit hindurch Wohnsitz einer fürstenbergischen Linie; am Rathaus enthält ein Wappenschild derselben die Inschrift: „Friedrich Graff zu Fürstenberg 1564. Amen." Die Stadt ward vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (zuletzt 1799) von vier großen Feuersbrünsten heimgesucht und bietet deshalb fast überall ein neuzeitliches Aussehen; auffallend ist die außerordentlich häufige Wiederkehr des Namens „Armbruster" in ihr, wenigstens scheint ihr Friedhof fast wie zur Hälfte von ihm bevölkert und läßt auf überaus reichen Kindersegen einer Urfamilie oder auf ehemalige große Berühmtheit Wolfacher Armbrustwerkstätten schließen.

Ein kleiner Tunnel durchschneidet einen Felsenvorsprung, und die Bahn folgt unter der zur Rechten hochthronenden „St. Jakobskapelle" hindurch der wieder ostwärts gerichteten Kinzig, deren Thal jetzt zu einem völlig verengten, von hohen Bergwänden eingefaßten geworden. Eine Dorfschaft unter dem Namen Vorderes (oder Schiltacher-) Lehengericht zieht sich lang drin hin; von Norden mündet ein Seitenthälchen ein, „Ippichen"- oder Gippichenthal, das die kaum noch zu gewahrenden Trümmer einer kleinen Burg enthält, von der 1370 ein „Hulwar, Edelknecht von Gippichen" als Bürge erscheint; zum letztenmal kommt ihr Name am Ende des 15. Jahrhunderts vor, als an „Die von Blumegg" vererbt.

Manch andre Seitenthäler engster Art noch von Nord und Süd her, dann lagert sich in einem von düsterhohen Gipfeln und Wänden engumschlossenen Thalkessel, diesen ausfüllend, die Stadt Schiltach in den Weg, in mancher Beziehung eine der interessantesten Städte des Schwarzwaldes. Mit der über ihr be-

legenen Burg einstiger „Ritter von Schiltach", von der kaum etwas mehr vorhanden ist, taucht sie zuerst 1371 in einem Hader und Vergleich der Herzöge Friedrich von Teck und Konrad von Urßlingen auf, geriet dann in den Besitz des Grafen Eberhard von Württemberg. Sie lag noch an der Ostgrenze der alten Ortenau, doch wir merken an jenen Namen (und der protestantischen Religion des Ortes) die Annäherung an schwäbisches Besitztum. Wie fast jede Schwarzwaldstadt zum mindesten einmal ward Schiltach gleichfalls von seinem Feuergeschick ereilt; der Chronist (Crusius, Annal. suevic.) meldet: „Anno 1533 ist dieser Orth den zehenden Aprilis innerhalb einer Stundt ganz abgebronnen, als ein Weib vom Teuffel zu oberst deß Camins oder Rauchfangs geführt worden und ihren Hafen oder Topff auf seinen Befelch umbgekehret hatte; die man hernach (zu Oberndorf) verbrandt hat. Also ist dieses Stättlein, so fünff und dreißig Häuser hatte, Anno ein Tausendt fünffhundert und neuntzig wieder biß auff die Kirche und deß Predigers Hauß gantz abgebronnen." Die Verschonung der beiden letztgenannten Gebäude läßt erfreulich folgern, daß bei dem zweiten Brande der Erbfeind des Menschengeschlechtes seine Krallen nicht im Spiel gehabt hat, sondern die letztere „Verbronnenheit" nur eine „heilsame Prüfung" der guten Schiltacher gewesen ist.

Die Stadt besitzt keinerlei „altertümliche Sehenswürdigkeiten", nichts von erhaltenen Thoren und Ringmauern; auch die damals verschont gebliebene Kirche hat 1840 einem hochmächtigen Neubau im byzantinischen Stil Platz gemacht. Aber wer unverfälscht erhaltenes Mittelalter genießen will, der gehe oder steige vielmehr auf Engwegen und Treppen an einem Sommerabend in Schiltach umher. So haben die Leute hier vor drei Jahrhunderten gehaust, und wie unglaublich es manchmal dem Auge erscheint, so hausen sie unverändert noch heut. Besonders sehenswert ist die alte, zur Kinzig

(in wörtlichem Sinne) „hinübergeneigte" Häuserreihe, wo die Zwischenräume der Gebäude mannigfach, wie ein „Schuh- und Scherbenbach" mit Abfall und Unrat aller Art angefüllt sind und die mittelalterlichsten Einrichtungen sich offen dem Blick zur Schau stellen. Die Stadt ist, von der in die Kinzig einmündenden „Schiltach" durchflossen, zum Teil an den „Schloßberg" hinaufgebaut, der steil ansteigende Marktplatz zeigt auf einem großen Brunnen einen interessanten, doppeltgeschwänzten Löwen, der das Stadtwappen, das Wappen der Herzöge von Urßlingen, drei rote Schilde in weißem Feld (identisch mit dem der Grafen von Rappoltstein im Elsaß) zwischen den Pfoten hält.

Die Kinzig dreht sich jetzt wieder aus ihrer östlichen Richtung gen Norden, das romantischer sich verengende Thal setzt der stärker ansteigenden Bahn mehr Hindernisse als bisher entgegen. Von niedrigem, doch steilem, ins Thal hineinspringenden Felsen ragen die Überreste der Burg Schenkenzell (im Volksmund „Schenkenburg" genannt), einstmaligen kleinen, doch stattlichen Sitzes der Edelknechte „Hulwar Schenken von Zell", nachmals fürstenbergisch. Eine Viertelstunde weiter aufwärts folgt in schöner Gebirgsumrahmung, doch offener Lage, schon 364 m hoch das große Pfarrdorf Schenkenzell, bei dem die Kinzig sich in ihre beiden Ursprungsarme zerspaltet. Der westliche heißt die „Kleine Kinzig", gewöhnlich Reinerzau nach der lang darin hingestreckten Ortschaft (urspünglich „Reinhardesawe") genannt; in einem Seitenthälchen derselben liegt, eine Stunde von Schenkenzell entfernt, Kirche und quervorgelagerter Mittelbaurest des in Jahre 1290 von der frommen Einsiedlerin Luitgarde begründeten Nonnenklosters Wittichen. Die letztere war nach der Überlieferung von der Geburt an ebenso gottselig als schiefhalsig und schnitt sich nach der Mitteilung ihres Biographen als Kind ihr Kleid vorn kurz ab, um hinten eine lange Schleppe daran setzen zu können, weil, ihrer Ansicht

gemäß, so die Toilette der Engel beschaffen sei. Dann ward sie einmal von einer Verzückung überkommen, in der eine Stimme sie mahnte, ein Kloster für 34 Nonnen zu stiften, zur Erinnerung an die 34 Lebensjahre des Heilandes. Das begann sie auch „mit einem Heller im Vermögen", nachdem sie vier andere noch in ihrem Besitz vorhandene für das Lesen von Messen verausgabt; dann griff sie zum Bettelstab, um sich den noch für den Bau erforderlichen Kapitalrest zusammen zu wandern. Unterwegs bekehrte sie Räuber, saß mit der Königin von Ungarn am Tisch und schrie plötzlich, von einer Erhellung begnadigt: „O Gott, itzt verbrinnt min arm Klösterlin!" Das war auch zur selbigen Stunde der Fall, doch nur ein Vorteil, denn das Kloster wurde ihr von der tief ergriffenen Königin weit stattlicher wieder aufgebaut. Schließlich ward die fromme „Meisterin" Luitgarde in die Ewigkeit versammelt und fast um drei Jahrhunderte später, 1629, ihre Gruft geöffnet, wobei sich ihre Gebeine in Staub zerfallen, doch ihr Gehirn vollständig erhalten vorfand. Das erklärten die gelehrtesten Doktoren der Zeit, auch der Leibarzt des Markgrafen Wilhelm von Baden, offenbare Abgründe des Wissens und der Erkenntnis, „für das größte Wunder, das je geschehen".

Leider hielt diese Gottseligkeit des Anfangs in nachfolgenden Zeiten nicht vor, wie allerdings schon ein wenig von Beginn zu befürchten gestanden, da ein Legendenbericht über die ersten Schwestern mitteilt, daß sie eines Tags, als sie hungernd und durstend gesessen, plötzlich in Zuckung geraten, „als wären sie des besten Weines voll. Etliche lachten, andere weinten, theils schrien überlaut, theils ließen sich ansehen, als ob sie sprach- und stimmlos wären und sprangen allein über sich und frohlockten mit Hertzen und Geberden." Das waren, wie gesagt, Symptome, die nicht das Beste für die Zukunft weissagten, und in der That bezichtigte man im 16. und 17. Jahrhundert die lustigen Nonnen

von Wittichen ziemlich aller Ordensregelübertretungen, Lustbarkeiten, Laster und selbst Verbrechen, die sich erdenken ließen, und nach den vielfach um jene Zeit eingeleiteten Untersuchungen offenbar nicht ohne gewichtige Beweisgründe. Es kam dahin, daß der Ordensprovinzial den Befehl erließ, für die Äbtissin Barbara Stelzer noch in ihren schon recht bejahrten Tagen „ein besonders gemächlin zu bawen, damit sie darin gelegt und verschlossen werde“, d. h. in optima forma „eingemauert“. — „Auch soll kein unehrlich Wesen gestattet werden mit . . . buben, spielen oder anderm Ungefüge, und keine soll einen Gast weder Haus- noch herbergen ohne Wissen und Willen der Äbtissin.“ Da aber die Äbtissinnen gemeiniglich selbst „wußten und wollten“, so war es nicht sehr zum Verwundern, daß der sittenstrenge Graf Wilhelm von Fürstenberg, als ihm 1540 das obere Kinzigthal zufiel und er die Reformation drin einführte, seine Antwort an die seinen Schutz erbittenden Nonnen von Wittichen etwas kurz-ungalant lauten ließ, „er sei kein Klosterfreund“. Doch bestand das Kloster trotzdem fort, es kamen von Jahr zu Jahr weiter „noch täglichs argwehnische und unzimbliche Handlungen“ drin vor; 1535 ging eine neue Äbtissin, Barbara Kätzin, bei Nacht mit allen Pretiosen und Geldern auf und davon. Verleumdung, Haß und Krieg herrschten im Innern der Mauern; „Unarten über Tisch zu begehen, genug Wein zu trinken, Morgens und Abends heimliche Conferenzen zu halten“, war der Lebenszweck der frommen Schwestern im 17. Jahrhundert. Ein Bericht redet von einer Untersuchung gegen den Pfarrer von Schenkenzell und die Konventfrau Angela, „die beide auff einem Torment auch Nahe beysamen Ihre Ruhe und Schlafbetten haben“; Intriguen jeder Art spielten, eine Nonne ward beschuldigt, andere zusamt der Priorin vergiftet zu haben, und als Hexe gefoltert. Endlich verheerte ein Brand einen großen Teil des Klosters, doch das Unwesen in demselben nahm erst endgültig mit dem

Jahre 1803 seinen Schluß; die letzte Äbtissin, Antonie Schmitt von Kaltbrunn, starb 1840.

Heute liegen die Reste des Klosters Wittichen still und verlassen in dem Thälchen, das bezeichnend den Namen „Wüstenbachthal" führt, während es abwärts im 11. Jahrhundert „Zu der grünen Widachen" hieß und eine völlig verschwundene Burg „Wittchenstein" (oder „Wagodenstein") besaß. In den noch vorhandenen Räumen des Klosterüberrestes werden kostbare alte Kirchengeräte und prächtige, von den Nonnen in ihren „Mußestunden" gestickte Meßgewänder und Spitzenarbeiten aufbewahrt; die Kirche beherbergt ein Grabdenkmal der „Reuerin" Luitgarde in Ordenstracht und einen höchst eigentümlichen Grabstein mit dem Brustbild eines bärtigen Mannes, der auf lang wallendem Haar eine hohe phrygische Mütze trägt. Darunter befindet sich das uns schon von Schiltach her bekannte Wappen der Urßlinger, welche eine Zeit lang Schirmvögte des Klosters Wittichen (wie auch Alpirsbachs) waren. Die Geschichte des Geschlechtes ist sehr interessant; Friedrich Barbarossa erhob 1183 Konrad von Urßlingen zum „Herzog von Spoleto", dessen Söhne nach dem Niedergang der Hohenstaufen als kleine Herren im Schwarzwald den Herzogsnamen fortführten. Im 14. Jahrhundert war ein Werner von Urselingen als „Duca Guarnieri, gefürchteter Führer der großen Compagnie, Feind Gottes, des Mitleidens und der Erbarmung", das Haupt einer in Italien mit Mord und Brand hausenden Räuberbande; der letzte Urßlinger, Reinold, „saß als ein armer verdorbener Bettelherzog zu Schiltach am Schwarzwald" und starb, bei den kaiserlichen Landgerichten wegen seiner Händel und Stegreifräuberei vielverklagt und vielverurteilt, 1446. Die phrygische Mütze auf dem Steinbild deutet offenbar auf die „Abstammung von den Trojanern" hin, deren, wie andere Geschlechter, auch die Urßlinger sich rühmten.

Von Schenkenzell folgt die Eisenbahn dem Thal

der eigentlichen Kinzig weiter, überschreitet bald die württembergische Grenze und windet sich an dem großen Dorfe Röthenbach („Rotinbah") vorüber einem zweiten ältesten Klosterbau der Gegend zu, der noch mächtig den Marktflecken Alpirsbach überragt. Der ansehnliche Ort wird von der Bahn mitten durchgeschnitten und erheischt mehrere Übergänge über die Schienen; zur Linken hebt sich aus den Häusern das Benediktinerkloster Alpirsbach, „Anno 1095 durch Rutmannum von Husin, Adalbertum von Zollern und Graf Allevvicum von Sultz gestifftet. Der erste Abbt allda ward besagter Stiffter Adalbertus Zollerensis, von dem auch das Closter den Namen und Albertsbach heissen sollte". So war der Mitbegründer einer der ersten in der Geschichte auftauchenden Vorfahren des heutigen deutschen Kaiserhauses, wahrscheinlich stellt ihn eine Reliefgestalt am Hauptportal der Kirche dar. Diese, ein gewaltiger und prachtvoller Bau, ist aus romanischem und gotischem Stil gemischt und birgt eine Fülle betrachtenswerter Gedenkstücke der Vergangenheit. Ringsumher befinden sich noch eine Menge von Baulichkeiten, die zu dem weitumfänglichen Kloster gehören, jetzt zumeist als Scheunen und Stallungen dienen. Viele alte in Stein gehauene Wappen, Helme, Figuren blicken den Umherwandernden an, aus dem Ganzen überkommt das Gefühl einer versunkenen Zeit; sonderbar hat sich in die große Vorhalle der Kirche ein Mammutswirbelknochen, einer Sage nach der eines Riesenochsen, welcher die Säulenschäfte der Basilika herbeigezogen und mit dem letzten tot hingefallen, verirrt. Die „Zimmerische Chronik" berichtet, daß im Verlauf der Zeit im Kloster „nicht gar ein mönchisch Wesen und Leben gewesen". Bloß der Abt, der Prior, der Kustos und etliche Kapläne hätten aus Priestern bestanden, das Kloster sei häufig von lebensmüden Adligen bezogen worden, man habe die Abtei nur die Burg benannt. Um diese her hätten noch zwölf Bürglein wie Schlößlein gelegen

darin die zwölf Conventuales vom Adel gewohnt, die sich neben dem Gottesdienst und der Kirche mit Baißen (Beizen), Jagen und allerlei Waidwerk geübt. Die Abtei besaß das alte „Hagestolzenrecht", seine über fünfzig Jahre alt unverheiratet sterbenden Hörigen zu beerben. 1563 wurde sie lutherisch, und die Mehrzahl der Mönche zog in die Welt hinaus; seitdem findet protestantischer Gottesdienst im Kirchenschiff der alten Burg des Katholizismus statt. Im Jahre 1885 besuchte der spätere Kaiser Friedrich III. als Kronprinz, nur von einem Adjutanten begleitet, Alpirsbach, um eine der frühesten Gedenkstätten seines Geschlechtes zu betrachten. Er aß im „Gasthof zum Löwen" zu Mittag und kam zu Wagen von Wolfach her, wo die Erinnerung daran sehr lebendig ist, wie der damals noch so kraftvolle, joviale Herr einen kleinen Kellner, der sich vergeblich abmühte, einen Gegenstand zu erreichen, mit dem Arm hoch nach seinem Ziel emporhob.

Von Alpirsbach, das schon über 400 m Höhe besitzt, fühlt man die Bahn mehr und mehr ansteigen. Sie folgt dem letzten Oberlauf der Kinzig durch das „Ehlenbogenthal", an dem 1301 „Loseburg, Burg und Stadt" geheißenen Dorf Loßburg vorüber, auf dessen sogenanntem „Schloßbuckel" Grundmauern der alten Loseburg ausgegraben worden. Südlich von dem Ort steht an der Straße das schon 1560 erwähnte steinerne, manneshohe „Bärenkreuz", an dem ein Bär und ein auf einem Hunde stehender Mann dargestellt sind, der Sage nach ein hier von einem Bären überfallener Bauer; bei dem Kampf zwischen ihnen sollen Mann, Bär und Hund tot auf dem Platz geblieben sein. Nun erklimmt die Bahn gemach in gewundenem Lauf die Einsattlung zwischen dem „Kohlstetterhart" und dem „Bienberg" zu dem uns bekannten Bahnhof von Freudenstadt (726 m) hinan, um sich von hier weiter nach Hochdorf fortzusetzen. So haben Kinzig und Kinzigthalbahn in wechselnder, doch im ganzen ost-

westlicher Richtung den Schwarzwald quer durchbrochen und die Südgrenze seiner nördlichen Hälfte gebildet.

* * *

Wir kehren jetzt auf den Bahnhof der Station Hausach zurück, um einen Zug der von hier abzweigenden Schwarzwaldbahn zu besteigen. Sie tritt in das Thal der von Süden her der Kinzig zufließenden Gutach ein und führt zunächst durch eine außerordentlich fruchtbare, reiche und weich-anmutsvolle Gegend (das „Himmelreich“), deren zwei Stunden weit zerstreute Häusergruppen und Gehöfte den Gesamtnamen Gutach tragen, sonst aber nach schwarzwälderischem Brauch vielfache Einzelbenennungen führen. Blütenreiche Wiesen, Fruchtgärten und Obstbaumbestände wechseln zwischen den zum Teil mit Tannen, teils mit Laubwald bedeckten Bergrücken, von denen schöne Hügelwellen zum Thal herabfallen. Altechte Schwarzwaldhäuser blicken von den freundlichen Anhöhen, durchbreiten die Niederung; südwärts hinüber ragt als Abschluß die Burgruine von Hornberg auf. Es ist eine sonnenfreudige Welt, die den Namen der „guten Ach“ mit Recht trägt; 1275 wird „Guotach“ bereits als Pfarrei genannt, die warme, geschützte, fruchtbare Gegend lud offenbar schon früh zur Ansiedlung ein. Ziemlich in der Mitte des langgedehnten Thalortes liegt der altberühmte „Gasthof zum Löwen“, jedem seiner Besucher in bester Erinnerung. Die vielgenannte Gutacher Volkstracht ähnelt in manchem derjenigen im Schapbachthal. Die breiten Strohhüte der Frauen sind ebenso mit großen roten oder schwarzen, in bestimmter Form geordneten Wollrosen besetzt, doch größere Farbigkeit der Kleidung ist Brauch: blaue oder rote Halsmäntel mit grünen Bändern, rotgefütterte Jacken, blaue (oder schwarze) buntbeschnürte Mieder, dunkle, vielgefältete, kurze und kurztaillige Röcke und blaue Strümpfe. Die Männer begnügen sich einfacher mit langen, schwarzen,

rotgefütterten Röcken, wie sie auch sonst vielfach üblich sind. Die Gutacher Thalgemeinde ist ganz protestantisch, von der gewaltsamen Einführung der Reformation (1535) in der „Herrschaft Hornberg" durch den Herzog Ulrich von Württemberg her; vielfältig zeichnen die Mädchen sich durch anziehende, selbst feine Gesichter aus.

Wir haben schon mehrfach Hornbergs Erwähnung gethan; die Stadt dieses Namens folgt als nächste Station nach Gutach, von den Trümmern der Burg Hornberg ziemlich hoch überragt. Die letztere, im Besitz der mit den „Herren von Triberg" gleichem Stamm entsprossenen „Ritter von Hornberg", erscheint urkundlich zuerst im Anfang des 12. Jahrhunderts und erlitt viele wechselvolle Schicksale, bis sie in unsern Tagen zum „Schloßhôtel", einem modern eingerichteten Gasthof geworden. Derselbe liegt unterhalb des Burgturms und bietet von seiner Terrasse einen wunderhübschen Ausblick in das Gutachthal. Herzog Ulrich von Württemberg gab auf der Burg 1548 dem verfolgten Reformator Johann Brentius eine Zufluchtsstatt, später (1770) diente sie mit einigen neu erbauten Häusern zwölf Jahre lang zu einem Verbannungsort für die Prinzessin Juliane von Württemberg, die sich indes nicht allzu übel dort befunden zu haben scheint, da sie als Denkmal ihres Aufenthaltes ganze „Kjökkemöddinger" von Austerschalen hinterlassen. Im Jahre 1704 zerstörte der Marschall Villars das Schloß, als er von zusammengeströmten herzhaften Bauern der Umgegend aus Hornberg vertrieben wurde. Von den malerischen Überresten der Ruine oberhalb des Schloßhotels ist besonders der viereckige Turm noch verhältnismäßig gut erhalten, man genießt von ihm einen prächtigen Rundblick.

Die Stadt Hornberg tritt gleichfalls schon früh in Urkunden auf; sie ist bekannt durch den im Jahre 1514 von ihrem Ratsschreiber Lukas Straubinger erregten Bauernaufstand, infolge dessen die Villinger als Mandatare des schwäbischen Bundes mehrere Jahre Stadt

und Burg besetzten, wofür sie vom König Ferdinand ihrem Stadtwappen einen Helm und Pfauenschwanz zugefügt erhielten. Erst 1810 kam Hornberg durch den Pariser Vertrag von Württemberg an Baden; oft gehört wird die sprichwörtliche Redensart: „Etwas geht aus wie das Hornberger Schießen“, die ihren Ursprung daher tragen soll, daß die Hornberger einmal bei einem Schützenfest vorher so viel Freuden- und Begrüßungsschüsse in die Luft geknallt, daß nachträglich, als das Zielschießen anheben sollte, kein Pulver mehr vorhanden gewesen. Das Städtchen, auf dessen Dächer man von der Bahn hinunterblickt, hat ein altmodisch-freundliches Wesen, bei ihm begann ehemals „die Hornberger Steige“ über den Schwarzwald. Das Gutachthal verengt und krümmt sich von hier aus dergestalt, daß die Bahn nicht mehr in seiner Sohle zu bleiben vermag, sondern durch die Bergwände und an ihnen entlang emporsteigen muß. So nimmt bei Hornberg der gebirgige und hochromantische Teil der Schwarzwaldbahn seinen Anfang.

Wir müssen einen kurzen Vorblick auf die Art, in der sie ihre Gipfelhöhe bei Sommerau (834 m) erklimmt, vorauswerfen. Vom Hornberger Bahnhof (386 m) windet sie sich, bald in engen Einschnitten, bald an Felsstürzen empor, im „Niederwasser-Kehrtunnel“ (558 m Länge), nachdem sie bereits mehrere kleine Tunnel durchmessen, völlig nach Norden zurückbiegend, sodaß man bei der Ausfahrt überrascht wieder in das vorher verlassene, tief unten liegende Gutachthal — doch von der andern Seite — niederblickt. Die Szenerie um den unabläßig durch Tunnel rollenden Zug wechselt rastlos in vollständig verwirrender Weise; man gewahrt die Bahn über sich und unter sich, begreift nicht, wie man von druntenher gekommen, noch wie man dort nach oben hinaufgelangen soll. So erreicht man den Bahnhof von Triberg (618 m), schlägt sich hinter diesem im „Großen Triberger Kehrtunnel“ (820 m Länge) abermals nach Norden zurück ins Thal des Gremmelsbachs

hinein, verläßt dies im „Gremmelsbacher Tunnel“ (911 m Länge) und gelangt, im „Nußbachthal“ weiter ansteigend, durch zahlreiche weitere Tunnel, endlich durch den letzten und längsten, den „Sommerautunnel“ (1697 m Länge) auf den Bahnhof von Sommerau (834 m) empor. Die Gesamtzahl der Tunnel von Hornberg bis Sommerau beträgt 37 und ihre Gesamtlänge 9476 m, mithin über 1¼ deutsche Meilen.

Die Schwarzwaldbahn ist keine Alpenübergangsbahn, aber fraglos die interessanteste in deutschen Landen; auch die „Höllenthalbahn“ kann sich nicht entfernt mit ihr messen. Sie hebt in drei Viertelstunden aus dem sanften unteren Gutachthal durch ein buntestes Gewirr dunkler Tannenkuppen oder offener, sonniger Felsköpfe hoch über wasserdurchrauschte Thäler um fast 500 m zum Hochlandsrücken des südlichen Schwarzwaldes empor, vollzieht keinen langhingestreckten Übergang, sondern erstrebt gewissermaßen nur, von dem Fuße eines Berges durch Spirallinien zur Gipfelhöhe desselben hinaufzugelangen. So bildet sie in der That ein bewundernswertes Meisterstück technischer Anlage und Ausführung nach den Entwürfen ihres Erbauers, des Ingenieurs R. Gerwig, und wurde auf Staatskosten von 1867—1873 auf der Strecke von Hausach bis Villingen vollendet. Leider entsprechen die finanziellen Verhältnisse der Bahn ihrer Großartigkeit und Schönheit keineswegs. Der Voranschlag der Baukosten mußte um das Doppelte überschritten werden, sie deckt nicht einmal ihre Betriebskosten — schwere Lastzüge können sie nicht benutzen, sondern müssen von Offenburg über Basel nach Konstanz gelangen — und sie begreift deshalb einen wesentlichen Bestandteil der badischen Staatsschuld in sich. Es war anfangs geplant, die Bahn von Hausach durch das Kinzigthal nach Schiltach (jetzige Kinzigthalbahn) zu führen und sie von dort durch das Schiltachthal über Schramberg und Thennenbronn auf die Höhe von Sommerau zu heben. Mindestens drei-

viertel der Tunnel und die Hälfte der Kosten wären dadurch erspart worden; aber die Bahn hätte bei Schramberg eine kleine Strecke württembergischen Gebietes durchschneiden müssen, und dazu konnte man sich damals — „1866“ — nicht entschließen. Das Verhältnis zwischen den beiden Nachbarstaaten war und ist in mancher Beziehung ein etwas eigentümliches, und auch der Bau der nicht mit besonderen technischen Schwierigkeiten verknüpften Kinzigthalbahn (Hausach-Freudenstadt) fand so viele anderer Art, daß er acht Jahre brauchte, um erst 1887 glücklich vollendet zu werden.

Nach diesem kurzen Vorausschweifen kehren wir gen Hornberg zurück, um dringend zu empfehlen, den Weg von hier nach Triberg nicht allein auf der Bahn, sondern nochmals, zu Fuß oder zu Wagen, auf der Landstraße durch das vielgekrümmte, engtiefe Gutachthal zurückzulegen. Reich an Felsgebilden und Schluchten, mit freundlichen Bildern wechselnd, bietet die Gegend ein einsames Gepräge, doch seltsam phantastisch durch das Keuchen der oben und unten sich hinschlängelnden Züge belebt. Wenn man weiß, daß die Bahn zum größten Teil nur eingleisig ist, kann man von plötzlichem Schreck befallen werden in der Meinung, zwei sich scheinbar nah entgegenkommende Züge müßten zusammentreffen. Doch rasch verschwinden beide hierhin und dorthin in langen, lichtlosen Felsstollen, in Wirklichkeit waren sie noch durch weite Schienenstrecken voneinander getrennt, der eine befand sich unterhalb, der andere oberhalb von Triberg, und auf dem Bahnhof desselben rollen sie friedfertig nebeneinander auf verschiedene Geleise.

An einer Stelle, wo die Landstraße durch ein kleines Felsenthor, der „hohle Felsen“ genannt, führt, befindet sich ostwärts in der Nähe eine Berghöhe, auf der zwischen zwei Felszacken die Burg Hornburg, das eigentliche „Althornberg“ lag; das Schloß über der Stadt erhielt erst später diesen Namen. Von der Ruine sind kaum

mehr verstreute Steinüberreste vorhanden; eine Sage berichtet, daß die Burg um des wilden Lebens ihrer Bewohner willen in einer Weihnachtsnacht vom Blitze getroffen und zerstört worden sei. Die Insassen und geladenen Gäste, Junker und Edeldamen, hatten kleiderlos in Schuhen von ausgehöhlten Brotwecken getanzt und getollt und waren vergeblich von einer alten frommen Stallmagd gewarnt worden. Diesem Verdienst zum Trotz mußte die Alte nachher als wehklagende Melusine in den Bergen und Wäldern um die Trümmer umherirren, bis ein Jüngling sie durch die drei, ebenso in der Staufenbergsage vorgeschriebenen Küsse erlösen würde; ein grausamer und unchristlich-befremdender, wohl erst von einem gottlosen Spaßvogel später hinzugedichteter Zug der Schicklichkeit predigenden Mythe. Die Bewohner der Burg scheinen sich früh von dieser in die mildere Tiefe der Stadt Hornberg hinuntergezogen und jene ihrem Selbstverfall überlassen zu haben. Eine Ansiedlung von sieben Höfen, die „Horben“ benannt wird, liegt unterhalb des Schloßfelsens im „Hornbachthal“.

Nun zieht die Straße, die gewaltige Kehrschlinge des „Niederwasser-Tunnels“ der Bahn abschneidend, sich weiter zu der Stadt Triberg hinauf, die man vom Bahnhof aus nicht wahrnimmt. In einem seltsamen Kessel tief eingekeilt belegen, trägt sie ihren Namen mutmaßlich nach den drei sie eng umschließenden hohen Bergen oder Bergwänden des Kroneck-, Wallfahrts- und Kapellenberges (die Ritter von Triberg führten in ihrem unteren Wappenschildwinkel drei Berge); mit ebenso gutem Recht könnte sie auch „Trithal“ heißen, denn drei Thäler münden direkt auf sie hinein. Die verschwundene Burg Triberg, die zur Entstehung der Stadt Anlaß gegeben, stand südwestlich über dieser auf einem kleinen Vorhügel; sie gehörte, wie schon erwähnt, „denen von Hornberg“, und einen Beweis, daß beide Burgfamilien desselben Namens waren, liefert eine Urkunde des

Jahres 1317, welche der Aussteller „Burkard von Triberg“ mit „seinem Siegel“ versehen, dessen Umschrift „Sigillum Burcardi militis de Horenberc“ lautet. Das Schloß wurde zuerst 1525 im Bauernkriege, dann völlig von aufständischen durch die Obervögte schwer bedrückten Bauern am Weihnachtstage 1642 zerstört.

Der Weg vom Bahnhof zur — 1826 nach einem großen Brande neuerstandenen — Stadt beträgt eine Viertelstunde, jene besteht im wesentlichen nur aus einer breiten, langansteigenden, von hurtigem Wasserlauf durchschossenen Straße ohne sonderlichen Charakter. Die Gasthöfe, Restaurationen und Läden an ihr lassen sogleich empfinden, daß man ein sommerliches Hauptfremdenquartier des Schwarzwaldes betreten, doch hier keinen eigentlichen Badeort, sondern nur einen durch seine Naturschönheit ausgezeichneten; für letztere wird sogar von dem auch nur eine Nacht weilenden Passanten eine „Kurtaxe“ erhoben. Die Stadt Triberg bildet einen Hauptsitz der Uhrenindustrie und besitzt gleich ihrem Nachbarort Furtwangen eine sehr zum Besuch zu empfehlende Ausstellungshalle derselben. Aus weiter Umgegend kommen die in Kisten verpackten Uhren zur Versendung in alle Welt hierher auf den Bahnhof.

Was Triberg besondersten Ruf eingetragen und ihm hauptsächlich Anziehungskraft verleiht, sind seine Wasserfälle. Sie beginnen wenige Minuten vom oberen Stadtende, bestehen gleich den meisten Fällen des Schwarzwaldes nicht aus einem einzigen Niedersturz, sondern wie bei Allerheiligen aus mehrfach (gleichfalls siebenmal) sich wiederholenden. Ob die Triberger Fälle oder die von Allerheiligen einen Vorrang behaupten, fällt persönlicher Geschmacksrichtung zur Entscheidung anheim, jedenfalls besitzen sie keinen dritten Mitbewerber um den ersten Preis im Schwarzwald. Die letztgenannten sind großartiger durch die Mächtigkeit der Felsschluchten und Steilwände, über die sie herabbrausen, während die Triberger Fälle mehr gewaltiges, wie von

Gigantenhand durcheinander geworfenes Geblöck aufweisen, zwischen dem die Gutach oder, wie sie hier gewöhnlich benannt wird, „der Fallbach“, aus einer Höhe von fast 1000 m herabkommend, den Weg in die Tiefe sucht. Die Waldszenerie umher ist außerordentlich schön; unter hohen luftigen Baumkronen führt der vortreffliche, dichtüberschattete, mit zahlreichen Ruhebänken versehene Weg durch die etwa 80 m hoch ansteigende Wasserfallschlucht aufwärts; überall quillt und rieselt es hervor, zerteilt und vereinigt sich wieder mit dem in der Mitte weißschäumenden Hauptstrom. Wer zu einer Jahreszeit, in der noch nicht alle Pfade, Brücken und Ansichtspunkte von modernsten Toiletten übersäet sind, früh morgens oder am Abend an den Fällen emporsteigt, wird sich eine unvergeßliche Erinnerung bewahren. Selbstverständlich hat sich auch die Spekulation auf die Narrheit der Menschen der Schlucht bemächtigt. Vor dem untersten Fall hält den ganzen Tag hindurch ein Photograph Wacht und lauert auf Opfer, um sie malerisch auf einen Felsblock zu postieren und gegen den weißen Hintergrund zu „verbildlichen“. Der recht unbequeme Block ist fast niemals leer; junge Hochzeitspaare nehmen eine zärtlich-malerische Stellung darauf ein, buntbemützte Studenten schwingen überschäumende Symbole ihrer täglichen angestrengten Thätigkeit in der Hand, selbst die Ritter vom Rade arbeiten sich auf den Felsen, um der staunenden Welt zugleich mit ihrem Conterfei das ihres geistreichen Rosses von der Landschaft des Triberger Wasserfalles sich abheben zu lassen.

Wenn man ungefähr eine halbe Stunde an diesem aufwärts steigt, gelangt man in ein kleines, von zerstreutem Geblöck überdecktes, offenes Hochthal des Fallbachs. Hier liegt der „Gasthof zum (eigentlich „über dem“) Wasserfall“, ein vorzüglicher, schöner Sommeraufenthaltsort. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sich unmittelbar am Haus sonnige Halden und prächtiger, wegsamluftiger Wald befinden. Leider —

eigentlich zum Glück — enthält das Gebäude nicht viele Räume, denn wenn es einmal vergrößert wird, dann dürfte die friedlich-schöne Welt dort oben verschwinden.

Am genannten Gasthof zieht sich die große Fahrstraße von Triberg aufs Hochland nach Schönwald und Furtwangen (zu denen wir im „Gebiet des Kandel" gelangen werden) vorbei. Es ist höchlich anzuraten, den Abweg zur Stadt nicht auf dem Fußpfad an den Wasserfällen, sondern auf der Landstraße einzuschlagen. Bald öffnet sich der Wald und gewährt nach rechts einen überraschenden Niederblick auf Triberg, sowie weite Umschau über die Berghöhen drüber. Zur Linken liegen nahe an der Straße graue, von Heide und Ginster durchwucherte Felsblöcke; wer mühelos auf den größten derselben vorklettert, findet dort, vor allem am Abend, einen einsamen Sitz, der, fraglos als der reizvollste Punkt um Triberg, eines der echtesten Schwarzwaldbilder vor ihm aufrollt. Gegenüber nach Nordwesten heben das „Unter-" und „Oberthal" sich weitoffen hinan, und in ihnen fließt das große Dorf Schonach, wie von einer Bergwelle getragen, aufs anmutendste herab; zu den Füßen des Beschauers sieht, bis auf die graue Turmzwiebel von einer Hügelwölbung verdeckt, gleichsam Schonach mit Triberg verbindend, die „Wallfahrtskirche" des letzteren auf. Diese verdankt eigentümlicherweise ihr Entstehen Soldaten eines am Ende des 17. Jahrhunderts dort stationierten Regiments, welche in einer Kluft des Schonachthals seltsam singende Töne zu hören vermeinten, beim Nachsuchen an einer Tanne ein von einer genesenen Aussätzigen Tribergs gestiftetes Madonnenbild fanden und die vernommenen Windtöne für von Engeln der Mutter Gottes dargebrachten Huldigungsgesang hielten. Sie schlossen infolge dessen das Bildnis in eine blecherne (später zu einer goldenen gewordene) Kapsel, setzten auf diese die Inschrift: „Maria patrona militum, ora pro nobis!" und befestigten daneben eine Opferbüchse, aus deren Erträgen von 1699

bis 1715 die „Wallfahrtskirche" erbaut wurde, zu der es bald aus allen Windrichtungen unermeßlich pilgerte und strömte. Die ganze Historie klänge kaum glaublich, wenn es nicht Soldaten eines Regiments gewesen wären, das den ebenso frommen als edlen Namen „von Kageneck" führte. Im übrigen nahm ein Versuch ehrwürdiger Brüder des Ordens de Sanctissimo Redemptore (Redemptoristen) im Jahre 1805, in Triberg jesuitische Ränke und Umtriebe anzustellen, durch einen Ausweisungsbefehl des Fürsten von Schwarzenberg rasch wieder ein Ende. Im Preßburger Frieden kam die „Herrschaft Triberg" 1805/6 an Baden.

Die Landstraße von Hornberg nach Triberg verläßt bei letzterem das Gutachthal und setzt sich eine Weile durch das Thal des in die Gutach einmündenden „Nußbach" fort, dann klimmt sie, vielgewunden, zum Hochlandsrücken hinan, den sie bei der Zinke Sommerau, der Paßhöhe, erreicht. Hier treten wir zum erstenmal auf die weitgedehnte Hochfläche des südlichen Schwarzwaldes. Schon Hornberg und Triberg gehörten zur alten Landschaft Baar, deren Gebiet wir auch in Alpirsbach bereits streiften, aber ihr eigentlicher Charakter offenbart sich erst jetzt. Sebastian Münster freilich erteilt diesem hier oben nicht das verlockendste Zeugnis, da er sich äußert: „Weiter ist hie zu mercken / das das Gebirg so den Schwartzwald scheidet von dem Hegöw / heißt auff der Bar / unnd ist gegen den Hegöw fruchtbar / aber auff der andern seiten gegen der Tonaw ungeschlacht." Der Name Baar erscheint urkundlich zuerst 854 als pagus Para, 961 als comitatus Bara; das Wort, wohl mit dem mittelhochdeutschen „Barre" zusammenhängend, bezeichnet vermutlich eine Grenze, eine Mark (nach Grimm „eingehegtes Land"), das alte Grenzland der Markomannen. Sie wechselte anfänglich ihren Namen mit denen ihrer Besitzer (Adelhardsbaar, Birchtilosbaar, Albuinesbaar, Folcholtesbaar), machte dann den südlichsten Teil des weiten Gaues „Berchtholdsbaar"

(Perachtoldespara) aus und bildete später den Mittelpunkt der (jetzt standesherrlichen) „Herrschaft Fürstenberg". Etwas nach Süden von Sommerau wölben sich über der Hochfläche der Kesselberg (1026 m) und dahinter der Stöcklewaldkopf (1069 m) als oberste Höhen der Gegend auf, die man im Mittelalter „vertex totius Alemanniae" benannte. Der letztgenannte Berggipfel trägt einen hohen Aussichtsturm, von dem man eine weite, bis zu den Alpen reichende Rundsicht hat; ein in der Nähe liegendes kleines Wirtshaus spendet dem müden Wanderer Erfrischungen. Über die Berge läuft die Wasserscheide zwischen Rhein (Nordsee) und Donau (Schwarzes Meer); vom Westabhang des Kesselbergrückens fließt der Nußbach zur Gutach, an seinem Ostabhang entspringt die Brigach, die einen zweiten Quell von Sommerau her entsendet. Der Name dieses Ortes oder vielmehr der Gegend, in welcher derselbe liegt, bezeichnet die Au, Weidefläche, zu der früher das Vieh nur im Sommer hinaufgetrieben wurde; der Wald ist hier oben um uns abgesunken, freie Hochfläche mit zumeist scharf über sie hingehender Luft umgiebt uns. Nur wenige Minuten von der kleinen Haltestelle Sommerau auf der sich gegen Osten schon wieder leise abwärts neigenden Bahn, und der bereits um 25 m tiefer belegene Bahnhof von St. Georgen ist erreicht. Über ihm hebt sich zur Linken die große gleichnamige Ortschaft auf einem Bergrücken aus der Brigachthalmulde um 55 m (864 m) höher an.

Hier stehen wir auf einer der ältesten Kulturstätten des hohen Schwarzwaldes. Funde der Dekumatenzeit sind freilich, außer einer Goldmünze bei dem unweit belegenen Thennenbronn, nicht gemacht worden, aber Spuren auf der benachbarten „Benzebene", im abwärts folgenden Kirnachthal, sowie alte Mauerreste oberhalb der „Bickenbrücke" bei Villingen weisen zweifellos darauf hin, daß in dieser Gegend und mutmaßlich durch das Brigachthal eine Römerstraße das Gebirge über-

schritten haben wird. Nach der dunklen Zeit des frühen Mittelalters drangen dann die ersten Ansiedler in der Wildnis hier herauf. Zwei Edle des 11. Jahrhunderts, Hezilo von Degernau und Hesso von Üsenberg, stifteten 1084 das Kloster St. Georgen; der erstere von ihnen war ein Enkel der Schirmvögte des uralten Klosters Reichenau im Untersee (Bodensee), der zweite ein im Breisgau reich begüterter Ritter. Die Päpste nahmen das „auf dem Wald" erstandene Kloster „unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles", und es wuchs, zwar mehrfach von Bränden heimgesucht, zu einer blühenden, viele Zweigkolonien aussendenden Abtei an, bis Herzog Ulrich von Württemberg 1536 die katholischen Mönche austrieb — sie mußten, wie die Klosterannalen sich ausdrücken, am 6. Januar im Schneegestöber „ohne Gefieder und Gelieger" davonziehen — und lutherische Äbte einsetzte. Allmählich zerfiel das Kloster durch Feuersbrünste und oftmalige kriegerische Zerstörungen, sodaß nichts als die Kirche übrig blieb, die 1865 mit einem großen Teil des umherliegenden Ortes ebenfalls von einem Brande in Asche gelegt wurde. Jetzt ist alles, was ein Gedächtnis für das Auge an die Abtei erhalten, völlig verschwunden, nur die weitum vollzogene Rodung des Waldes redet noch von der mühevollen Thätigkeit der ersten mutigen und glaubensfreudigen Ansiedler. Eine Sage spricht, daß die alte Klosterglocke „Susanna", als sie im 16. Jahrhundert zur ersten lutherischen Predigt geläutet wurde, vom Thurm herabfiel und den Bergabhang hinunterrollte; sie sollte wieder heraufgebracht werden, aber zehn Ochsen waren nicht im stande, den Wagen, auf den man sie geladen, vom Fleck zu rühren. Die Antreiber der Tiere riefen zuletzt zornig: „Susanne! In unserer Kirche mußt du hange! Es sei Gott lieb oder leid!" Da begann der Wagen noch weiter bergab zu rollen und riß Glocke, Ochsen und Fuhrleute mit sich, daß sie in einer Tiefe versanken. Aber aus dieser herauf hört

man noch zuweilen nachts die Glocke läuten, die Ochsen brüllen und die Peitschen der Treiber knallen.

Der frei hoch über dem Bahnhof zehn Minuten entfernt belegene Marktflecken St. Georgen zählt 3000 Bewohner, ist nach dem Brande von 1865 stattlich in halb städtischer Weise wieder aufgebaut, bildet einen Hauptsitz der Uhrmacherei und Strohflechterei und wird auch als Luftkurort besucht. Ein Jahrmarktsrecht, das schon der Kaiser Maximilian I. ihm verliehen, versammelt von weither aus der Baar die Umwohner in dem sauber ansprechenden Ort, dem nächst Furtwangen (872 m) höchst belegenen seiner Größe auf dem Schwarzwald. Der Blick geht von St. Georgen nach Osten und Süden frei und weit bis zur Schwäbischen Alb und den Alpen hinüber, doch macht die Baumlosigkeit in der näheren Umgebung es nicht zu dauerndem Aufenthalt besonders geeignet, wenngleich die Sommerhitze kaum mehr zu seiner Höhe hinaufdringt. Die weibliche Tracht erinnert durch die gegipsten Strohhüte mit schwarzen Wollenrosen an die des Schapbach- und Gutachthales, ist indes sonst zumeist „protestantisch“ einfacher, farbloser, als die der katholischen Bevölkerung. Eine Ausnahme macht der Brautanzug mit der wundersamen, „Schappel“ genannten (altnordisch skapla, „Hut für alte Frauen“) Brautkrone. Diese besteht, wie ein Turban oder mehr noch wie ein Rad gerundet und nur auf dem Scheitel liegend, aus einem schuhhohen, mit Perlen, bunten Steinen und Flittergold gezierten Aufsatz; die Zöpfe darunter werden mit rotem Garn durchflochten, ein gefältelter Flor überhüllt Hals und Brust, und ein goldbestickter Sammetgürtel umschließt das dunkle „Schaippmieder“. So schreitet die Braut, über dem Faltenrock schwarz beschürzt, auf „Stöckleschuhen“ mit hohen Absätzen, stets vorschriftsmäßig unter Thränen zur Kirche, letzteres nicht um ihrer schweren, mühsam balancierten Kopflast willen, sondern „weil eine Braut, die am Hochzeitstage nicht weint, dies nachher um so mehr muß.“

Wir folgen von St. Georgen zunächst nicht der Schwarzwaldbahn weiter nach, sondern wenden uns erst noch einmal nordwärts hinüber, wo zwischen ihr und dem mittleren Kinzigthal ein kleines, noch nicht von uns betretenes Gebiet sich ausdehnt. Obwohl es mit zu dem Schönsten gehört, was der Schwarzwald besitzt, wird es verhältnismäßig doch nur wenig besucht; um so mehr ist es zu empfehlen, den Weg von St. Georgen nach Schiltach (oder umgekehrt) nicht außer acht zu lassen. Man kann ihn zu Wagen wie zu Fuß zurücklegen; letzteres erheischt (abwärts) etwa 4½ Stunden.

Auf dem genannten Hochlandgebiet bilden von Norden her der schon einmal von uns (beim Kirnbachthal) berührte Moserkopf (870 m), dann der Brielkopf (856 m) und besonders die Benzebene (840 m), mit dem Windkapf (926 m) den Hochrücken der Gegend. Über die letztgenannte führte die Römerstraße von Hornberg her nach St. Georgen-Villingen, und der Name „Hochstraße", als eines Teiles eines vielverzweigten alten Straßennetzes hat sich noch bis jetzt dort erhalten. Bezeichnungen solcher Höhen als „Ebene" kehren mehrfach auf dem südlichen Schwarzwald wieder („Kaiserebene" bei Gütenbach); die Benzebene war die Fläche, auf der „Benno" sich zuerst angesiedelt. Auch heut steigt von Hornberg durchs „Reichenbachthal" eine große Landstraße zu ihr hinan und geht über sie hin nach Peterzell-Villingen, die Straße Schramberg-St. Georgen durchkreuzend.

In diese führt vom letzteren ein Abkürzungsweg nordwärts auf den „Brogen", eine östliche Rückenfortsetzung der Benzebene, dann zieht er sich durch eine einsame Welt hohen Reizes, in das Hochthal der hier entspringenden Schiltach eintretend, zu dem Doppelort Thennenbronn (652 m), dem „Tannenbrunnen", hinunter. Dies ist ein seltsamer Halbscheid-„Stab", denn er besteht aus einem „protestantischen" und einem „katholischen" Thennenbronn, die jede eine Kirche und

auch ein „protestantisches" (Krone) und „katholisches" (Löwe) Wirtshaus besitzen. Die absonderliche Hälftenscheidung entstammt dem 15. Jahrhundert, in welchem ein Teil der Ortschaft an Württemberg kam, das darin später die Reformation einführte, während der andere („Rechbergische") Teil an Österreich fiel und dadurch selbstverständlich katholisch verblieb; seit 1810 gehören beide zu Baden.

Thennenbronn, in früher Zeit ein Besitz des Klosters St. Georgen, liegt in einer kahlen Mulde, die heut keine Tannen mehr gewahren läßt; die Schiltach dreht sich nun ein Stückchen ostwärts, ihr Einschnitt nimmt allmählich mehr Thalcharakter und bald den Namen Bernechthal an, das ungefähr mit dem Überschreiten der württembergischen Grenze beginnt. Dieses, so wenig es im allgemeinen genannt wird und gekannt ist, steht an romantischer Schönheit keinem andern im Schwarzwald nach. Die Mattenhänge an den Rändern der Schiltach verwandeln sich fast plötzlich in steil aufschießende Felsschroffen aus Granit, den vielfach Porphyr durchsetzt; drunten schäumt und strudelt das Wasser, wäscht sich im Gestein Becken aus, deren größtes an der wildestzerrissenen Stelle der engen Schlucht den Namen „Teufelsküche" führt. Man glaubt oft, droben auf dem zerklüfteten, rauhdurchfurchten Wänden zwischen dem Tannendickicht alte Burgtrümmer zu gewahren, die sich bei schärferem Hinblick als Felsgezack herausstellen. Dennoch ist dort oben in der That eine erhebliche Anzahl von Ruinenresten vorhanden, die in den Tagen ihres Glanzes das Thal beherrschten, doch sich jetzt, kaum mehr sichtbar, unter der Überwucherung der Jahrhunderte verbergen. Es sind die Trümmer der Burgen Ramstein (zur Linken), Altfalkenstein (Altenburg), dessen ehemalige Lage bereits 1553 nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen war, und Berneck oder „Tischneck" (zur Rechten), nach dem das Thal benannt wird. Wie sie selbst, sind die Zugänge zu ihnen

zerfallen und verwildert; von unten kann man nicht zu ihren Felsthronen hinangelangen und begreift kaum, wie die einstigen Bewohner es vermocht. So zieht sich das Berneckthal ungefähr drei Viertelstunden entlang, dann ragen am Ausgange der Felsenwelt von jäher Schroffe die Überreste der mächtigen Burg Falkenstein mit einem hart an den Felsrand vorgeschobenen Turme und wild verwachsenem Gemäuer dahinter hernieder und gemahnen an Tage der ältesten Geschichte des deutschen Reiches, als Kaiser Konrad II. seinem aufrührerischen Stiefsohne Ernst von Schwaben die alemannische Herzogswürde nahm (1027) und ihn als Gefangenen nach Sachsen führte. Um drei Jahre später, auf dem Reichstage zu Ingelheim, fand er sich bereit, jenen unter der Bedingung zu begnadigen, daß Ernst ihm behülflich sein solle, seinen Freund und Bundesgenossen, den Grafen Werner (oder Wetzel) von Kyburg in die Gewalt Konrads zu bringen, doch die Freundestreue ließ sich nicht zu einem Verrat bewegen, sondern Papstesbann und Reichsacht über sich verhängen. So geächtet und verfolgt, suchte der junge Herzog mit Werner von Kyburg auf der Burg „Valkenstein“ (die bei diesem Anlaß zuerst genannt wird) Zuflucht, ward in ihr umlagert, brach, von Hungersnot getrieben, durch den Waffenring um die unerstürmbaren Burgmauern hindurch und ward dabei von dem Grafen Mancgold von Nellenburg, dem Vollstrecker der kaiserlichen Acht, gefangen und schwer verwundet nach Konstanz gebracht, wo er am 17. August 1030 starb. Auch Werner von Kyburg und der Graf Manegold ließen in der heißen Schlacht auf der Höhe der Baar ihr Leben; ein mittelalterliches deutsches Volksbuch von unbekanntem Urheber verherrlichte früh diese „Treue der Freundschaft“, und Uhland entnahm dem geschichtlichen Ereignis den Stoff seines dramatischen Gedichtes „Ernst von Schwaben“.

Die Herren von Falkenstein und Ramstein waren,

beide einen Widder im Wappen führend, eines Stammes; durch die Felsschlucht des „Ramsteinbaches“ ging der durch noch sichtbare Mauern abgesperrte Aufweg zu ihren Burgen hinan, die eine Befestigung des ganzen Felsengrates darstellten. Ramstein wurde 1452 durch den schwäbischen Städtebund zerstört, weil der Burgherr Hans von Rechberg (der „Junker Rechberger“) Bürger derselben überfallen hatte; „da räumte er einen Berg, hieß der Schramberg, darauf bauet er“. Die Falkensteiner-Ramsteiner besaßen die Schirmvogtei über das Kloster St. Georgen und verkauften im 15. Jahrhundert ihre Stammgüter zum Teil an Württemberg, zum Teil an die Grafen von Rechberg, deren Nachfolger Österreich wurde. Dadurch entstand in der Gegend später die konfessionelle Durcheinanderschiebung und die erwähnte absonderliche Zerteilung Thennenbronns in zwei Hälften. Unsäglich still und verlassen steht heut das Trümmerwerk der Burg Falkenstein — eine andre gleichen Namens lag im Höllenthal bei Freiburg — von der Felskuppe herab, ein vergessener Zeuge verschollener Tage und Thaten; wann sie zerstört worden, ist unbekannt. Nah unter der Ruine liegt ein kleiner Weiler Falkenstein mit einem Gasthause, das Sommerwohnung und Badeeinrichtung bietet. Die Lage am Eingang ins Berneckthal ist sehr reizvoll, doch auch sehr eingeschlossen.

Die Felsencoulissen des Schiltachthales nehmen nun ein Ende, statt dessen treten hohe Bergwände an ihre Stelle, und nach einer Viertelstunde füllen die Häuser der langgestreckten, da und dort altertümlich anblickenden württembergischen Stadt Schramberg (1293 Schrannenberg, nach der „Schranne“ benannt) den Thalgrund aus. Sie entstand durch Anbau unter der hoch auf jäh abstürzenden Felsmassen des westlichen Bergrückens über ihr thronenden gewaltigen, gleichnamigen Burg, deren Erbauung durch Hans von Rechberg wir bereits erwähnt haben. Als nach dem Tode

desselben (aus dem Geschlecht „Derer von Hohenrechberg“, der Besitzer des Hohenstaufen, denen der „Junker Rechberger“ der Uhlandschen Ballade angehörte) die Herrschaft Schramberg in andere Hände übergegangen, im 17. Jahrhundert Besitztum der Freiherren von Bissingen-Nippenburg wurde, erhielt das Schloß Schramberg nach dem Familiennamen der Gemahlin des neuen Inhabers den Namen „Nippenburg“, den die 1689 von den Franzosen hergestellte Ruine derselben jetzt trägt.

Von Schramberg führt westlich durch das Lauterbachthal über Lauterbach, welches als Luftkurort und Sommerfrische von einigen hundert Kurgästen alljährlich aufgesucht wird, und über die Höhe des Fohrenbühl (768 m) eine an Ansichten und Aussichten reiche Landstraße in vier Stunden nach Hornberg; wir folgen dem Thal der Schiltach weiter nach, das auch jetzt, wenngleich weniger großartig als im Berneckthal, noch mannigfachen malerischen Reiz fortbewahrt. Grauschwarze, sonderlich gestaltete Granitfelsen springen noch immer an den Bergwänden vor, verbreitern sich zuweilen zu dunklen Massen; Tannen ragen zwischen ihnen, der Thalsohle zu neigen sich Laubwipfel herab. Ein hoher Porphyrfelsen, der „Teufelskopf“ genannt, von den kraftvollen Trümmern der um das Jahr 1200 erbauten Burg Schilteck der „Herren von Schildegge“ gekrönt, scheint den Weg abzuschließen, der in vielen Krümmungen dem stets gleichgearteten, ein einsames Gefühl erweckenden Thale folgt. Er überschreitet wieder die badische Grenze — das württembergische Gebiet macht hier einen schmalen, wunderlich geformten, durch die an dasselbe übergegangenen mittelalterlichen „Herrschaften“ erklärten Eingriff nach Westen — dann beginnen die einzelnen, sich zerstreut langhinziehenden Häuser des „Hinteren (Schiltacher-) Lehengerichtes“, gleich dem früher von uns berührten „Vorderen Lehengericht“ im Kinzigthal zur alten „Teufelsstadt“ Schil-

tach gehörig, und die letztere durchfließend mündet die Schiltach in die Kinzig ein.

Nach der Station St. Georgen, von der wir hierher abgebogen, auf „den Scheitel ganz Alemanniens" zurückkehrend, setzen wir noch ein Weilchen auf diesem die Eisenbahnfahrt fort. Weit zerstreute Gehöfte bilden das schon im 10. Jahrhundert als dem Kloster Reichenau angehörig genannte, doch wenig ansehnliche Dorf Peterzell, dessen halb romanische, halb gotische Kirche die älteste auf dem Schwarzwald und der Sage nach zur Zeit Karls des Großen erbaut worden sein soll. Die „Cella Petri" kam später an das Kloster St. Georgen und mit diesem an Württemberg, von dem Peterzell an Baden überging. Eine halbe Stunde nach Osten davon entfernt, ward am Ursprung des „Glasbaches" an der Stelle, wo ehemals ein altes Gehöft, der „Hurnlishof", gestanden, im Jahre 1807 die Herrenhuterkolonie Königsfeld angelegt. Der völlig regelmäßig gebaute, hoch (763 m) und freundlich belegene Ort zählt mit der „Brüdergemeinde" gegen 640 Bewohner, besitzt ein Institut für Knaben und Mädchen und wird auch viel von Sommergästen besucht.

Von Peterzell aus beginnt das Hochthal der Brigach und mit ihm die Bahn sich stärker zu senken; nahe der Stelle, wo in die erstere die vom „Stockwald" herabkommende Kirnach einmündet, sind im Walde Reste zweier sehr alter, früh verfallener Burgen, der Kirnach (auch „Roggenbach" und „Dänenschloß" genannt) und der Kirneck vorhanden. Die erstere gehörte den (1172 ausgestorbenen) zähringischen Dienstmannen von Roggenbach; bezüglich der zweiten spricht eine Urkunde des Jahres 1341 von den „Rittern Hugo und Bur von Kirneck". Eine andere Waldstelle führt den schwer erklärbaren Namen „Salvest" und zeigt die unverkennbaren Reste einer uralten gepflasterten, noch Geleise aufweisenden Straße, mutmaßlich der von den Römern aus dem Neckarthal von Rottweil (Arae

Flaviae) her über das Gebirge der „Diana Abnoba“ ins Kinzig-Gutachthal angelegten. Im Thal der Kirnach liegt das außerordentlich gewerbsfleißige Dorf **Unterkirnach** (und Oberkirnach) lang hingedehnt, das durch seine Strohflechterei, Blumen- und Uhrenmacherei, besonders aber die Verfertigung von Musikwerken (Orchestrions) weit bekannt und zum Wohlstand gelangt ist. Die ganze Gegend, auch der Bahnhof von Unterkirnach ist in dunklen Tannenwald eingebettet, der jedoch weiter abwärts bald sein Ende erreicht, und nach kurzer Fahrt hebt sich, frei auf seinem weitoffnen Hochland hingelagert, der alte Hauptort der Baar, die Stadt **Villingen** (706 m) dunkelummauert, groß, stattlich und altertümlich vor dem Blick auf. Es ist zunächst von Interesse, was unser Freund aus dem 16. Jahrhundert, Sebastian Münster, über sie zu berichten weiß:

„Jr namen kompt von Villa, wie etlich meinen / dann sie ist anfencklichen ein dorff gewesen / aber herr Jörg Pictorius / der do erboren / meint sie heiß Villingen / gleich als were sie ein mittel ja muter viler flecken / die sich enden auff jnne (ingen) so gerings darumb ligen. (Es folgen viele Ortsnamen.) Die dritten meinen sie heiß Villingen von einem Mann der Welling geheissen hat / und zum ersten do gemüntzet / deß stempffel noch vorhanden ist. Es ist fast guter lufft in diser statt / und laufen durch alle gassen lauter bäch. Der markt ligt mitten in der statt / und mag einer do zu vier thoren hinauß sehen / nit von kleine wegen der statt / sunder das die gassen also grad und creutzweiß zu den thoren gerichtet seind. Do seind alle ding in gutem kauff / brot / fleisch / fisch / wildpret ꝛc. Man laßt kein vogel bleiben der den fischen auffsetzig ist / als dann seind antvögel (Enten) reigel und dergleichen / sond' welcher einen scheußt / und den bringt in das Kauffhauß / dem gibt man ein Villinger schilling / laßt jhm den vogel / aber hauwt jm vorhin ein fuß ab. Es ist vergangen jaren bey diser statt in Sanct Germans wald

gewesen ein wild und gantz viehischer mann / der ist summer und winter gantz nackend gelauffen / sich des grases und wurtzeln beholffen / zu nacht bey dem vieh auff thannen reiß und nackend gelegen / hat auß keinem brunnen / sunder auß mistlachen getrunken. Er hat die menschen geflohen wie ein wild thier / ist zuletzt an der pestilentz gestorben."

Armer Idiot, Du lebtest und starbst um viertehalb Jahrhunderte zu früh. Heute hätte die löbliche Polizei von Villingen rasch Sorge für Dich getragen, daß Du in eine Heilanstalt gelangt, dort fein säuberlich gehalten und verpflegt, auch mit warmen, anständigen Kleidern ausgerüstet und nachts in ein gutes Bett gelegt worden wärest. Für arme Blödsinnige ist unsere Zeit zweifellos der Deinigen aufs entschiedenste vorzuziehen.

In der That hat man auch in unsern Tagen noch den Namen Villingen als aus Vil-ingen, „zu den vielen Höfen", entstanden erklärt, doch die früheste urkundliche Benennung des Ortes (817, in einer Vergabung Kaiser Ludwigs des Frommen) „Ad Filingas" läßt ihn als „die Ansiedlung des Filo" erkennen (wenn man nicht etwa filum, den Faden, damit in Verbindung bringen und den Platz als eine Art Seilerstätte erläutern will). Die Stelle scheint, wie die Auffindung von „Flachgräbern" andeutet, schon in vorrömischer Zeit besiedelt gewesen zu sein; römische Ziegelsteine und wahrscheinlich auch der sogenannte „Altstadtturm" auf dem Friedhof östlich vor der Stadt bezeugen eine Niederlassung und Befestigung des Dekumatenlandes. Dort, wo der genannte Turm steht, lag das ursprüngliche Dorf Filingen; erst der Graf oder Herzog Berthold III. von Zähringen, ein Nachkomme und Erbe des Grafen Berchthold (Berchzilo, „Bezelin") von Villingen legte den Grund zu der jetzigen Stadt nach dem Vorbilde der Stadt Freiburg. Nur ward der Plan der letzteren hier regelmäßiger durchgeführt; der mit doppelter

Mauer umgebene Ort erhielt vier breite Straßen mit vier Thoren nach den Himmelsrichtungen. So sind sie auch heute noch, ein Kreuz mit langem Stamm bildend; am Durchschnittspunkt sieht man nach allen Seiten (durch drei Thore, das vierte ist verschwunden) ins Freie hinaus, doch in der That „nitt von wegen kleine der statt". Vollendet wurde der Bau derselben im Anfang des 12. Jahrhunderts; um ein Jahrhundert später kam sie bei dem Aussterben der betreffenden Linie des zähringischen Hauses durch die letzte Tochter derselben, Agnes, Gemahlin Eginos des Bärtigen von Urach, an das Haus der Grafen von Fürstenberg, kaufte sich jedoch nach abermals einem Jahrhundert von diesem frei und begab sich unter den Schutz Österreichs, bei dem sie fortan verblieb. Die unendlich wechselvolle Geschichte Villingens im Burgunder-, Schweizer-, schwäbischen Bundes-, Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekrieg läßt sich hier nicht näher berühren. Der „schwarze Tod" wütete 1349 in den Mauern; ein besonderes Ereignis brachte der Stadt das Jahr 1634 in der berühmten „Wasserbelagerung" durch den Herzog Eberhard von Württemberg, welcher die Brigach vermittelst eines aufgeworfenen Dammes anzustauen und so Villingen unter Wasser zu setzen suchte. „Demnach aber die zu Hungarn und Böheim königl. Majestät vermittelst göttlichen Beistandes die mächtige Victoria gegen ihre Feind bei Nördlingen erhalten, hat ermelt württembergisch Volk das Läger angezündt und ist darauf mit großer Confusion und Schrecken eilends abgezogen." Eine sattelförmige Vertiefung zeigt noch heut die Stelle, wo das abgedämmte Wasser der Brigach wieder zum Durchbruch gebracht worden.

Ein Kuriosum andrer Art bewahrte Villingen früher in einem nah dem „Oberthor" auf die Stadtmauer gemalten riesigen Bildnis des „Romeius", das die Verse erläuterten:

„Als man zählt 1498 Jahr
Hat hier gelebt und glaubt fürwahr
Ein Wundermann, Romeius genannt,
Im ganzen Land gar wohl bekannt,
Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
Seine Stärke ihn verführet hat;
So fing er an über die Obrigkeit zu schelten,
Dessen mußt er im Thurm entgelten.
Brach wunderlich mit List daraus
Und floh in St. Johannes Haus,
Allda noch einen Balken zu finden,
Den Romeius dorthin tragen konnte (kinnen?).
Wagt sich hernach über die Mauern hinaus,
Belagert Kusenberg das feste Haus,
Das er in wenig Zeit genommen,
Dahero wiederum Gnad bekommen,
Daß im Spital bis in das Grab
Ihm die Herrenpfrund gegeben war.
Endigt so sein Ruhm und Leben,
Gott wolle uns allen den Frieden geben.
Amen."

Der „Romeius" der Villinger Volkssage erscheint als ein Schalksnarr in der Art Till Eulenspiegels; ein altes Chronikmanuskript bestätigt übrigens die Abenteuer eines „Romeyus Mann", der den „Schultheißen Hans von Freiburg" gelästert und deshalb in den Turm geworfen worden, aus dem er sich in einer Art befreite, „die das allergrößte Wunder war, das je gehext ward, daß er aus einem solchen Gefängniß sollte kommen, und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott, daß er ihm solche Gnad verliehen hatt". Auch den übrigen Inhalt der Verse, die verdienstvolle Eroberung des Schlosses Küssaberg im Schweizerkriege bestätigt die Chronik. Das durch Abbruch der äußeren Mauer verschwundene Riesenbild ist in unserer Zeit möglichst getreu wieder hergestellt worden und jetzt am St. Michaelsturme, in dem Romeius gefangen gesessen, angebracht worden. Auch die alten Verse mit geringen Abänderungen finden sich daneben.

Villingen besaß in früheren Zeiten sechs Klöster, deren Gebäude, zum Teil erhalten, jetzt für weltliche Zwecke verwendet werden; eines derselben, das Franziskaner-Nonnenkloster „die Klausur zu St. German“, lag außerhalb der Stadt an dem danach benannten St. Germanswalde, in welchem der wild-erschreckliche nackte Mann Sebastian Münsters hauste. Gleichfalls im Anfang draußen klausierte Dominikaner-Nonnen zogen im 13. Jahrhundert in die Stadt, kauften den Hausbesitz eines Bürgers des Namens Vetter an und wurden danach die „Vetterversammlung“ (Conventus de domo patrui) genannt. Joseph II. machte 1783 dem hochgradig grassierenden Klosterübel in Villingen ein Ende. Zweimal flüchtete im 16. Jahrhundert die Universität Freiburg, deren erster Rektor Matthäus Hummel (1457) war, vor der Pest hierher; ein mittelalterliches Leprosenhaus („Gutleuthaus“) ist noch vor der Stadt vorhanden, ebenso im Norden der eine Stunde entfernte uralte Weiler Nordstetten, schon 762 als „Nordstati“ erwähnt. Villingen war stets „gut österreichisch“ und damit auch gut katholisch, mannhaft und ausdauernd in zahllosen Kriegsläuften. Von 1802 bis 1805 im Besitz des Herzogs Herkules Magnus von Modena, kam es im Jahre 1806 an Baden.

Die heutige Stadt mit ungefähr 7000 Bewohnern hat noch ein altes und eigenartiges Aussehen, festgeschlossen, fast ganz noch von der hohen Ringmauer umgeben; Baumgänge laufen rund um sie her. Im Innern sind mancherlei der Besichtigung werte Bauten und Altertümer, das Münster mit zwei verschiedengearteten Türmen, die alten Thore und Thortürme, darunter der St. Michaelsturm, das Rathaus aus dem 15. Jahrhundert mit „Hexengefängnissen“ und einer Sammlung ältester Funde der Gegend, Glaswappen, Holzschnitzereien, Folterwerkzeuge und alter interessanter Töpferarbeiten. Die breiten Straßen, deren Häuser durch die ganze Stadt fortlaufende Nummern tragen,

versetzen traumhaft um viele Jahrhunderte zurück, doch im „Gasthaus zum Falken“ fließt bestes heutiges Münchener Spatenbräu-Bier, und Achilles hat seinen Drang nach „männermordender Feldschlacht“ dort aufgegeben und frisiert und barbiert heut mit gut bürgerlichem Nachnamen die friedlichen Köpfe der Männer Villingens. Vermutlich wird er aus dem „windgeschwinden“ jetzt auch ein zungengeschwinder Pelide geworden sein.

Wer sich aber den poetischsten Eindruck von Villingen gewinnen will, der verlasse es gegen Abend durch das mit zahlreichen eingemauerten Kugeln geschmückte „Oberthor“ und schreite eine Strecke zu dem nach Osten beginnenden, niedrig gewellten Gelände hinan. Dem Rückblickenden liegt dann die Stadt in ihrer Hochlandseinmuldung, die mutmaßlich einmal ein Seebecken der Brigach gewesen, sonderbar ernst, dunkel und mächtig im letzten Sonnenlicht zu Füßen; schweigsam, doch als möchte sie von ihren Schicksalen, den Menschenkindern reden, die sie seit bald einem Jahrtausend gesehn. Trotz der Nähe der volkreichen Stadt hat es etwas lautlos Hocheinsames, da droben zu stehen; hinter ihr in der Ferne dehnt sich unabsehbar schwarzer Waldrand nach Westen hinüber. Dann wende man sich über den Friedhof mit seinem römischen „Altstadtturm“ zum Bahnhof zur Weiterfahrt zurück.

Ostwärts von Villingen endet der eigentliche Schwarzwald, doch erhält sich der nach Süden gewendete Weiterverlauf der Brigach noch ziemlich auf der gleichen Höhe bis Donaueschingen (678 m), dem wir als der Zugangspforte in unser späteres „Gebiet des Hegau“ noch einen flüchtigen Besuch abstatten wollen. „Esgeuga“ ward urkundlich 889 vom Kaiser Arnulf dem Kloster Reichenau geschenkt und gelangte im 15. Jahrhundert an das Haus Fürstenberg, das 1723 seine Residenz dorthin verlegte. Trotzdem war Donaueschingen damals noch ein Dorf und erhielt erst 1810,

als es an Baden gefallen, städtische Rechte und Würden. Es ist eine stille, auf einen Hügelrand gelagerte freundliche Stadt, der man anmerkt, daß sie kein Mauerngewand getragen, mit einem stillen, für die fürstliche Residenz, den Namen und Reichtum der Inhaber bescheidenen Schloß. Erst etwas unterhalb der Stadt mündet die Breg, von Nordwest kommend, mit der Brigach zusammen, so den Beginn der Donau bildend; doch halten die Donaueschinger darauf, die eigentliche Quelle der letzteren zu besitzen, welche dicht neben dem Schloß in ein großes Steinbecken gefaßt ist, aus dessen Grunde zahlreiche kleine Quellchen Blasen auftreiben. Eine Statuengruppe stellt darüber die mit Sichel und Ähren personifizierte „Baar“ dar, die kleine Donau als Kindchen haltend; eine Inschrift giebt die Höhe dieses Ursprungs der letzteren auf 678 m und die Länge ihres Wanderwegs bis zum Schwarzen Meer auf 2840 km an.

Die Schönheit Donaueschingens beruht hauptsächlich auf seinem von vielfachen Wasserarmen durchwundenen großen, waldartig schattenden Schloßpark. Auch dieser bildet eine still-idyllische Welt. Bronzene Edelhirsche, Gemsen, eine Genoveva mit dem Reh blicken in der Schloßnähe draus auf; weiterhin sind die Gewässer dicht von prächtigem Gevögel belebt. Hunderte von Schwänen rudern weißleuchtend drüber hin, dazwischen vielfach der blutrotgeschnäbelte, schwarze australische und der seltsame weiße, doch schwarzhalsige peruanische Schwan. Die wundersamsten Federgeschöpfe sind die in unglaublicher Farbenpracht und sonderbarsten Kragen und Mänteln prangenden Brautenten; überall wimmelt es von unzählbarer Fülle, eine „Pfaueninsel“ schließt den Park ab.

Die Stadt gehört, wie gesagt, wenn auch auf der Baar belegen, dem Schwarzwald nicht mehr an, so daß ein näheres Eingehen auf sie außerhalb des Rahmens unseres Buches läge. Nur eine Inschrift über der

Thür des „Gasthofes zum Lamm" wollen wir noch als geschichtlich von Interesse mitteilen:

„Anno 1770 den dritten May wurde ich Fidelis Schmider anhero berufen, den ersten Mundsemmel zur Hochfürstlichen Tafel zu backen, woran der Königin von Frankreich Majestät Maria Antonia speißten. Darnach erbaute ich dieses Haus Anno 1783." Ein „Bäckerwappen", Löwen um einen Kipfel, verziert die Inschrifttafel.

Als Marie Antoinette, „die Majestät von Frankreich", an jenem Maientag die erste Mundsemmel der Kunst Fidelis Schmiders verzehrte, warf der 16. Oktober des Jahres 1793 noch keinen vordeutenden Schatten in das Schloß von Donaueschingen hinein. Der Blick verweilt mit seltsamer Empfindung auf der halb komischen, erst ein Jahrhundert alten Gedächtnisinschrift.

Die Umgegend Donaueschingens enthält mehrere geschichtlich bedeutungsvolle Punkte, südwestlich das Städtchen Bräunlingen, eine der Uransiedlungen auf der Baar, die sich mit dem südöstlich benachbarten Hüfingen (1083 Hiuvinga) darum streitet, das auf der „Peutingerschen Tafel" verzeichnete römische Brigobannae fortzuerhalten. Überreste eines römischen Hauses wurden dort im Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgefunden (bei Hüfingen ein thönernes Medaillonbildnis des Kaisers Titus); der Hauptaltar in der „Friedhofskirche" stammt aus dem 11. Jahrhundert. Südöstlich von Donaueschingen, doch weiter entfernt liegt nördlich von der Bahn die Ruine Wartenberg; an der Stelle der ehemaligen Burg, von der nur noch ein nach Nordwest sehender Mauerklotz aus Basaltgestein übrig geblieben, erhebt sich seit 1780 ein fürstenbergisches Lustschloß. Sie war Besitztum der im 15. Jahrhundert ausgestorbenen „Wildenstein von Wartenberg" und zeichnet sich durch ihre Lage auf einem nördlichsten Ausläufer der vulkanischen Erhebungen des Hegaus,

einem hohen Basaltkegel (848 m) aus. Diesem gegenüber nach Südwesten, durch das Donauthal getrennt, erhebt sich gleichfalls als Nordausläufer eines anderen Gebirgszuges, des Hohen Randen, der Fürstenberg zu einer Höhe von 919 m. Auf seinem Kalkgestein lag eine Burg (und um diese später ein Städtchen), die ursprünglich den Zollern gehörte, doch 1175 von Herzog Berthold III. von Zähringen erobert ward. Durch die schon erwähnte weibliche Erbfolge der Zähringer gelangte sie an die Grafen von Urach, von denen bei einer Linienspaltung in der Mitte des 13. Jahrhunderts Graf Heinrich I. den Namen „Fürstenberg" annahm. Seitdem bildete das hohe Bergschloß die Hauptburg des fürstenbergischen Hauses und der großen gleichnamigen Herrschaft auf der Baar, ward jedoch im Dreißigjährigen Kriege vollständig, kaum noch auffindbar zerstört. Das Städtchen Fürstenberg, das mutmaßlich die Steinüberreste der Burg für sich verwandt hatte, brannte an einem sturmwilden Sonntagnachmittag im Juli des Jahres 1841 völlig nieder, und die Bewohner siedelten sich nicht wieder auf der rauhen Höhe, sondern am Fuß des Berges (794 m) an. Der kleine Ort zählt kaum 400 Insassen; unweit davon liegt das Dörfchen Homlingen (817 „Weisarius in Huntigan"), dessen Wallfahrtskirche auf den Grundsteinen eines Römertempels ruhen soll. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verbrannte der Ortsgeistliche feierlich ein dort aufgefundenes hölzernes Bildnis als heidnisches Götzenbild zu höchstem Frohlocken der um den Scheiterhaufen tanzenden ländlichen Jugend.

Im Anschluß daran wenden wir uns noch einmal kurz von Donaueschingen durch das Thal der Breg nach Westen aufwärts. Nahe dem uralten Dorf Wolterdingen (775 Villa Wultertingas) befindet sich auf einem waldigen Bergkegel ein aus Findlingsteinen mörtellos aufgeführter, innen leerer Gemäuerwall, der, von den Umwohnern „das alte Schloß" genannt, jedenfalls in

die älteste Vorzeit eines Menschenlebens auf der Baar zurückweist. Wo dann weiter aufwärts die Breg von Westen her die Urach als Zufluß erhält, sieht von einem Hügel Neu-Fürstenberg herab, die Ruine einer im 14. Jahrhundert von den Fürstenbergern zur Sicherung der Straße über den Schwarzwald von Villingen nach Freiburg erbauten Burg. Sie ward im Bauernkriege 1525 in Asche gelegt, und der dortige fürstenbergische Obervogt von den wütenden Bauern durch ihre Spieße gejagt. Eine Sage verknüpft dies geschichtliche Ereignis mit der nah im Bregthal belegenen, ebenfalls von den Bauern 1525 zertrümmerten Burg Zindelstein, im 13. Jahrhundert als „Sindoldstein" genannt. Ein „Graf", der seine Unterthanen schwer bedrückte, ward vor einem Anschlag derselben auf ihn gewarnt, verkleidete sich als ein simpler Reitknecht und ritt, seinem Pferde die Hufeisen umgedreht anschlagend, um Mitternacht von seiner Burg davon. Doch wie er schon über die Urach gelangt, ward er dennoch aufgespürt, erkannt und von den Rachedurstigen mit Spießen durchbohrt. Unter ihnen befanden sich auch Bürger der Stadt Vöhrenbach („Gebiet des Kandel"), die zur Strafe dafür in ihr Stadtwappen einen Esel aufnehmen mußten, von dem sie sich erst spät für eine hohe Summe wieder loszukaufen vermochten.

In Donaueschingen mündet die seit 1900 von Neustadt (S. 234), Reiselfingen (S. 370) und Löffingen (S. 232) weiter geführte Fortsetzung der Höllenthalbahn.



Im Gebiet des Hünersedel.

Wie einstmals sitz ich heut im Schwarzwald wieder,
Mild rauscht des Heilquells stählend kräft'ge Flut,
In Lüften wiegt der Weih sein braun Gefieder,
Im Wildbach sonnt sich die Forellenbrut;
Des Meilers Rauch umspielt der Sonne Strahl
Und haucht ihn an mit irisfarbnem Glanze,
Stolz prangt der Berg vom Scheitel bis zum Thal
In seiner Tannen immergrünem Kranze,
Ein würz'ger Heuduft lagert auf den Matten,
Und brave Leute birgt des Strohdachs Schatten.

Jos. Vict. v. Scheffel.



enn man auf der Eisenbahn rheinthal-aufwärts von der Mündung des Kinzig-thals (Offenburg) bis zu der des Elzthals (Station Langendenzlingen) fährt, so begleitet die Bahn anfänglich zur Linken eine ziemlich hohe waldige Bergkette, die sich auf der östlichen Seite noch zur Kinzig hinüberzieht. Dann bei Dinglingen-Lahr mit der Ausmündung des Schutterthales beginnt nach Süden eine ins Kleine, Abgeflachte veränderte Welt. Gegen Osten blickt man dann und wann in sehr dunkelwaldige, von niedrigen Geländen eingefaßte Thäler hinein, dazwischen staffeln sich Lößterrassen rebenbedeckt zu langgestreckten niederen Anschwellungen auf. Keine Berge sind darüber sichtbar, der Charakter der Landschaft ist ein einförmig-lang-weiliger; der Hindurchfahrende gewahrt fern drüben zur Rechten die ganze vielbegipfelte Kette der Vogesen,

aber er fragt sich vergeblich, wo zu seiner Linken der Schwarzwald geblieben sei. Erst wie er an den Rand des Elzthales gelangt, steigt plötzlich massenhaft-gewaltig der Kandel nah vor dem Blick auf.

Und in der That ist auf der ganzen Strecke der eigentliche hohe Schwarzwald nicht nur scheinbar verschwunden, sondern er tritt in Wirklichkeit weit, bis zu acht Wegstunden, nach Osten zurück. Seine ununterbrochenen Gipfelhöhen bleiben von Offenburg bis Hausach auf dem rechten Ufer der Kinzig, begleiten dann das Gutachthal, treten in der Gegend von Hornberg an das linke Ufer der dort unweit vom unteren Lauf der Gutach entspringenden Elz und ziehen sich, immer höher emporsteigend, an dieser abwärts, um schließlich nach Südwesten in dem mächtigen Stock des Kandel zu enden. So wird eine fast rechtwinklige Einknickung des Hochgebirgzuges gebildet und in dieser breitet sich, außerordentlich streng abgeschlossen, zwischen dem Kinzig-Gutachthal, dem Elzthal und der Bahnlinie Offenburg-Denzlingen ein im ganzen dreieckiger Landstrich aus, der sich auf den ersten Blick als ein „Gebiet“ abgrenzt, das wir mit dem Namen des „Hünersedels“ belegt haben. Außer diesem und seinem Bergstock besitzt es an größeren Erhebungen noch die nebeneinander befindlichen Kuppen des Kallewald (565 m), Rebio (557 m), Geroldsecker Schloßbergs (526 m), Rauchkasten (641 m) und Steinfirst (602 m); im Westen das Geigenköpfle (600 m) und im Nordwesten die Diersburger Ebene (527 m). An seinen Außenrändern vielbesucht, bildet dies Gebiet seltsamer- und unverdienterweise in seiner Mitte eine der wenigst bekannten Gegenden des Schwarzwaldes. Man könnte es fast eine terra incognita, einen „schwarzen Continent“ desselben benennen; nur selten trifft man jemanden, der jene Mitte mit dem Fuß betreten und mit Augen gesehen. Es führt keine Bahn hindurch, und von allen Seiten beträgt die Entfernung von einer Station der

Rheinthal-, Kinzigthal- und Elzthalbahn bis zum Hünersedel mindestens vier Stunden.

Der Schein von draußen täuscht im übrigen sehr; wer in dies abgelegene Gebiet eindringt, findet in seinem Innern trotzdem recht beträchtliche Erhebungen und tief eingeschnittene echteste Schwarzwaldthäler, vielfach reizvoll-einsamster Art. Die Mehrzahl zieht sich auf einen Ursprungspunkt zusammen, den der Hünersedel (746 m) gleich weit von den Städten Lahr, Haslach, Ettenheim, Kenzingen, Emmendingen und Waldkirch bildet. Nur die Stadt Elzach liegt ihm um etwas näher gerückt.

Der Hünersedel trägt seinen Namen, aus dem er sinnlos zum jetzt bräuchlichen verderbt worden ist, mit vollster Berechtigung. Wie der „Hünensessel" eines Patriarchen thront er kahlhäuptig, nur von Pfriemenkraut bedeckt, hoch in schweigender Einsamkeit über seinem besonders nach Westen mit unermeßlichen Wäldern überdunkelten Gebiet. Er ist geradezu einer der besuchenswertesten Berge des Schwarzwaldes, einen der schönsten und eigenartigsten Rundblicke desselben darbietend, der über ein weites Geflecht von Thälern und Höhen hin das ganze Rheinthal umfaßt, besonders aber nach Südosten die vollste Anschau der machtvollen Kandelberggruppe gewährt. Man trennt sich schwer von der stillen, einem Knauf gleich abgerundeten Kuppe, die an ihrer Nordseite (gegen Schweighausen) tausendfältig mit hohen, außerordentlich dunkelblütigen Digitalisstauden, märchenhaft leuchtend, überdeckt steht.

Der Hünersedel ist der höchste Punkt eines verästelten Knotenbergstocks, von dem nach allen Seiten die Wasserläufe ihren Ursprung nehmen, die Schutter, Unditz und Bleich ins Rheinthal, die Bretten und der Binderbach zur Elz, der Harmersbach zur Kinzig; unzählige andere Bäche und Quellen noch rieseln von den Abdachungen des Hühnersedels herunter. Etwas westwärts von diesem liegt der Hof Streitberg (455 m)

auf einer Sattelhöhe, von der die Straßen sich nach allen Himmelsrichtungen oft steil in die Thäler hinabwinden. Das Dorf Schweighausen, schon 926 urkundlich auftretend, 1132 als „Sweichusen" in Anlaß der Einweihung seiner St. Romanskirche genannt, liegt unter dem jähen Nordabsturz des Hünersedels am Ursprungsbeginn der Schutter. Der freundliche Ort bildet gleichsam eine kleine ländliche Metropole des ganzen Gebiets, und die Umgegend ist durch ihre Gesteinfunde, Jaspis, Bergkrystall und schneeweiße Porphyrerde, interessant.

Im ganzen Innern unseres durch die Wasserläufe der Elz, der Kinzig-Gutach und die Ebene von der Natur selbst aufs Genaueste abgegrenzten Gebietes ist nichts anderes als landschaftliche Schönheit mannigfacher und doch auch sich sehr ähnelnder Art zu finden. Kein Städtchen, sogar kein Burgüberrest liegt darin; was an größeren Ortschaften, wie an geschichtlich denkwürdigen Punkten zahlreich vorhanden ist, zieht sich am Außenrand entlang oder doch nur wenig in die unteren Thalbreiten der kleinen vom Hünersedel entspringenden Gewässer hinein. An der Seite der Kinzig befindet sich überhaupt nichts nach jener Richtung Anzumerkendes außer dem von uns schon als Biberach benachbart erwähnten sagenreichen Prinzbachthälchen. Der in diesem früh betriebene Bergwerksbau auf Blei- und Silbererze wiederholte sich sehr vielfältig auch in anderen Thälern um den isolierten Mittengebirgsstock des Gebietes herum.

Wir folgen zunächst von Schweighausen dem Lauf der nordwestlich gewendeten Schutter abwärts. Sie bildet das größte und belebteste der Thäler, das schon in seinem oberen Teil einen ziemlich einwohnerreichen Ort in dem — während der „Geroldseckischen Fehde" 1429—1436 mehrere Jahre von seinen Insassen völlig verlassenen — Dorf Dörlinbach aufweist. Dann zieht sich die große Gemeinde Schutterthal hinab, die

Trümmer eines alten Burgschlosses „Mollenkopf“ liegen an der Bergwand, nachher im Thal die wieder ausgebesserten und bewohnten des geroldseckischen Schlosses Dautenstein (Duttenstein), darunter füllt der gewerbereiche Marktflecken Seelbach (1179 urkundlich als „Sellebach“), in welchem der liebenswürdige, 1882 gestorbene Poet Ludwig Auerbach zuletzt gewohnt, das Thal. Die Straße desselben mündet in die bei der Station Dinglingen-Lahr aus der Rheinebene sich nach Biberach-Zell ins Kinzigthal abzweigende große Landstraße, deren Ansteigerung gegen Osten auf den „Schönberg“ (wie der gleichnamige Berg bei Freiburg ursprünglich und urkundlich „Schinberg“ genannt) wir rechtshin ein weniges nachfolgen, um die Ruine der schon einmal flüchtig vom Kinzigthal aus gewahrten Burg Hohengeroldseck zu begrüßen. Sie ragt noch über dem auf einer Paßhöhe (373 m) über dem Prinzbachthal belegenen kleinen Weiler Schönberg empor.

Die Burg Hohengeroldseck nahm in der Mitte des westlichen Schwarzwaldes eine ähnlich hervorragende Stellung ein, wie die Burg Fürstenberg in der seiner östlichen Abdachung. Sie war die Residenz der Grafen von Geroldseck und Mittelpunkt ihrer die südliche Hälfte der Ortenau umfassenden Herrschaft. Eine unerwiesene Überlieferung läßt das vermutlich auf den Grundmauern eines römischen Wartturms ruhende Schloß im Jahre 798 von einem „Gerold, Herzog in Schwaben und Graf zu Bußi (Bussen), Schwager Karls des Großen“ erbauen; eine in der Ruine am Eingang des Pallas eingemauerte Tafel, wohl aus dem 16. Jahrhundert, mit der ein Wappen umfassenden Inschrift:

«Hohengerolt-seck. Mich baute von Ehrenreich Herr Geroldt hiesz, dem grossen Keiser Karlo werdt, in viel ritterliche Thate bewert, wardt auch Margroff in Oesterreich, in Schwoben Herzog zugleich. Auch Groff zu Bussen sich genannt, den Namen tragen in solchem Standt, doher sein hoch geboren Geschlecht diese Hernwappen fueret recht»

giebt auch von jener Ursprungssage Nachricht, ebenso älteste Schriftstücke aus dem Kloster Gengenbach. Urkundlich erscheint indes die Burg zuerst im 12. Jahrhundert, sie war die Stammburg des sich in drei Zweige — Hohengeroldseck, Geroldseck im Wasgau und Geroldseck im Walgau — zerteilenden großen Dynastengeschlechts; ursprünglich nur „Geroldseck" benannt, erhielt sie 1215 den unterscheidenden Zusatz, als abwärts im Schutterthal bei Lahr die Tiefburg G e r o l d s e c k erbaut wurde. Die Linie „Hohengeroldseck" starb 1634 aus, und nachdem Baden-Durlach das Schloß kurze Zeit besessen, kam es 1697 durch Österreich an die Grafen (jetzigen Fürsten) von der Leyen. Im selben Jahr aber auch ward es von dem Marschall von Créqui in die Luft gesprengt.

Die Burgtrümmer liegen, vom Sattel des Schönberg aus gesehen, nur auf mäßiger Angipfelung, gegen das Schutterthal indes blicken sie außerordentlich stolz und beherrschend noch bis in die Rheinebene hinab, wo man sie von der Bahn aus als ragenden Abschluß gewahrt. Erhalten ist nicht sehr viel, aber das Wenige, hauptsächlich ein Teil des Pallas, einem steilen, gewaltigen Felsklotz aufgemauert, von ungewöhnlicher Mächtigkeit und Schönheit, ganz besonders die Spitzbogen-Nischenfenster des Rittersaals. Der Umfang der Burg nahm den ganzen Bergkopf ein, ein verschütteter Brunnen war tief in den Felsen, vermutlich mit ungeheurem Mühaufwand weit hinunter bis gegen die Sohle des Kinzigthals getrieben, um die Burg vollständig von der Wasserzufuhr von außen unabhängig zu machen. Sie ist jetzt sehr bequem zugänglich gemacht und gewährt wundervolle Aussicht.

Wie schon erwähnt, erbaute sich im Anfang des 13. Jahrhunderts eine Linie der Herren von Geroldseck um zwei Stunden abwärts von ihrem Stammschloß im Schutterthal eine Tiefburg „Geroldseck" und veranlaßte dadurch wahrscheinlich die Begründung der Stadt L a h r,

zunächst als eine östliche Weiterausdehnung des äußerst alten, schon 961 als „Tundelinga“ genannten Dorfes Dinglingen. Die Burg und die Stadt Lahr — urkundlich 1267 zuerst „Lare“, indes wohl aus „Loh, Lohr“ entstanden — wurden Residenz und Hauptort einer „unteren Herrschaft“ Geroldseck (Lahr-Mahlberg), die nach vielfachem Wechsel im Anfang des 16. Jahrhunderts an die Grafen von Nassau-Saarbrücken fiel. So blieb die Stadt bis 1803 nassauisch, in welchem Jahre Baden sie gegen die Grafschaft Sayn-Altenkirchen eintauschte. Die Tiefburg Geroldseck, am Südrand (jetzt inmitten) der Stadt belegen, ward 1677 mit dieser durch Créqui eingeäschert und nicht wieder hergestellt. Nur ein Eckturm des alten Schlosses (nach einem „Storchennest“ darauf benannt) mit etwas Umfassungsmauer drumher ist noch vorhanden, doch so verbaut, daß es schwer fällt, seiner recht ansichtig zu werden; ein paar erhaltene Fensterbögen zeigen romanischen Stil. Nordwärts ein wenig über die Stadt emporgehoben, nur einige Minuten von ihr entfernt, liegt das Dorf Burgheim, schon 1035 genannt, ehemals einen „Burgstall“ der „Schenken von Burgheim“ umschließend, mit einer dicht von Epheu übersponnenen uralten romanischen Kirche, die im erwähnten Jahre 1035 vom Bischof Wilhelm von Straßburg eingeweiht wurde, doch jetzt zur Hälfte als Scheuer dient. Ein Augustinerkloster Lahrs ward 1259 von Walter von Geroldseck gegründet, die Kirche desselben blieb als heutige Pfarrkirche der vom nassauischen Besitz her zu drei Vierteln protestantischen Stadt. Diese war im Mittelalter mit Mauern umgeben und besaß 1643 noch vier, jetzt spurlos verschwundene Thore; die Schutter fließt durch sie hin. Aus einem langjährigen Reichskammergerichtsprozeß, den Lahr 1772 gegen seine nassauische Herrschaft führte und der gewaltsame Aufstände mit sich brachte, entstammten die Bezeichnungen der „Bockspfeifer“ und „Schnabeliner“.

Die heutige Stadt Lahr mit 11000 Einwohnern nimmt in Bezug auf Industrie, Fabrikwesen, Handel und Gewerbethätigkeit mit Pforzheim den ersten Rang unter den Schwarzwaldstädten ein und ist von höchst reger Lebendigkeit. Bedeutsam ist Lahr für einen großen Teil des kaffeetrinkenden Süddeutschland und der Schweiz, indem daselbst aus den rötlichen Wurzeln in Mengen der bekannte Zichorienextrakt bereitet und ausgeführt wird, der bei den sogenannten „kleinen Leuten" immer noch sehr beliebt ist, obwohl er jetzt teilweise durch modernere Kaffeezusätze verdrängt wird. Eine Schönheit kann man die Stadt übrigens nicht gerade nennen, nur nach Dinglingen zu hat das großartige Vermächtnis eines Lahrer Stadtsohnes, namens Jamm, eine schöne Parkanlage mit einem Bürgerkasino und vortrefflicher Bibliothek geschaffen. In dem Park steht ein Denkmal unseres großen Bismarck, dem 1877 die patriotischen Lahrer die Villa Jamm zum Sommeraufenthalte anboten; ferner erinnert ein Denkmal an Ludwig Eichrodt, der hier 1892 als Oberamtsrichter gestorben ist und unter dem Pseudonym „Ludwig Rodt" humoristische und lyrische Dichtungen veröffentlicht hat. Ein anderer Lyriker, Friedrich Geßler, ist ganz und gar ein Lahrer Kind, er wurde 1844 hier geboren und lebte bis zu seinem Tode, 1891, hier; neben der Poesie betrieb er den prosaischen, aber wohl einträglicheren Beruf eines Bankiers. Zu diesen litterarischen Merkwürdigkeiten kommt noch, daß Lahr Verlagsort des weit verbreiteten „Lahrer hinkenden Boten" ist. Die von diesem Kalendermanne angeregten Sammlungen der „Reichsfechtschule" ergaben den Grundstock für die Anlage der Reichswaisenhäuser, eine segensreiche Stiftung, welche gleichfalls den Namen der Stadt Lahr bekannt gemacht hat. Das erste Reichswaisenhaus wurde 1885 in Lahr, zwei andere darauf in Magdeburg und Schwabach in Bayern errichtet. Als ein etymologisches, aber bezeichnendes Kuriosum wollen

wir den Namen eines Berges bei Lahr erwähnen. Er heißt im Volksmund „Pipelesberg“ und ist nichts anderes als ein „Hünenberg“, nur noch um einen Schritt weiter als der Hünersedel von den „Hühnern“ zu den „Pipeles“ durchgegangen.

Nach Westen geht Lahr unmittelbar in seine Eisenbahnstation, zu der eine kleine Zweigbahn führt, den schon genannten langhingestreckten Marktflecken Dinglingen über, auf dessen Schutterbrücke 1642 die Auswechslung des 1638 bei Rheinfelden durch Bernhard von Weimar gefangen genommenen berühmten kaiserlichen Reitergenerals Jean de Werth gegen den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn stattfand. Nördlich über Dinglingen erhebt sich, weithin durch die ganze Ortenau sichtbar, ein nach Westen ins Rheinthal vorspringender, langrückiger Ausläufer des Gebirgs, der Schutterlindenberg (298 m), von einigen alten Linden gekrönt und ersteigenswert wegen seines außerordentlich weiten und umfassenden Fernblicks. Er setzt sich nordostwärts über Einsattlungen zu dem über 600 m ansteigenden Steinfirst fort, unter dem sich nordwestlich das Diersburger Thal mit der Ruine des Tiersberg oder der Diersburg hinunterzieht. Sie liegt auf einem freistehenden Felsen in der Mitte des Thals, noch ziemlich ansehnlich, mit schön erhaltenen, zum Teil bloßgelegten romanischen Fensterbögen, wird 1197 als Sitz „Derer zum Stein von Tiersberg“ genannt und war geroldseckisches Lehen, bis sie im 15. Jahrhundert an die noch jetzt in ihrem Besitz verbliebenen und sich nach ihr benennenden Freiherren von Röder-Diersburg überging. Im Thale drunter befindet sich eines der wenigen Kohlenbergwerke des Schwarzwaldes, und uralte Silbergruben liegen daneben verödet.

Der Bach des kurzen Diersburger Thales, das sich in einem nördlichen Vorsprung unseres „Gebietes“ gegen Offenburg zu öffnet, fließt in die Schutter; von seiner Ausmündung in die Rheinebene wenden wir uns an

der Bergwand entlang nach Süden zurück. Hart unter ihr, unweit der Bahnstation Friesenheim (1016 „Fresenheim“, die Ansiedlung des Franken Freso) sieht das Dorf Heiligenzell auf, ebenfalls 1016 in einer Schenkungsurkunde Kaiser Heinrichs II. als „Ruotgerswilre, dicta vulgo sancta Cella“ erwähnt; wahrscheinlich stammt der Name von der Begründung einer Zelle durch Heilika, die letzte Dynastin von Mahlberg. Etwas weiter in die Ebene hinaus zieht von der Bahn aus eine im einsamen Felde belegene zerfallene Kirche den Blick auf sich. Der niedrige Turm und der Chor sind erhalten, während aus den Mauern des Schiffes bis vor kurzem ein hoher Baum aufwuchs, der leider verschwunden ist. Im 13. Jahrhundert erbaut und dem heil. Leogard geweiht, war es die Pfarrkirche des Dorfes Oberschopfheim, von einem „Freythof“, dem Begräbnisplatz desselben, umgeben. Ein Eremit stellte sie im vorigen Jahrhundert zum Teil wieder her und wohnte in dem Turm; nach den vielen andächtigen Leuten, welche damals dorthin wallfahrteten, erhielt das alte Bauwerk den Namen Gutleutkirche (oder „Leutkirch“). Oberschopfheim, im 17. Jahrhundert wie alles in weitester Runde von den Franzosen niedergebrannt, wurde weiter von ihr entfernt wieder aufgebaut. Ihm schräg gegenüber ragt auf der westlichen Seite der Bahn über neuzeitlichem, mächtigem Kirchenbau ein hoher Turm aus der Ebene auf. Sie bilden ein Gedenkmal der Stätte, auf der sich wohl das älteste Kloster des Schwarzwaldes, das Benediktinerkloster Schuttern, am Unterlauf der Schutter erhoben. Es wird urkundlich schon 630 „Offoniswilare“, 1016 „Offoniscella“ genannt; im 11. Jahrhundert erhielt es den Namen Schuttern. Sagen von seiner Stiftung durch einen englischen Königssohn Offo, denselben, der die Stadt Offenburg begründet haben soll, sind nicht haltbar, und die Auffindung eines Steines im Jahre 1770 in den Ruinen der alten Klosterkirche mit der Inschrift unter einem

Bildnis: „Rex Uffo fundator hic sepultus“, hat jedenfalls ein späteres Täuschung bezweckendes Erzeugnis ans Licht gefördert. Geblieben ist von dem alten Klosterbau nichts. Er ward bereits 938 von den Hunnen zerstört, dann im 12. und 13. Jahrhundert durch Feuersbrünste wieder vernichtet, ebenso im Bauern-, Dreißigjährigen und Erbfolgekrieg. Doch erhielt sich das Kloster unter 89 Äbten bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1803; der letzte Abt war Placidus III. Bacheberle, der 1824 in seiner Vaterstadt Oberkirch starb. In der Nähe des Klosters befand sich eine 1330 erbaute, doch schon früh wieder verschwundene geroldseckische Tiefburg; zur selben Zeit wird der Ort Schuttern als „Stadt mit Mauern und Gräben“ bezeichnet, doch diese Benennung verliert sich im 16. Jahrhundert, und „Flecken“ oder „Dorf“ tritt an die Stelle.

Etwas nach Nordwesten von Schuttern über das Dorf Schutterzell (1139 „Celle“, dann „Blenzenzelle“) gegen den Rhein sieht, an einem Altwasserarm desselben aufragend, ein spitzer Kirchturm, gleichfalls als eine Gedächtnisstätte deutschen Landes herüber. Sie ist anders geartet als die des alten Klosters und hat doch auch wieder eine gewisse Ähnlichkeit mit der weltabentlegnen Zelle eines Mönches oder vielmehr einer Nonne. Der Kirchturm ist der des protestantischen Pfarrdorfes Meißenheim, wohin Friederike Brion, die elsässische Jugendliebe Goethes, nach dem Tode ihrer Eltern von Sesenheim hinüber zog, um bei ihrem hier als Pastor angestellten Schwager Marx, dem Gatten ihrer Schwester, lange Ausgangsjahre ihres Lebensabendes zuzubringen. Sie starb ziemlich bejahrt und von den Dorfbewohnern verehrt am 3. April 1813 und wurde auf dem stillen, veilchenüberblühten Kirchhof Meißenheims begraben. Im Jahre 1866 machte Friedrich Geßler in Lahr mit vieler Mühe bei dem hochbetagten Totengräber ihre Gruftstätte ausfindig und veranlaßte, daß über dieser an der Kirchenwand ein

Gedenkstein mit einem Medaillonbildnis „Friederikes von Sesenheim“ errichtet ward. Darunter steht die kurze, wunderbar schöne Grabschrift, die Ludwig Eckardt hinzugefügt:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Am 5. April 1883, grade siebzig Jahre seit dem Tage und um dieselbe fünfte Nachmittagsstunde, in welcher sie dort in die Erde niedergelassen worden, brach der Verfasser dieses Buches von dem Epheu, der das Denkmal umrahmt, ein Gedächtnisblatt, um es mit sich zu nehmen —

Heimlich nickt's mir; heimgekommen,
Hält ein Blättchen meine Hand,
Einem stillen Grab entnommen,
Dran ich eben sinnend stand:
Einsam an der Kirchenmauer
Schweigend lag es, fern weltab,
Nur des Windes leiser Schauer
Bog die Blätter um das Grab.

Veilchen blühten rings am Grunde,
Lerchenruf aus blauer Luft —
So auch war's zu jener Stunde,
Als hier offen stand die Gruft,
Als der Sarg sie langsam nieder
Sinken ließ zum dunklen Grund —
Gleiche Stundenschläge wieder
Rief derselben Glocke Mund.

Und es haben scheu die Hände
Vor dem Blättchen mir gezagt —
Dämmernd ging hier einst zum Ende,
Was im Frühlicht so getagt!
Hoher Glanz und tiefe Trauer
Stritten um das stille Grab,
Und es fiel im Lenzesschauer
Drauf ein Schatten kühl herab.

Von der Station Dinglingen führt die Landstraße in zwei Stunden nach Meißenheim hinüber; da wir

uns hier am Rhein befinden, folgen wir dem Altwasser desselben ebenfalls ein paar Stunden aufwärts, ein wenig über die Stelle hinaus, wo die Unditz in jenen einmündet. Dort liegt neben dem Marktflecken Rust (763 als „Rustun“ genannt) eine völlig erhaltene Tiefburg, die Balthasarburg, 1575 von den noch jetzt in ihrem Besitz befindlichen Freiherren Böcklin von Böcklingsau erbaut. Sie erinnert etwas an das Schloß Neuweier unter der Yburg und nimmt sich, obwohl die Gräben und Vorburgmauern umher verschwunden sind, sehr hoch-stattlich aus. Besondere kaiserliche Privilegien begnadigten sie und ihre Besitzer, welche, vielfach alte „Stättemeister“ von Straßburg, schon zuvor als „Böcke“ in der Gegend ansässig waren, so daß die letztere die „Böcklinsau“ genannt wurde. Der Name der Burg stammt von dem eines ihrer ersten Inhaber im Anfang des 17. Jahrhunderts; etwas nördlich von ihr liegt das alte große Dorf „Kappel am Rhein“, einer der Hauptsitze des Altkatholizismus in Baden, kriegsgeschichtlich bekannt durch die Erstürmung der hier von Bernhard von Weimar errichteten Schanzen durch Jean de Werth (1638).

Nun wenden wir uns gradhinüber gegen den niedrigen Gebirgsrand zurück und begegnen zur Linken der Bahn abermals einem erhaltenen, doch nicht ebenerdig belegenen, sondern von einer kleinen, völlig isolierten und zwar vulkanischen Felshöhe, gleichsam einer Vorhut des „Kaiserstuhls“, niederschauenden Schloßbau. Fast rundumher fließt ein Städtchen, das mit der Burg den Namen Mahlberg teilt. Hier ist die älteste, wohl zweifellos schon dekumatische Ansiedlungsstätte; im benachbarten Dorfe Altdorf wurden römische Metallgeräte gefunden, und die niedrige Kuppe lud zunächst im Rheinthal zur Bewohnung ein. Doch ist urkundlich nichts über den Ursprung der anfänglich zähringischen, dann hohenstaufischen Burg nachweisbar. Kaiser Friedrich II. verweilte 1218 auf ihr, und Konradin, der

letzte Hohenstaufe, verkaufte sie 1266 an die Herren von Geroldseck; im 14. Jahrhundert taucht die „ummauerte Stadt“ zuerst auf, einen Mitbestandteil der schon erwähnten „unteren“ geroldseckischen Herrschaft Lahr-Mahlberg bildend. In den Namen des letzteren hat sich fälschlich ein h hineingeschlichen (der Volksmund früherer Zeit machte auch Molburg und Maulburg daraus); er hieß Malberc und bezeichnete eine älteste „Mal“stätte der Ortenau. Jean de Werth und nachher (1677) die Franzosen zerstörten die Burg vollständig, sodaß nichts als ein wenig Mauerwerk von ihr erhalten geblieben; das jetzige Schloß wurde von dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach hergestellt und ging später in den gegenwärtigen Besitz der Freiherren von Türkheim über. Nach Ablauf der Kriege des 17. Jahrhunderts siedelten sich Bauern auf der Nordwestseite unter dem Burgberg an und begründeten auch ein Dorf Mahlberg auf der Stelle, wo schon im Mittelalter eine kleine Tiefburg, das „wasserhus ze Malberg“, gestanden. Das heutige, altertümlichen Aussehens über der Stadt und dem Dorf thronende Schloß bietet herrliche Weitsicht und enthält in seinem kleinen Parkhof eine Menge hochwipflig aufragender Bäume. Die Stationen Kippenheim (763 Chipinheim) und Orschweier (1085 Horicheswilarc) liegen beide etwa eine halbe Stunde von Mahlberg entfernt.

Von Lahr aus zieht sich auf dem die Rheinebene begrenzenden niedrigen Berggelände, östlich hinter Mahlberg vorüber, ein vier Stunden langer Wald, „der Langenhard“, nach Süden bis an den Einschnitt des Thales der Unditz (oder „Ettenbach“), das gewöhnlich nicht nach dieser, sondern „Münsterthal“ (nicht mit dem gleichnamigen unter dem Belchen zu verwechseln) genannt wird. Seinem Ausgang nah liegt das Städtchen Ettenheim, das wir schon bei der nächtlichen Gefangennahme des jungen Herzogs von Enghien besucht. Wir fügen hier nur bei, daß „Etinheim“ bereits 763

in einer Schenkung des Bischofs Heddo von Straßburg an das Kloster Ettenheimmünster (monasterium divi Ettonis) urkundlich auftritt. Das Innere der von der Bahn aus unscheinbaren Stadt bietet mancherlei Interessantes; der Fürstbischof Kardinal von Rohan, eines der treuesten Spiegelbilder der damaligen hohen französischen Gesellschaft, nahm hier seinen Wohnsitz, als er Frankreich um der berüchtigten „Halsbandgeschichte" willen verlassen, und Ettenheim bewahrt eine höchst charakteristische Marmorbüste von ihm. Wohl durch ihn auch ward es von 1790—1794 ein Hauptsammelplatz vornehmer französischer Emigranten; die Prinzessin von Rohan-Rochefort, die heimliche Gemahlin des Herzogs von Enghien, entstammte einer Linie Rohan-Guemenee. Das „Ichtrazheinische" Haus, in welchem der Ueberfall stattfand, steht noch unverändert, und man kann die erinnerungsvollen Räume desselben besuchen.

Von Ettenheim führt links eine kleine Seitenbahn im Münsterthal aufwärts über Münchweier nach Ettenheimmünster. Das Dorf Münchweier wird 926 als „monachorum villa" genannt, am Ende desselben liegt die vielberufene, im vorigen Jahrhundert hoch- und schlanktürmig erbaute Wallfahrtskirche St. Landolin, auf dem Platz, wo die Sage den schottischen Glaubensboten Landolin von einem Vasallen der „Herren von Gisenburg" im 7. Jahrhundert erschlagen läßt. Sein Blut rieselte dort zur Erde, und es entsprangen sogleich (dicht vor der Kirche, jetzt eingefaßt) die heilkräftigen Wunderquellen daraus, welche, kurze Strecke in Röhren fortgeleitet, ein weitberühmtes und vielaufgesuchtes „Glaubensbad" begründeten. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war dieses ein offnes Becken, dann ward ein Bad- und Gasthaus gebaut; das heutige Badgebäude verdankte 1720 dem Abt Johann Baptist Eck seine Entstehung. Die Umgebung im frischen Waldthal ist anmutig und der Aufenthalt für solche, welche Naturstille den Freuden eines Modebades vorziehen,

wohl zu empfehlen, selbst für den Fall, daß die Quelle des heil. Landolin keine Wunderkraft an ihnen bethätigen sollte.

So befand sich die erste Klosteranlage des Thales bei Münchweier, wo der Bischof Witgern von Straßburg 725 ein Klösterchen — cella monachorum — stiftete; dies ward im 9. Jahrhundert etwas weiter thalaufwärts verlegt und erhielt den Namen Ettenheimmünster nach dem schon genannten Bischof Heddo (Etto). Es war eine hochangesehene, reichbegabte, sich durch große Gastlichkeit auszeichnende Abtei, die von ihrem ersten Abt Hidolph bis zum letzten Arbogast Häusler, der 1803 die Aufhebung erlebte, 51 Äbte besaß. Die Klostergebäude brannten oftmals nieder oder wurden von Kriegen verheert: am Ende des vorigen Jahrhunderts trieben die französischen Emigranten argen Unfug darin; anfänglich (1790) nahm der Kardinal Rohan dort seinen Wohnsitz. Der heut noch bestehende Klosterbau stammt aus dem Jahre 1719; zwar halb verfallen und größtenteils unbenutzt, bildet er ein ansehnliches Gebäudeviereck mit hoher Kirche und großem Garten. Eine gute Gasthofswirtschaft macht den Aufenthalt zu einem angenehmen; die Ortschaft, zu der das Kloster gehört, heißt Münsterthal. An der südlichen Thalwendung befinden sich auf der Höhe geringfügige waldbedeckte Überreste der Gisenburg (in alten Klosterschriften auch „Wissenburg", vermutlich nach einer Gräfin Wissegardis benannt), deren Besitzer ein fabelhafter „Gisocus" gewesen sein soll, dessen Jäger sich das Verdienst der Ermordung des heil. Landolin erworben, da hierdurch die Wunderquelle entsprungen und des weiteren die Klostergründung veranlaßt worden. Der Platz, auf dem das Bergschloß gestanden, führt jetzt den unchristlichen Namen „Heidenkeller" und ist von einer 1815 durch Badegäste errichteten hohen Pyramide aus Steinen überhöht; doch der Inhaber eines unweit davon belegenen Meierhofs wird noch „der Gisenmeier",

ebenso die Höhe der „Eisenberg“ genannt. Für uralte Ansiedlung auf der Stelle spricht ein 1811 dort gemachter Fund einer Menge in einen Stein eingeschlossener Bracteaten. — Erwähnen wollen wir noch, daß nördlich von Münsterthal, ungefähr in der Mitte zwischen Münchweier und Mahlberg, ein Tiefschloß Schmieheim lag, das jetzt zum Teil als Schulhaus des gleichnamigen Dorfes dient. Es gehörte im 14. Jahrhundert dem Ritter Eppo von Hadstatt und kam nachher an die von Bock, von denen sich ein Allianzwappen mit einem Bock darin über einer Thür der Burg findet. Sie ist baufällig, besitzt aber noch zwei äußerst starke Ecktürme und einen Treppenturm in der Mitte.

Hinter Ettenheimmünster wird das Thal der Undiß völlig menschenleer-einsam und zieht sich durch tiefe Wälder zur uns schon bekannten Sattelhöhe von Streitberg gegen unseren Gebietspatriarchen, den Hünersedel, hinauf. Wo am Südwestabhang desselben die Bleich und die Bretten ihren Ursprung nehmen, bildet zwischen ihnen ein Hochland von 4—500 m die Wasserscheide, auf welchem die unendlich weit zerstreute Berggemeinde Ottoschwanden (die „Schwindung des Otto“), ein Urbild ältester alemannischer Hofansiedlungen, liegt. Wir folgen der Bleich wieder abwärts, deren Thal mit hohen Waldlehnen ganz dem der Undiß gleicht, doch bietet es nichts Bemerkenswertes, als daß es die Südgrenze der alten Ortenau war. Dies giebt sich gleich in seiner dem Ausgang zu belegenen Ortschaft, dem großen Dorf Bleichheim (1080 Bleichahe), kund, das schon der breisgauischen Herrschaft Üsenberg angehörte; uralt liegt das Dorf Tutschfelden (972 Tutesvelda) in seiner Nähe. Etwas oberhalb Bleichheims mündet von Süden her ins Bleichthal ein enges Seitenthälchen der zuweilen äußerst reißend anschwellenden „Kirnach“ oder des „Aubachs“, über dem etwas Trümmergemäuer des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Kirnberg vom Wald verdeckt

wird. Die Burg, aus einem Römerkastell hervorgegangen, besaß seit dem 11. Jahrhundert einen eigenen Adel „Derer von Kürnberg“, dem wahrscheinlich der Minnesänger „Der von Kürenberc“, welchem auch, doch ohne stichhaltige Begründung, das Nibelungenlied zugeschrieben wird, mit angehörte. Gewisses ist darüber nicht nachweisbar, doch deutet manches auf eine Herstammung des Dichters aus dem Breisgau hin. Er muß um die Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt haben; unter seinem Namen erhalten und auf uns gekommen sind nur fünfzehn Strophen, von denen wir eine als die damalige Sprache (aus einem Zwiegespräch zwischen Ritter und Frau; letztere sagt) kennzeichnend hier anfügen wollen:

«Leit machet sorge, vil liep wunne!
Eines hübschen riters gewan ich künde:
daz mir den benomen hân die merker und ir nît,
des mohte mir mîn herze nie vrô werden sît!»

Unter der später üsenbergischen Burg Kirnberg, die heut von einem riesigen, weit sichtbaren Kreuz, dem Symbol des frommen gegenwärtigen Eigentümers, Grafen von Kageneck, überragt wird, ungefähr eine Viertelstunde in dem Seitenthälchen aufwärts lag ein 1360 zuerst genanntes kleines Paulinerkloster „zum heiligen Kreuz“, das als Wallfahrtsort und „Wunderbad“ berühmt, doch infolge des Bauernkrieges und Brandunglücks später so herabgekommen war, daß es schon 1582 „ein alt verfallen Klösterlin“ genannt wurde. An seiner Stelle ward 1717 das Badhaus **Kirnhalden** errichtet, das sich im Sommer sehr zahlreichen Besuches erfreut. Zwei wunderliche Steinfiguren, vermutlich dem ehemaligen Kloster entstammend, halten über der Badquelle Wacht; Kirnhalden liegt außerordentlich eng eingeschlossen, und das Haus bildet mit seinem Gärtchen nur eine winzige Lichtung in dem alles umher dicht bedeckenden Bergwald. Durch diese Fülle von Schatten gleicht es in heißer Sommerzeit seine niedrige Lage

(246 m) einigermaßen aus, sodaß es sich als sogenannter „Luftkurort“ empfehlen kann. Nur führen alle Wege, außer dem zum Bleichthal hinab, sogleich vom Hause aufwärts. Eine verbliebene Kapelle dient jetzt an Sonntagen der Tanzlust.

Die Bleich tritt mit ihrem zuletzt niedrig abgeflachten Thal bei der Station Herbolzheim (im 10. Jahrhundert Heribotheshheim) in die Rheinebene, und der Zug führt uns rasch zur rebenreichen, unter Lößterrassen belegenen Stadt Kenzingen weiter, einem alten Hauptort des Breisgaus und der üsenbergischen Herrschaft, urkundlich als „Königshof Chensinga“ 880 auftauchend. Der Rotulus San Petrinus nennt mehrfach auch eine Burg Kenzingen (castrum Cancingen), doch ist diese entweder spurlos verschwunden oder wahrscheinlicher mit dem Schloß Kirnberg gleichbedeutend. Die Stadt, im 13. Jahrhundert von Rudolph II. von Üsenberg erbaut, spielte eine große Rolle in allen Fehden und Kriegen am Oberrhein, fiel nach dem Erlöschen des Üsenberger Hauses 1368 an Österreich, ward von diesem rastlos versetzt und verpfändet, dann von Bernhard von Weimar erst vergeblich belagert, später dennoch erobert und verheert, um schließlich noch ihrem Franzosengeschick anheimzufallen. Jetzt liegt Kenzingen äußerst friedlich an der sich nordwärts an ihm vorbeiwendenden, über ein breites Wehr niederrauschenden Elz, mit altertümlichem Marktplatz an der doppeltürmigen St. Peterskirche und manchen interessanten Resten der Vergangenheit, dem ehemaligen Franziskanerkloster, altem „Schwabenthor“ und Ratsgebäude; als besuchenswert befinden sich in der Kirche drei aus dem 16. Jahrhundert stammende Gruftsteine mit äußerst charaktervoll ausgeprägten Bildnissen des Ritters Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein, „Pfandherrn zu Kenzingen“, seiner Gemahlin Beatrix von Hohenrechberg und seiner frühverstorbenen, vor einem Betschemel knieenden Tochter Veronica. Ausgezeichnet ist Kenzingen durch seinen

Weinbau, dem Herr Louis Maier treffliche Schätze seines mit gewaltigen Fässern ausgerüsteten Kellers verdankt und andere dadurch mit Dank erfüllt. Ein Versuch der Stadtbevölkerung im 16. Jahrhundert, die Reformation anzunehmen, fiel höchst unglücklich aus, denn er endete mit seiner gewaltsamen Unterdrückung durch das benachbarte, stets romgetreue Freiburg, der Austreibung von 200 reformierten Bürgern nach Straßburg und der Enthauptung des derzeitigen Stadtschreibers von Kenzingen. So besitzt dies gegenwärtig eine fast nur katholische Einwohnerzahl von etwa 2500. Dicht im Süden der Stadt gründete ein Üsenberger im 13. Jahrhundert ein Cisterzienserinnenkloster Wonnenthal (Wunnetal, „Wiesenthal", wie noch „Wonnemond", der Monat der Heuernte), das meistens „hochgeborene" Nonnen enthaltend, schließlich im Jahre 1809, bis heut noch umfangreich erhalten, durch Ironie des Schicksals zu einer Cichorienfabrik wurde. Es teilte Jahrhunderte hindurch die Geschichte Kenzingens, und daß es nicht allzeit dabei seinen Namen bewahrheitete, bekundet ein Chronist desselben in einem Bericht aus dem Dreißigjährigen Kriege, ein so getreuliches Bild des allgemeinen Elends jener Zeit aufrollend, daß wir uns nicht enthalten können, ein Stückchen davon hierher zu setzen:

„Under wehrender Belagerung (von Altbreisach) haben sie erstlich die Thor und Thüren zu Kentzingen und bald darnach den 15. Oktober 1638 die statt gantz und gar außer die Kirchen und wenig Häuser verbrennt, wobey auch der wunnenthalische Hof und Haus mit vielen brieflichen Dokumenten, allem Hausrat, Kirchengewand verbrannt und die armen Klosterfrauen den Garaus bekommen. — Die Aebtissin Maria Ursula Auerin von Küchlingsbergen (1637 bis 1670) ist mit etlichen ihrer Klosterfrauen 14 Tag lang zu Blaichen (Bleichheim) in äußerster Armuet sitzen blieben. Nach der Brunst und nachdem das Feuer etwas gelöscht, und der unbeschreibliche Jammer und Elend etwas versauset,

sind sie wieder zurückgekehrt, mit wes Herzen Leid und Trübsal, währ wollt es beschreiben. Da sie nit sovill hatten, wo sie Ihren kopf Hinlegen konnten, da alles das Ihrige in der Aschen lag. Sie mueßten Ihr brodt und alle notdurften betteln; die einen holten Frucht auf ihren rukhen zu Waldkürch und zu Wolfach im Kinzigerthal, die andern haben gelt gebettelt, saltz, ankhen (Butter) zu kaufen und . . . hat die Aebtissin von den Herren der statt in ein Hauß begehrt, darin zu wohnen, welches ihr zinsbar war, welches Sie auch erlangt, und wohnten sie auch also darin fast drey Jahr lang, in einem gar kleinen rauchigen stüblein, worin kaum vier Menschen blatz hatten und durch alle Ofenkacheln in das Feuer gesehen wurde. Aber bey diesem Elend verblieb es noch nicht, sie wurden schier wuchentlich und täglich mit allerlei Parteien, Freund und fünd, geängstigt, gedruckt und genötigt, mußten oft ihr stukh Brot unter die Erden begraben." Ein winzig Stück der deutschen Menschengeschichte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie diese fast ein Menschenalter lang anhielt, und noch weitaus keines der schlimmsten.

Ein wenig südlich von Wonnenthal-Kenzingen sieht von den Lößterrassen des Geländes über dem alten Dorf Hecklingen (1112 Hakkelingen) die Ruine der Lichteneck herab; ein hierherführender alter „Heerweg", sowie mancherlei frühere Flurnamen um Hecklingen lassen kaum anzweifeln, daß dies, Riegel grad' gegenüber, gleichfalls eine größere römische Niederlassung mit einem Kastell, der späteren Burg des Mittelalters, über sich gebildet. Letztere kam im 14. Jahrhundert von den Grafen von Freiburg an den Grafen Konrad von Tübingen, der sich nach ihr Graf von Tübingen-Lichteneck benannte und das Schloß gleich seinen Nachfolgern als Wohnsitz benutzte. Es ward im Dreißigjährigen Krieg wechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden erobert, doch erst 1695 durch den französischen General Vauban in Trümmer geschossen; im vorigen Jahr-

hundert erbauten die späteren (und heutigen) Besitzer, Grafen Hennin, sich drunten in Hecklingen ein Landschloß. Die nicht eben bedeutende, doch immerhin interessante und herrliche Rundsicht bietende Ruine ist verschlossen, man muß den Schlüssel aus dem Dorf mitnehmen, in dessen Kirche sich auf einem Altarblatt eine schlecht erhaltene Abbildung der ehemaligen Burg befindet.

Nun beginnt die bisher südwärts verlaufene Bahn sich, dem Gebirgsrand folgend, in großem Bogen fast nach Osten zu wenden, um erst hinter Freiburg die alte Richtung wieder anzunehmen. Zur Rechten tritt bei der Station Riegel das Nordende des Kaiserstuhls dicht an sie heran, dann werden zur Linken, seitab etwas auf das Gelände hinaufgezogen, bald gegen den dunklen Hintergrund des großen „Vierdörferwaldes" die Trümmer der Burg Landeck sichtbar. Ihre Überreste bilden nicht die umfangreichste, aber eine der schönsten Ruinen des Schwarzwalds, vor allem in der wundervoll mit Epheu überwachsenen Kapelle des unteren Teils. Die Burg (1260 Landecke), offenbar nach ihrer Lage an der Ecke der großen Rheinthalausbuchtung benannt, gehörte dem zahlreichen Freiburger Patriziergeschlecht der „Snewelin", das in der Umgegend viele Burgen besaß. Sie ward im Bauernkrieg 1525 zerstört; vom 12. bis 14. Jahrhundert wird öfter eines in ihrer Nähe belegenen Städtchens „Aspon" Erwähnung gethan, das spurlos verschwunden ist. Dicht benachbart liegt heut das Dorf Mundingen, dessen Pfarrkirche sich noch im vorigen Jahrhundert etwas nach Osten aufwärts dort befand, wo der „Wöpplingsberger Hof" steht. Dieser entstammt ältester Zeit, befand sich schon 1136 im Besitz des Klosters Schuttern; ein Pfarrer der „St. Barbarakirche" in Wöpplingsberg wird im Jahre 1200 genannt. Klausen von Beguinenschwestern, zumeist aus vornehmen Geschlechtern, siedelten sich zur gleichen Zeit um die Kirche an, die, später von

Schweden und Franzosen verwüstet, im vorigen Jahrhundert völlig zerfiel; gegenwärtig ist die letzte Spur von ihr verschwunden, und Reben bedecken die Stelle. 1693 war der Magister Johann Konrad Pfeffel aus Augsburg Pfarrer in Wöpplinsberg, doch genötigt, aus dem zerstörten Pfarrhaus nach dem nahen Mundingen zu übersiedeln, wo sein Sohn ihm als Pastor nachfolgte und sein Enkel, der Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel, 1736 geboren wurde.

Die Landeck wird in drei Viertelstunden von der Stadt und Station Emmendingen erreicht, die ebenfalls ein Gedächtnis an hervorragende geistige Persönlichkeiten früherer Zeiten bewahrt. Nachdem Markgraf Karl II. von Baden 1556 in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte, bekannte sein Sohn Jakob III. sich wieder zum Katholizismus und ließ in Emmendingen 1590 das „Colloquium Emmendingense“ kirchengeschichtlichen Andenkens abhalten. Der große Astronom Johann Kepler besuchte um ein Jahrzehnt früher hier die Lateinschule, der Historiker Johann Daniel Schöpflin verlebte um die Wende des 17. Jahrhunderts einen Teil seiner Jugendjahre in der Stadt, und der Schwager Goethes, Johann Georg Schlosser, war von 1773 bis 1787 Oberamtmann in Emmendingen. Seine Frau, die bald nach ihrer Verheiratung 1777 starb, liegt hier auf dem Kirchhof begraben; ihre wirkliche Gruftstätte ist nicht bekannt, man hat ihr an der westlichen Kirchhofsmauer einen Gedenkstein mit der Inschrift: „Cornelia Schlosser, geborene Goethe“ gesetzt. Der Zug fährt hart daran vorüber, dann, ein wenig weiter, an dem eigentümlichen malerischen Judenkirchhof. Johann Wolfgang Goethe war zweimal zum Besuch seiner Schwester in Emmendingen, und man sieht ihn neben dem Schwager-Oberamtmann mit seinem absonderen knorrigen Gesicht über das holprichte Pflaster zwischen den gelbgetünchten Häusern, unter dem alten Rathaus mitten im Marktplatz, das ein Standbild des Mark-

grafen Jakob III. trägt, dahinwandern. Manchmal ist's, als müsse irgendwo noch ein Abglanz aus seinen Augen, von Wind und Regen nicht verlöscht, in dem Städtchen hängen geblieben sein, davon habe es sein anheimelndes Aussehn, und manches spricht für die öfter aufgestellte Vermutung, daß in ihm der Schauplatzort von „Hermann und Dorothea“ zu suchen sei.

Der Name Emmendingen hat seinen Ursprung nicht, wie es den Anschein bieten könnte, von einer ersten Ansiedlung „zu den Bienenhöfen“, sondern heißt 1094 Angimuotinga, und zwanzig Jahre später tritt ein Adalricus de Anemotingen auf, dann ward Amindon und der jetzige Name daraus. Die Stadt bildete seit dem 15. Jahrhundert den Hauptort der baden-durlachischen Markgrafschaft Baden-Hachberg, welche, zwischen die österreichischen Vorlande, die Grafschaft Fürstenberg, Besitzungen des Bistums Straßburg (Ettenheim) und reichsritterschaftliche Gebiete langgegliedert eingeklemmt, sich vom Hünersedel südwestlich über einen Teil des Kaiserstuhles hinzog. Davon entstammt die überall in diesem ehemaligen Gebiet noch herrschende protestantische Religion; ungefähr ist das heutige Amt Emmendingen an die Stelle der alten Markgrafschaft getreten und zeichnet sich, mit der Stadt Freiburg zu einem Reichstagswahlkreis vereinigt, durch seine einheitlichen Wahlen in nationalem Sinne aus, welchen der ultramontane Kandidat Freiburgs mehrfach erlegen ist.

Die Geschicke Emmendingens waren diejenigen aller Ortschaften des Oberrheinthals im Dreißigjährigen Kriege und besonders während der Franzoseneinbrüche, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgten, einen unbewohnbaren Gürtelstrich der Verwüstung zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche („daß Gott erbarm', es sollte heißen Römisch Arm!“) herzustellen. Die nächste Umgebung der an waldlosem Gelände langhingestreckten, sehr sommerheißen Stadt von fünftausend Einwohnern ist nicht besonders schön zu nennen. Etwas südöstlich

von ihr lag seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts eine kleine, ehmals augenscheinlich von breitem Gewässer umgeben gewesene Tiefburg, das Weierschloß, anfänglich im Besitz des Johanniterordens, dann seit 1325 in dem der Freiburger Snewelin und von ihnen „Schnewfelden" benannt. Das tiefumschattete, feuchtgrundige Schlößchen, in seiner heutigen Gestalt nach einer Inschrift über dem Thor 1757 von dem k. k. Generalfeldzeugmeister von Dungern neu errichtet, steht noch neben einem offenbar weit bejahrteren Seitengebäude. Das Ende des vorigen Jahrhunderts sah ein Bad und eine Wirtschaft darin, noch spätere Zeit eine Tabaksfabrik, bis es in unseren Tagen zur Bauhütte der neuen, vielhäuserigen Landesirrenanstalt verwandt worden, welche völlig schattenlos und landschaftlich als ein trostloser Anblick ersten Ranges daran grenzt.

Von Osten her sehen nun auf mäßiger Anhöhe und von hier aus sehr unscheinbar die Trümmer der alten Veste Hochburg herüber, zu der wir bald auf anderem Wege gelangen. Rasch erreichen wir am Rande des „Hornwaldes" entlang die Ausmündung des Elzthals, in ihr die Station Denzlingen und damit das Ende des Stückes der Eisenbahnlinie, welches von Offenburg bis hierher unser Gebiet nach Westen begrenzt. Denzlingen führt mit vollstem Recht seinen Namen Langendenzlingen, es ist ein unendlich lang einstraßig hingedehntes Dorf, das außer einem ziemlich unerklärlichen alten Turm am Westende ein Kuriosum sonderlichster Art an seinem von stimmungsschönem Friedhof benachbarten Kirchturm besitzt. Dieser zeigt spätgotische Bauart und trägt auf seiner Abplattung einen, wie von Eisen erscheinenden, steinernen Helmaufsatz, der von weitem täuschend wie ein modernes trigonometrisches Zeichen aussieht; eine Brüstung umläuft den letzteren, mit ihren Gesteinspeichen die Worte: AVE MARIA GRATIA PLENA MDX. bildend. Die etwas halsbrecherische Besteigung des Turmes, der wegen seiner

Wendeltreppe früher allgemein „der Wendelstein“ geheißen wurde, ist außerordentlich durch die Aussicht lohnend, doch andrerseits noch dadurch interessant, daß nach Hans Jakob Christoph von Grimmelshausens glaubwürdiger Gewährleistung unter diesem wunderlichen Dreigestell auf der Plattform eines Tags der vielerfahrene Simplicius Simplicissimus auf dem Bauch ausgestreckt lag und über das völlig menschenlos verödete Dorf vorsichtig nach den französischen Verfolgern auslugte, denen er (während der Belagerung Altbreisachs) entronnen war.

Hart nördlich bei Denzlingen, wo die Elzthalbahn von Elzach (S. 200) her einmündet, ragt am Elzthalausgang ein kleiner, halb mit Reben, halb mit Laubwald bedeckter, völlig isolierter Hügelrücken aus Buntsandstein auf, der „Mauracher Berg“, dessen Name, aus Muron oder Mure entstanden, zweifellos auf ein römisches Gemäuer (murus) hinweist. Unter ihm befindet sich eine älteste, dies auch durch ihr heutiges Aussehen noch bezeugende Ansiedlung, der Mauracher Hof (wahrscheinlich bereits eine „curtis Muron“), schon im 11. Jahrhundert genannt, und über diesem liegt im Wald verborgen der Trümmerrest der St. Severinskapelle, mit einer abgetretenen Gruftsteinplatte in ihrer Mitte, wie es scheint, einen Prior mit dem Infulstab darstellend, neben dem die Umrisse eines Beines oder Strumpfes in den Stein eingeschnitten sind. Über die Bedeutung und Zugehörigkeit des Grabdenkmals ist keine Auskunft mehr zu gewinnen, obwohl eine darunter befindliche Jahreszahl 1771 verhältnismäßig erst kurz zurückweist; vielleicht erhält die Gestalt ein Angedenken an den 1769 gestorbenen drittletzten Propst des Waldkircher Chorherrenstiftes Franziskus Merklin, der hier in der abgeschiedenen Stille die letzte Ruhstatt zu finden gewünscht hätte. Etwas Rätselhaftes ist in der Sache, der Nichtübereinstimmung jener Jahreszahl mit dem offenbar schon weit früheren Trümmerzerfall der 1497

zuletzt restaurierten Kapelle, welche in ältesten Tagen die „Mutterkirche" des ganzen Elz-, Simonswälder- und Glotterthales gewesen. Von hohem poetischen Reiz umflossen, ruht die kleine Ruine in ihrem stillen Waldbett, und ihr Besuch, wie der des selbständigen winzigen „Gebirgs", das der Mauracher Berg darstellt, ist sehr zu empfehlen; gleich einem Zwerglein minimalster Art vor einem Goliath, liegt er dem in unmittelbarer Nähe mächtig aufragenden Kandel gegenüber.

Von Denzlingen nach Süden sieht man den Freiburger Münsterturm emporsteigen; wir wenden uns nordwärts in das Thal der Bretten hinein, das von unserem Hünersedelcentrum hierher niedersteigt. Nach einer Wegstunde gewahren wir bei dem uralten Dorf Sexau (schon 862 in einer Schenkung der Kaiserin Richardis ein Pfarrort Sacchesowa) zur Linken über uns die Hochburg von der südöstlichen Seite. Nun sieht sie, breit und hochgewaltig auf ihren Bergrücken hingelagert, als die größte Ruine des Schwarzwaldes herab. Wir wollen hier nur ihr erstes urkundliches Auftauchen im Jahre 1050 als im Besitz „Dietrichs von Hahberc" erwähnen. Die Mitglieder dieses Geschlechts, zähringische Dienstmannen, führten einen Stierkopf (Hach) im „redenden" Wappen und starben im 12. Jahrhundert aus; Sebastian Münster merkt darüber an: „Es ist hie auch noch zu mercken / das die ersten Herren von Hochberg sollen mit dem grossen Kayser Carlen auß Italia kommen sein / und der erst soll Hacho geheissen haben / der waz ein freydiger starcker herr / und bauwet das schloß in Brißgöw / und nennt es nach jm Hachberg. Es sol auch von jm entsprungen sein diß sprichwort / wann einer wild und rumörisch ist / das man zu jm sagt: Du bist ein wilder hach." — Dies Sprichwort weist am deutlichsten auf den Namensursprung hin. „Hach" (später „Hagen") ist die althochdeutsche Bezeichnung für „Stier", und der Hachberg zweifellos der Berg, wo die Stiere weideten. Die Ableitung von dem

allerdings vorkommenden Namen „Hacho“ fällt schon deshalb nicht möglich, da es sonst Hachesberg oder Hagsberg heißen müßte. Die Burg wurde dann baden-durlachisch und Residenz der sich nach ihr benennenden markgräflichen Zweiglinie. In späterer Zeit ward sie zu einer vollständigen Landesfestung ausgedehnt, ihre Außenwerke umschlossen noch den Fuß des Berges, die Wassermühle unten an der Bretten und die heutige Ackerbauschule „Hochburg“ auf der nordwestlichen Seite als Meierhof; verschüttete unterirdische Gänge führten wahrscheinlich in den „Hornwald“ hinüber. Wann die sinnlose „Verschönerung“ Hochburg aus Hachberg, zudem der Lage durchaus widersprechend, um die Wende des 17. Jahrhunderts herum stattgefunden, läßt sich nicht genau bestimmen. Wer die Hochburgruine nicht besucht, hat etwas vom Besondersten im ganzen Schwarzwald versäumt.

Es war selbstverständlich, daß Sage und Märe sich an die alte Burg und ihre Insassen hefteten; das deutsche Volksepos des 12. Jahrhunderts — der „Wolfdietrich“ — welches den Sagenkreis der Amelungen-Harlungen behandelt, nennt einen „Hach“ als Sohn des alten „Berchtung (Berchten) von Meran“, der für seine hohe Tapferkeit vom Kaiser belohnt wird:

„Da setzte er Hachen zum Landesherrn am Rhin,
Er gab ihm zum Weibe ein' edle Herzogin;
Zu Breisach auf der Veste hat er die Frauen zart,
Mit ihr hat er einen Sohn, der hieß Eckehart.“

So wird „Hach“ der Vater des „getreuen Eckarts“, des Pflegers und Behüters der Harlunge; nachher spielt unverkennbar das berühmte „Harlungengold“ in die Burg hinein, in der es von Geistern bewacht wird, doch sich dann und wann um die Mittagsstunde aus dem Boden heraufhebt, um sich zu sonnen. Für die Erscheinung eines „Mittagsgespenstes“ ist nichts vollendeter geschaffen, als die langen, einsamen, dicht von Laub überdeckten Gänge der Hochburg. Eine geisterhafte

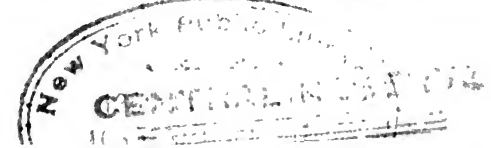
Jungfrau wandelt als Hüterin der begrabenen Schätze in ihnen umher; in Mondnächten tönt ihr Gesang von einem Söller herab. Allmählich steigt sie zur Bretten an den Fuß des Berges hinunter, badet darin, kämmt danach ihr langes Haar und flicht es in Zöpfe. Beim Niederwandern an den Bach ist sie frohsinnig, doch wenn sie zurück geht, weint sie. Sie wartet auf ihre Erlösung, zu der ein Kind ihr verhelfen soll, aber das Holz für die Wiege desselben ist noch nicht gewachsen. (Die gleiche Sage tritt in dem „Ahorn auf der Altenburg" bei Sinzheim auf.) Wer um Mittag oder Mitternacht in die Trümmer der Burg kommt, kann das Harlungengold — den Breisacher Schatz, „Brisingamen" —, auf dem, wie auf dem Nibelungenhort, ein Fluch ruht, in verwandelter Gestalt dort antreffen und davon nehmen; doch zumeist erkennt er es nicht.

Das Brettenthal durchzieht jenen von uns angeführten, langen, schmalen Strich der Buntsandsteinformation an der Westseite des Gebirgs, und rote Steinbrüche sehen überraschend aus grünen Waldrahmen von den Bergwänden. Rascher als von den anderen Seiten unseres Gebietes her steigen hier im Süden beträchtliche Ausläufererhebungen des Hünersedels auf; ein schön geformter Gipfel mit dem Namen der „Hohe Tag", schon 650 m hoch, scheint nach Norden bald das Thal abzuschließen. Wo er stolz hervortritt, spaltet sich das letztere mit den Straßen; eine derselben zieht sich zur Linken in ein schmales, ringsum dicht von Wäldern umschlossenes Seitenthälchen des „Thennenbach" hinein und zu der Höhenlage des aus vielen Ortschaften und Einzelhöfen (Ottoschwanden) bestehenden „Freiamtes" hinan. Von der genannten Wegtrennung aus gewahrt man in dem Seitenthal, einsam vom Wiesengrund umgeben, eine nicht große, doch hoch aufragende romanische Kapelle, den letzten Überrest der einst hochberühmten Cisterzienserabtei Thennenbach, ehemals von ihren Bewohnern Porta coeli benannt.

Eine zähringische Stiftung des 12. Jahrhunderts, gelangte das Kloster im Gange der Zeit zu reichem Grundbesitztum in weitem Umkreis, genoß besonderen kaiserlichen Schutz und zeigte großen Umfang seines Baues, den noch eine alte Abbildung im „Engel", einer an der Straße belegenen Wirtschaft, deren Gebäude mit zur Abtei gehörte, darstellt. 43 Äbte, unter denen sich mehrere Zähringer befanden, folgten sich von dem ersten, Hesso, bis zum letzten, August Zwibelhofer; ein verwilderter, etwas ansteigender Kirchhof enthält noch einige alte Steinkreuze mit Namen.

Auf einsamem Gipfel
Um Gruftgestein
Herbstbraune Wipfel —
Sie murmeln darein,
Und auf die Glieder,
Die lange Staub,
Stumm rütteln sie nieder
Ihr flatternd Laub.

Von den „Armagnaken" („arme Gecken") im 15. Jahrhundert, dann im 16. Jahrhundert von den Bauern verwüstet, ward das in der gefährlichen Nachbarschaft der Hochburg stehende Kloster vom Dreißigjährigen Kriege am schlimmsten betroffen und Jahre hindurch vollständig verlassen. Mit unserem Jahrhundert geriet es nach der Aufhebung 1807 so in Verfall, daß übles Gesindel die Räume besiedelte; die hohe Kirche ward 1828 abgetragen und nach Freiburg überführt, wo sie, genau wieder aufgebaut, seitdem die protestantische Kirche der Stadt bildet. So ist außer der erwähnten nesselumwucherten romanischen Kapelle und dem Gebäude des „Engel" nichts mehr von der alten Herrlichkeit geblieben, und es giebt wenig Stellen im Schwarzwald, welche derartig mit einem Gefühl der Vergänglichkeit irdischer Dinge berühren, als dieser sonderbar stille, weltabgelegene Rest des Klosters Thennenbach, um den ringshin die Natur sich ihr ältestes Recht zurückerobert



hat. Der nächste Weg führt in anderthalb Stunden von Emmendingen dahin; in gleicher Zeit kann man von der Landeck aus, doch nicht ohne Führer, durch den „Vierdörferwald" nach Thennenbach gelangen.

Wir folgen dem Brettenthal weiter aufwärts; äußerst anmutig liegt das protestantische Kirchdorf Keppenbach unter dem „Hohen Tag". Seine Burg mit gleichnamigem Adelsgeschlecht ist im Bauernkriege verschwunden; aus dem Dreißigjährigen Kriege bewahrt der kleine, gärtenfreundliche Ort ein Angedenken an eine „Kurzweil" kaiserlicher, die Hochburg belagernder Soldateska. Der „Schmied von Keppenbach" wurde von ihr „an Händen und Füßen gebunden aufgehenkt, wie eine Garnwinde umgedreht, geprügelt und getreten; hierauf, da er das verlangte Lösegeld von 30 Gulden nicht zahlen konnte, fortgeschleppt und erschossen". Als Begründung dafür gab der betreffende Rittmeister des Solmschen Regiments an, „der Mann sei als Feind behandelt worden, weil sich seine Hausfrau auf der Hochburg aufhalte und er ihr Sachen habe bringen wollen".

Durch ein schönes Thal setzt die Straße sich über das Dorf Reichenbach fort, dessen Name wohl am häufigsten im Schwarzwald wiederkehrt. Der große Erzreichtum im Gebiet des Hünersedel bewährt sich auch hier und hat wieder zur Anlage einer Blei- und Silbergrube geführt; schöne herausgeförderte Schwerspatblöcke finden sich zur Beschotterung der Straße an dieser abgelagert und überraschen denjenigen durch ihr Gewicht, welcher ahnungslos ein Stück von ihnen zur Hand nimmt. Allmählich hebt das Thal sich höher und der Weg verschmälert sich; dann steigt der alte kahle „Hünensessel" über ihm empor. Der vierstündige Weg durch das Brettenthal von Denzlingen (oder der Nachbarstation Buchholz) aus ist unbedingt der schönste der zum Hünersedel führenden.

Von diesem nach Osten gegen die Kinzig-Gutach

breitet sich eine „unbekannte“, kaum je von andern als den Bewohnern aufgesuchte Welt vielfacher Höhen und kleiner Thäler, die ziemlich überall den gleichen Charakter, doch nichts Bemerkenswertes darbieten; nur zur Linken einer Straße, die von Haslach im Kinzigthal querüber nach Elzach im Elzthal führt, liegt am Abhang hoher Berge mit weitem Umblick die Ruine der Heidburg, eines fürstenbergischen Schlosses, das im 16. Jahrhundert eine heftige Fehde veranlaßte, aus der es fast zerstört hervorging. Sonst ist nur noch der Abweg vom Hünersedel nach Elzach durch das Biederbachthal (im 14. Jahrhundert „Byderich“) als ein schöner, doch nicht mit dem durch das Brettenthal vergleichbarer zu nennen.

Die Elz entspringt auf der Hochfläche des „Brigliraín“ westlich von Triberg, wendet sich, ein tiefes Thal unter dem Namen „Hinterprechthal“ durchmessend, steil gegen Norden, umbiegt dann aber als „Oberprechthal“ den „Gschassikopf“ nach Westen und verläuft fortan in südwestlicher Richtung fort. Im Anfang heißt sie „Elzach“, nimmt indes, wenn sie auch das „Unterprechthal“ durchlaufen, bei der Stadt Elzach den Namen Elz an. Von dort, wo sie sich nach Westen dreht, bildet sie die Südwestgrenze unseres Gebietes; mit ihr noch ein Stück weiter nach Osten beteiligt sich daran die große Elzthalstraße, welche aus diesem vom Oberprechthal an in vielfachen Windungen die Wasserscheide hinauf und hinunter ins Gutachthal steigt.

Das Oberprechthal, dessen gleichnamige Ortschaft in Urkunden des Mittelalters „Gebrechtal“ (das „geborstene“, vielleicht aber auch mit der Sonnengöttin Perchtha zusammenhängend, das „glänzende“) hieß, ist ein echtes Sägemühlen-Schwarzwaldthal, südwärts von dem Abfall des 1036 m hohen Gschassikopfes begleitet. Die Bewohner erfreuten sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keines absonderlich günstigen Rufes; die dort eingeführte Reformation hatte

besonders durch einen lutherischen Pastor Hieronymus Hallverius (Haller), einen theologischen „Klopffechter", der eigenhändig ein Schwein seines Nachbars totstach und von diesem dafür durchgeprügelt wurde, arge Verwilderung der Gemüter mit sich gebracht, die sich in menschenalterlangen bösartigen Umtrieben, Händeln und Raufereien äußerte. Auch die Begriffe über Mein und Dein scheinen nicht grad solid gefestigt gewesen zu sein, denn 1569 ward ein Nachtwächter Diebstahls halber zum Tode verurteilt und absonderlicherweise die Art seiner Hinrichtung durch „Auslosung" bestimmt, welche für den Scheiterhaufen entschied. Man war übrigens an diesen durch fleißiges Hexenverbrennen gewöhnt. Später kehrte die Gemeinde des gesamten Prechthals der Mehrzahl nach zum Katholizismus zurück.

Das erweiterte Unterprechthal ist ziemlich einförmiger Natur, obwohl die Bergwand zur Linken eine sehr mächtige bleibt; es wird durch das industrielle Städtchen Elzach (1234 Elza) beendet, das, im Anfang den „Herren von Schwarzenberg" gehörig, vielfältig seine Herrschaft wechselte. Ein Brand vernichtete 1490 die Stadt zusamt allen ihren mittelalterlichen Urkunden; sie besitzt nichts von Interesse als eine gotische Kirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit einem Glasgemälde-Denkmal zweier Grafen von Tübingen als Herren der Burg Lichteneck.

Weiter abwärts bilden die hochragenden Kuppen des Rohrhardtsbergs (1144 m), des Tafelbühls (1075 m) und des Hörnlebergs (907 m), alle dem „Kandelgebiet" angehörig, zur Linken die Begleiter des Elzthals; dann mündet bei dem Dorf Bleibach (1178 „Plidach") von Südosten her der einzige größere Zufluß der Elz, die Wildgutach, ein, gleich darauf führt ein Dorf den leicht zu Verwechslungen Anlaß gebenden Namen Gutach. Nun tritt südher der Kandel mächtig als Beherrscher des unteren Elzthals auf, das jetzt seine besondersten Reize zu entfalten beginnt.

Weniger tragen allerdings zu diesen die großen nackten Gebäude einer Aktienspinnerei und ihrer Arbeiterhäuser vor dem alten Dorf Kollnau bei, doch dieses setzt sich über die Elz hinüber unmittelbar in die Stadt Waldkirch, fraglos eine der schönstbelegenen Städte des Schwarzwaldes, fort. Diese füllt das wieder mehr eingeschnürte Thal zwischen dem Kandel, der gerade über seine tiefdunklen Waldabstürze auf sie niederschaut, und der jenseitigen Bergwand völlig aus und ist Schlußstation der kleinen nach Denzlingen in die Hauptbahn führenden Zweigbahn.

Hier bestand auch schon um bald zwei Jahrtausende früher eine Hauptstation der Römer. Im „Altersbachthälchen“, das sich in den Kandelstock hinanzieht, ward ein Grab aus ihrer Zeit aufgedeckt, außerdem ein bedeutender Fund an Bronzegefäßen und Münzen von Augustus bis Valentinian gemacht. Hart über der Stadt auf der Nordseite erheben sich zweifellos auf dem Gemäuer eines römischen Kastells die kühn und drohend von steiler Höhe ragenden Trümmer einer Burg, welche durch ihren Namen Kastellburg noch an die Tage des Dekumatenlandes gemahnt. Sie war im 13. Jahrhundert ein habsburgisches Lehen und der Schloßsitz einer Herrschaft „Castelberg“ und ward im 14. Jahrhundert nach dem Tode ihres Besitzers, des Ritters Martin Malterer, der in der Schlacht bei Sempach fiel, gewaltsam von Österreich an sich gezogen. Der Dreißigjährige Krieg machte 1634 die Burg zu der heutigen Ruine, welche auf der Nordostseite von tiefem, waldüberschattetem und überbrücktem Graben umzogen, wie mit leeren Augenhöhlen auf die Stadt und die breit über ein Felswehr zu ihren Füßen niederrauschende Elz herabblickt.

Waldkirch, mit beinahe viertehalb Tausend Bewohnern, wird urkundlich zuerst als „Waltchilcha“ 926 in Anlaß der dortigen Stiftung eines Benediktiner-Nonnenklosters durch den Herzog Burkhard I. von

Alemannien erwähnt. Er gründete dasselbe aus Reue über seine Auflehnung gegen Kaiser Heinrich I., auf Antrieb seiner frommen Gemahlin Rigilinde, für seine Tochter Gysila, welche die erste Äbtissin war, in alten Schriften als „Fundatrix Monasterii hujus" bezeichnet wird und „in fama sanctitatis" verschied. Geweiht wurde das Kloster der heil. Margaretha, und sein erhaltener prächtiger Hauptbau am Südrande der Stadt heißt noch jetzt „St. Margarethen". Das Stift war ein sehr vornehmes, seine Insassinnen wurden „Hohe Frauen" benannt, doch hielt sein Glanz nur bis zum 15. Jahrhundert an. Die letzte Äbtissin, Agatha von Üsenburg, starb (wie urkundlich aus einem Diplom des Kaisers Siegismund aus Basel hervorgeht) „in amara paupertate", und das Kloster ward 1437 in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt.

Als solches bestand es unter 22 Pröpsten bis zum letzten dieser Chorherren, Johann Nepomuck von Hauser, weiter und wurde 1806 aufgehoben. Die wundervollen Räume des in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem schon erwähnten Propst Franziskus Merklin neu errichteten Propsteigebäudes dienen gegenwärtig als „Pension und Pflegeanstalt", einen von barmherzigen Schwestern geleiteten Gasthof darstellend. Eine höchst drollige Leistung künstlerischen Pinsels erhält das Gedächtnis an ein Mittagsmahl, das Kaiser Wilhelm I. mit vielen höchsten und allerhöchsten Persönlichkeiten 1880 in „St. Margarethen" eingenommen.

Waldkirch gehörte den Herren von Schwarzenberg und soll, als es 1300 zur Stadt erhoben worden, von der damaligen Äbtissin Anna von Schwarzenberg mit hohen Mauern, Türmen und Gräben umgeben sein; erhalten ist nichts davon, es ward mehrfach völlig niedergebrannt, und auch seine alten Urkunden gingen dabei größtenteils verloren. Dagegen hat ein Rest seiner seit dem 16. Jahrhundert großartig betriebenen Steinschleifereien die Zeit bis heut überdauert; es

ist sehr interessant, eine derselben zu besuchen (man bedarf der Erlaubnis der Besitzer). Nach althergebrachter Weise liegen die Arbeiter noch auf den Leib hingestreckt vor den hastig schnurrenden Schleifsteinen platt auf dem Boden. Auch eine höchst absonderliche Huttracht der weiblichen Bevölkerung des Elzthals, in einem hohen gelben, orangefarbigen oder roten, schmalkrämpigen Strohcylinder bestehend, hatte sich bis vor kurzem noch vielfach erhalten, scheint aber jetzt beinah völlig abgelegt zu werden.

Waldkirch zeichnet sich nicht durch altertümliche oder stattliche Gebäude aus, ist im Innern nicht unfreundlich, doch ziemlich unregelmäßig und winklig gebaut, sodaß seine Schönheit hauptsächlich nur auf seiner Lage im frischen, großartigen Gebirgsthal unter dem Kandel beruht, dessen Gipfelhöhe man von hier am bequemsten und kürzesten auf verschiedenen schattigen Waldanstiegen in drei Stunden erreicht. Wir müssen einen kurzen Vorsprung aus unserm gegenwärtigen Gebiet in das seinige machen, um der Ruine des Schlosses Schwarzenberg einen Besuch abzustatten. Sie liegt, vom Elzthal aus nicht sichtbar, über dem Oberende des engen „Wegelbach"-Tobels in beträchtlicher Höhe auf dunklem Tannenkegel, überwildert, nur ein geringer Trümmerrest. Doch bildete die Burg ehemals — urkundlich erscheinen zuerst im 12. Jahrhundert die Brüder „Conrad und Wernher von Swarcinberch" — den Schloßsitz der Herrschaft Schwarzenberg, die einen großen Teil des Elzthals und Glotterthals umfaßte; 1498 starb das Geschlecht mit Johann Werner von Schwarzenberg aus. An der Burg haftet eine eigentümliche Märe von einem finstern, gewaltigen Schloßherrn, der die schöne Tochter eines seiner Leibeignen begehrte und nur davon abstehen wollte, wenn dieser ihm einen mächtigen Kirschbaum ins Schloß bringe. In der Nacht aber gruben riesige Schattenhände den Baum aus, und vier rabenschwarze Rosse

führten ihn auf einem Wagen durch die wie Papier zerbrechenden Mauern in den Rittersaal hinein. Doch die Zweige waren dicht mit glühenden Kirschen bedeckt, welche der Herr des Hauses und seine Gäste, von den Schattenarmen gezwungen, essen mußten, um daran zu verbrennen, und um sie loderte die Burg in Flammen auf.

Dicht vor dem Ausgang des Elzthales schneidet zur Linken in die letzte westliche Abdachung des Kandel das Suggenthal ein, mit einer kleinen Paßhöhe einen Übergang ins Glotterthal bildend. Es ist eines der Bergwerk-Sagenthäler des Schwarzwalds, das ehemals „Reichenthal" geheißen und eine Stadt umschlossen haben soll. Ihre Bewohner lebten in großer Üppigkeit und Gottlosigkeit, besonders eine Edelfrau, die eines Tags einen Geistlichen, der zur letzten Ölung eines Kranken droben im Gebirg an ihrem Schloß vorüberkam, wegen des Geläuts der Glocke des ihn begleitenden Meßners höhnte, „jede ihrer Kühe habe eine solche Schelle um den Hals". Der Todkranke oben auf dem letzten Hof aber genas plötzlich nach der Einnahme des Abendmahls und ließ sich, als er eine Wolke, erst wie einen Hut, dann wie eine Badewanne, zuletzt wie ein Scheunenthor über den Schwarzenberg herüberkommen sah, auf den „Luser" (den höchsten Gipfel in der Nähe) tragen, „denn das Gericht Gottes breche nun über das Thal herein". So ward er mit seinem Sohn allein gerettet, da eine Sündflut mit Donner und Blitz gleich darauf die ganze Stadt vom Erdboden austilgte. Seitdem heißt das Thal „Suckenthal", das „versunkene". — Die Sage beruht auf der geschichtlichen Thatsache, daß im 13. Jahrhundert zur Zeit des Grafen Egon von Freiburg sich große Silbergruben im Thal befanden, welches 1258 (die Zahl ist an der Ortskirche mit der Wasserhöhe vermerkt) durch einen Wolkenbruch verwüstet ward. Offenbar ist Suggenthal die erste Thalansiedlung des „Sukko".

Unmittelbar am Eingang in das höchst anmutreiche Thälchen vom Elzthal aus liegt das schon 1481 erwähnte Suggenbad, drei Viertelstunden von Denzlingen entfernt und um die Hälfte näher bei der Station und dem Dorf **Buchholz**. Dies hebt sich an der Einmündung der Losa, eines abgezweigten Armes der Glotter, in die Elz freundlich aus Feld- und Wiesenmitte des Thals, trotz seines bescheidenen Aussehens uralt, da ein Meierhof Buchholz schon gleichzeitig mit dem ihm nah benachbarten Mauracherhof als erstes Besitztum des Waldkircher Klosters St. Margarethen auftritt. Der feurige Wein auf den nordwärts belegenen Rebbergen steht in begründetem Ruf; eine Dorfchronik des Pfarrers Geisinger von 1783—1806 enthält interessante Mitteilungen über die zahlreichen Kriegsdrangsale, welche Buchholz während jener Zeit zu erleiden gehabt, und verzeichnet 1793 den Stoßseufzer:

„Auf Erden ist kein Ruh,
wer ruhen will und fröhlich seyn,
der schlag der welt den Boden ein
und fahr dem Himmel zu."

Von Buchholz führt in einer Viertelstunde ein überaus anmutiger Fußweg durch üppige Wiesen nach dem Sonntags von Freiburg aus vielbesuchten **Suggenbad**, das einen der schönsten Aufenthaltsorte im ganzen Schwarzwald, vor allem zur Frühlings- und Spätsommerzeit, bietet. Gleich am Hause führen Abhänge zum Wald empor, und nach wenigen Minuten breitet sich zu den Füßen des Hinansteigenden das untere Elzthal mit seinen weiten, von zahllosen Pappeln durchragten, vom gewundenen Fluß durchglänzten Wiesen — darüber die Hochburg, der Mauracher Berg, dann der Kaiserstuhl und die Vogesen — in einem feinsten malerischen und poetischen Reiz der Farben und Linien aus, der in solcher Art kaum seinesgleichen im Schwarzwald besitzt.



Im Gebiet des Kandel.



uf dem Kandel (1243 m) betreten wir zum erstenmal eine der obersten Erhebungen der südlichen Hälfte des Schwarzwaldes mit einer bisher noch nicht von uns erreichten Höhe. Keines der von uns als „Gebiete“ abgeteilten Stücke des Gebirgs läßt sich so deutlich mit dem Auge überblicken, als dasjenige des Kandel von seinem Kopfe aus. Es wird im Westen an seiner Schmalseite von der Rheinebene, im Norden vom Elzthal begrenzt; nach Osten erstreckt es sich gegen die Bahnlinie Triberg — St. Georgen-Villingen — Donaueschingen, und im Süden wird es durch das Dreisam-Höllenthal mit seiner Fortsetzung der Straße nach Neustadt und von diesem weiter an die untere Breg begrenzt. Der Blick vom Kandel gewahrt selbstverständlich nicht alles, was diesem Gebiet angehört, doch er überschweift es, wo es sich in einer Tieflage birgt. Von Nordost bis Südost geht er über die Hochlandswelt hin, welche sich südwärts in diejenige des Feldberg fortsetzt. Die Rundschau umfaßt die ganze Vogesenkette über dem Rheinthal, reicht nordwärts bis zum Kniebis, östlich an die Schwäbische Alb und erstreckt sich im Süden zu den Alpen von Vorarlberg bis zum Montblanc mit dem Erzkasten und Feldberg im Vordergrunde. Um den vollen Rundblick genießen zu können, mußte man allerdings die trigonometrische Steinpyramide auf der obersten Höhe bis vor kurzem etwas beschwerlich erklettern. Die Stadt Freiburg ist nicht

sichtbar, sondern südwestlich durch einen Höhenrücken verdeckt.

Daß der Name Kandel — der übrigens mehrfach auch in der Rheinpfalz, bei Rheinzabern und Minheld auftritt — dem Keltischen entstammt, ist fraglos erwiesen. Genannt wird er zuerst in Urkunden des Klosters St. Peter (Rotulus San-Petrinus) im 12. Jahrhundert bei Anlaß einer Grenzbeschreibung: „A platano in monte Kanden". Danach hätte damals auf ihm eine Platane (der „morgenländische Ahorn") gestanden. Dies ist nicht denkbar, da Platanus orientalis, der vielgeliebte „Wunderbaum" der Griechen und Römer, eines milden Klimas bedarf und in dieser wildrauhen Höhe nicht gediehen sein kann; es wird vermutlich auf einer Verwechslung mit dem platanenähnlichen Acer platanoïdes, dem „nordischen Ahorn", beruhen, für den auch bereits die Kelten einen Namen (kelyn) besaßen (unser A-horn stammt kurios vom lat. a-cer). Wie aus Kanden (vergleiche die Stadt Kandern, 734 „Chandro") Kandel geworden, scheint der Volksmund aus jener Platane „Platte" gemacht zu haben, wie noch jetzt eine Kandelhöhe (über den „Plattenhöfen") heißt. Jedenfalls legt das Ganze Zeugnis für ein frühes Bestiegensein des Gipfels ab, auf dem das höchste Bauerngehöft Deutschlands, der Kandelhof liegt. Der Besitzer desselben hielt bis vor einigen Jahren allein oben eine immerhin dankenswerte, doch recht dürftige Wirtschaft, die auch mit einem paar, jedem dort Übernachtenden in langer Erinnerung verbleibenden Betten ausgerüstet war; jetzt ist unweit von ihm ein stattliches „Kandelrasthaus" mit behaglicher Einrichtung erbaut, das bessere Nachtunterkunft bietet. Man gewahrt es rundum aus weiter Ferne, es blickt gerade auf Waldkirch hinunter. Außerdem bieten im obersten Bereich des Kandels noch zwei Schutzhütten Unterschlupf und prächtige Aussichten, die Thomashütte am Westkamm und die Gustavhütte auf dem sogen.

„Gereut“ oder „Gerütt“ (1033 m), der höchsten Stelle des nordöstlichen Kammausläufers. Beide Hütten sind nach verdienstvollen Kennern des Gebietes benannt worden.

Der oberste Gipfel des Kandel ist kahl, gleich einer kleinen Tonsur, mit kurzer Grasnarbe und vereinzeltem schwärzlichen Felsgeblöck bedeckt, sonst zieht sich tiefdunkler Waldkranz rings um ihn her und fast überall bis zu seinem Fuß hinab. Wir haben schon erwähnt, daß er von alters im Schwarzwald die Rolle des Brocken als nächtlicher Teufelsthron spielte, und daß deshalb Waldkirch mit besonderem Eifer und Ruhm der gottgefälligen Pflicht der Verbrennung von Hexen nachkam. Viele der letzteren, die auf Stöcken und Ofengabeln zum Kandel hinanritten, stammten aus Freiburg; berühmt war „die dicke Bärbel“ vom dortigen Fischmarkt, des höllischen Fürsten Liebste, während „die dicke Bäckerin“ aus Freiburg als zweite in seiner Herzensgunst stand. Jungfräulein, die zum erstenmal erschienen, wurden mit einem Kranz ausgezeichnet; häßliche Weiber mußten die Geschirre der Mahlzeit putzen. Man tafelte köstlich und trank aus silbernen und goldnen Bechern bei Trommel- und Geigenschall; der „Schuldheiß von Niederwinden“ (einem Elzthaldorf zwischen Waldkirch und Elzach) pfiff nachher auf einer Rute Tanzmusik. So wurden die „hohen Festnächte“ gefeiert, kleinere Zusammenkünfte dagegen auf dem „Nägelesee“ bei Freiburg gehalten, wozu auch die Hexen Waldkirchs sich einfanden, doch ging es dabei einfacher zu, gab nur gewöhnliche Kost und schlechteren Wein. — So berichten die wissenschaftlichen Feststellungen der größten „Teufelsgelehrten“ vom 15.—17. Jahrhundert nach den Folteraussagen der „zum Eingeständnis der Wahrheit“ gebrachten „Unholdinnen“; ein noch vorhandenes Schreiben aus jener Zeit lautet:

„An Johannsen Kastmeister, Stadtschreiber zu Freiburg.

Hochachtbarer, fürnehmer, insonders günstiger, lieber Herr! Es ist an Euch abermal min früntlich

Bitt und Begehr, ihr wöllen mir euern Nachrichter abermal bis nächstkünftigen Donnerstag zu Nacht herusschicken; dann ich eine böse alte Zauberin mit dem Feuer zu richten hab, das bis Freitag beschehen soll. Das steht mir um Euch allzit gutwillig zu verdienen. Datum Ehrenstetten, (im „Hexenthal" bei Freiburg) Mittwochen post Matthäi (24. Sept.) Anno (16)33. Euer williger W. Böklin von Böcklinsau."

Die Stelle der Hexenzusammenkünfte bildete übrigens nicht so sehr der kahle Scheitel des Berges, als besonders der Kandelfels, ein nach Waldkirch zu ungefähr in Zweidrittel Höhe des Kandel, über Turmhöhe aus dem Wald aufragender, mit seinem Oberstück unglaublich weit stützlos überkragender Fels. Rings um ihn her ist mächtiges, knietief von Moosen durchwuchertes Geblöck aufgeschüttet, dürre, weißschimmernde, blitzgetroffene Tannen strecken dazwischen geisterhafte Arme aus; das Ganze bietet einen der romantisch-wildesten, im Dämmer- oder Mondlicht unheimlichsten Plätze des Schwarzwalds. Der Weg von Waldkirch führt hart an dem Kandelfels empor, den man auch von drunten aus gewahrt, doch ohne seine Gewaltigkeit zu ahnen. Er ist dem „Erbfeind der Menschheit" ein Dorn im Auge, denn er hält im Innern des Kandel einen großen See verschlossen, dessen Wasser der Teufel niederstürzen lassen möchte, um den ganzen (frommen) Breisgau zu ertränken. Eines Tages kam deshalb ein „Grünrock" zu einem arm-verwaisten, weinenden Hirtenknaben, der dort oben Vieh aus dem Dorf Sinnsbach (bei Waldkirch) hütete, und teilte diesem mit, im Berge befände sich ein unermeßlicher Schatz von Gold und Edelsteinen, den derjenige an sich nehmen dürfe, der den Felsen fortzurücken vermöge. Infolgedessen verhieß der Knabe die vier besonders kraftvollen Zugstiere seines Dienstherrn mitzubringen und fand am andern Morgen den Grünrock auch schon bereit, der zum Anspannen einen großen Ring von gelbem

Metall in die Felswand befestigt hatte. Doch wie der Hirtenbub seine Stiere antrieb, that er dies gewohnheitsmäßig mit dem Ruf: „Hü-a! In Gott's Namen!“ und plötzlich fuhren Blitze umher, die Erde bebte, im Innern des Berges hob sich ein Brausen und Wogen, die Stiere zerrissen ihr Joch und stürzten zu Thal und der Knabe bewußtlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war alles still um ihn, nur ein heller, starker Quell plätscherte unter dem Kandelfelsen hervor, und der Teufel war durch das „In Gott's Namen!“ betrogen worden. Statt die Leute drunten zu verderben, hatte er ihnen zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches verholfen, ein reines, köstliches Trinkwasser zu besitzen. Er war, wie immer, ein „dummer Teufel“ gewesen. — Übrigens haust der alte Wodan auch noch droben auf dem Berg, zieht als „Hackelberend“ einem wilden Jagdheer voraus, das hier aus Gerippen besteht, die auf Hirschen — Sechzehnendern — reiten, und „vom Kandel her ruft sein Hüfthorn“.

Nach allen Seiten hin entsendet der Bergstock seine Ausläufer; die gewaltigste Rippe wölbt er als „Kandelrücken“ ins Elzthal etwas oberhalb Waldkirchs hinunter, doch auch westwärts und nach Süden gegen das Glotterthal dacht er sich mit einer kaum geringeren Höhenkette ab, in welcher der Todtenberg, Luser, Eichberg und Brandskopf hervorragende Punkte bilden. Die Glotter entspringt am Süd- und Südostabhang des Kandel und zieht sich, anfänglich auf der Hochfläche verlaufend, bei St. Peter westwärts in das tief eingegrabene felsenreiche Glotterthal hinunter. Dies zählt zu den echtesten und malerischsten Schwarzwaldthälern, mit vielen Sägemühlen in seinem oberen Teile und seinem immer laut rauschenden, zwischen eng zusammengerückten hohen Bergwänden über Geblöck hastig niederstürzenden Bergwasser. Stellenweise einsam, ist es im ganzen doch stark belebt; die Thalgemeinde teilt sich in die drei Stunden lang hingedehnten Ortschaften Ober-

und Unter-Glotterthal. Im ersteren wird ein „Dinghof“ im 12. Jahrhundert genannt; ungefähr zwischen beiden in der Mitte, doch ein Viertelstündchen nordwärts in ein Seitenthälchen gegen den Luser hinaufgezogen liegt engumschlossen, anheimelnd und anspruchslos das Glotterbad mit noch altmodischen Baulichkeiten, schon 1564 erwähnt und bis zum vorigen Jahrhundert den Namen „Luterbad“ tragend. Von dem friedlichen, wenn auch ziemlich besuchten Aufenthaltsort hebt sich ein sehr schöner Weg zum Luser (675 m) hinan und teilt sich auf diesem nach Waldkirch (an der Ruine Schwarzenberg vorbei) und ins Suggenthal hinüber. Die Gegend zeigt viele altverlassene Silberstollen; bei Unterglotterthal erweitert das Thal sich etwas, dann beginnen in der Südlage die leider nicht sehr umfangreichen Rebberge, welche den trefflichen, doch starken „Glotterthäler“ zeitigen, den man unverfälscht in den Wirtschaften des Dorfes — „Engel“ und „Sonne“ — erhält. Auch hier tragen die Frauen noch vereinzelt die hohen gelben bis roten, lackierten Cylinderstrohhüte und sehr buntstoffige Gewänder. Wiesen- und wasserreich mündet das Thal gegen die Station Denzlingen aus; die Glotter sendet hart am Gebirgsrand nach Norden gleich einen Arm zur Elz hinüber, während ein zweiter am Kaiserstuhl in die Dreisam und erst mit dieser in die Elz mündet.

In das Glotterthal tritt kurz vor seinem Ende von Süden her das Föhrenthal ein, das sich lang in die Bergkette hineinzieht, die sich als südlicher Ausläufer des Kandel bis nach Freiburg erstreckt. Sie bildet mit zahlreichen kleinen Seitenthälern die Wasserscheide zwischen der Rheinebene und dem unteren Dreisamthal und auf ihrem waldigen Rücken eine sehr einsame, nur selten besuchte Welt. Die Tannenköpfe, welche sich über den letzteren erheben, sind, vom Kandel herkommend, der Brombeerkopf, Flaunser, Hornbühl und Roßkopf; der letztere dacht sich langsam

über den Hirzberg und Schloßberg zur Stadt Freiburg hinunter, von der aus wir später einige ihr benachbarte Stellen des Gebirgszuges aufsuchen werden.

Vorderhand kehren wir auf den Kandel zurück und blicken grad nach Süden von ihm nieder. Dort steigen frei und deutlich die Doppeltürme des Klosters St. Peter unter uns von der Hochfläche auf, wir glauben beim Niederstieg zu diesem (anderthalb Stunden) den Weg unmöglich verfehlen zu können, und doch ist er einer der trügerischsten, schwerstfindbaren im Schwarzwald.

Oftmals täuscht überhaupt im letzteren die scheinbar klare Übersicht von der Höhe; man gerät unterwegs nach dem deutlich gesehenen Ziel in dichten Wald mit tiefen Tobelschluchten und vielzerspaltenen Pfaden, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß man schließlich aus der Verirrung in völlig andrer Himmelsrichtung als der gesuchten herausgelangt. Dies geschieht um so leichter, als die Erfahrung gelehrt, daß häufig auch der rechte Weg lange in anscheinend falscher Richtung fortläuft.

Das Kloster St. Peter (733 m) liegt in einer Muldeneinsenkung des Hochlandes, welches sich südlich unter dem Kandel, weiter nach Süden äußerst jäh ins Dreisam-Höllenthal abfallend, bis zur „Steige" des letzteren hin erstreckt, um bei dieser in das Hochlandsgebiet des Feldberg überzugehen. Das Benediktinerkloster, von Herzog Berthold I. von Zähringen ursprünglich bei Weilheim unter der Teck am Neckar gestiftet, ward von seinem Sohn Berthold II. 1091 hierher verlegt und zur Familienbegräbnisstätte bestimmt. So fanden in einem Gewölbe der alten Klosterkirche acht Zähringer nebst zwei ihnen mitangehörigen Frauen ihre Gruftstatt, die jetzt, seit einem großen Brande (1678) des Klosters, im Chor auf beiden Seiten neben dem Hochaltar ruhen. Der Abt Placidus Rösch von Bräunlingen hatte kurz vor der Feuersbrunst die Gruft öffnen

lassen und den Befund in einer lateinischen Urkunde festgestellt; kleine, aus Holz geschnitzte Denkmäler nicht besondrer Art erinnern heut an die dort Bestatteten des alten Geschlechts.

Das Kloster zählte 55 Äbte von dem ersten, Adalbero, bis zum letzten, Ignaz Spekle von Hausach, zu dessen Lebzeit es 1807 aufgehoben ward. Es war eine hochangesehene Abtei und ist von hervorragender geschichtlicher Wichtigkeit sowohl durch mehrere von ihm hinterlassene Chroniken, als hauptsächlich durch seine Urkundenüberlieferung im schon erwähnten „Rotulus San-Petrinus“; aus diesem fällt manches Licht in sonst unaufgehelltes Dunkel früher Zeiten am Oberrhein. Nach dem Aussterben der Zähringer ward St. Peter reichsunmittelbar, begab sich indes 1567 freiwillig unter den Schutz Österreichs. Es wurde vielfach vom Feuer, von Schweden und Kaiserlichen verheert, seine jetzigen Gebäude mit der Jesuitenstil-Kirche stammen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts und beherbergen gegenwärtig ein Priesterseminar. Eine kleine Ortschaft schließt sich demselben an, zu der eine weitzerstreute, urkatholische Berggemeinde gehört. Ein Gasthof bietet einfache Unterkunft für Sommergäste, und die Hochlage empfiehlt den Aufenthalt, wie die still-einsame Schönheit der Umgegend. Die Felsschroffenwände des Glotterthals sind dicht benachbart und noch näher ein Wald, der aus den vielleicht herrlichsten Hochtannen des Schwarzwaldes besteht. Zwei Thäler ziehen sich neben St. Peter in südlicher Richtung von der Hochfläche zum Dreisamthal hinab, das Eschbachthal (im 12. Jahrhundert „Asschebach“) und das Ibenthal, beide eng und stark niederfallend, das letztere (1113 „Dorf Iwa“) als das interessantere. Getrennt werden sie nach oben durch den Lindenberg (813 m) mit der von allen Seiten (sogar vom Lorettoberg bei Freiburg) weithin sichtbaren, 1601 erbauten Lindenkapelle, die eine umfassende, schöne Aussicht ins Land gewährt.

Von St. Peter führt, wechselnd etwas auf- und niedersteigend, nach Osten einer der schönsten Wege des südlichen Schwarzwaldes über die zumeist freie, nur da und dort mit kleinen Waldgruppen bedeckte Hochfläche (auch in botanischer Hinsicht reizvoll; wo das Oberibenthal herausläuft, findet sich eine weite Strecke ganz mit der außerordentlich stark duftenden weißen Orchidee Plathantera bifolia überdeckt). Zur Linken hebt sich der Kandel, zur Rechten geht der Blick in das tief unten ausgebreitete Dreisamthal, hinter dem fern ein Teil der Vogesen die Welt abschließt. So erreicht man in anderthalb Stunden St. Märgen (890 m), das ehemalige alte Nachbarkloster St. Peters, doch nicht immer durch besondere, gegen das letztere bewährte christliche Glaubensbruderliebe ausgezeichnet. Die Kirche und einiges vom alten Klostergebäude sind noch vorhanden, der Überrest des letzteren blickt indes verfallen und verödet an. St. Märgen, bis zum 15. Jahrhundert „St. Marienzell" genannt, dann in die Diminutivform von „Maria" (Mariken, Märgen) verwandelt, war ein 1118 von dem Domprobst des Straßburger Hochstiftes, Graf Bruno von Hofenburg, begründetes Augustinerkloster, das oft mit seinen Schirmvögten („Kastenvögten") im Streit lag und viel von diesen, besonders den Rittern von Snewelin, zu leiden hatte. Um ihr Leben gegen den Schirmvogt Joannes Snewelin von Wißneck zu schützen, mußten der Abt Diethmar und der Konvent das Kloster im Anfang des 14. Jahrhunderts verlassen; 1346 ward der Abt Conrad III. durch den nämlichen Widersacher auf seine Burg Wißneck in Gefangenschaft geschleppt und neun Jahre später von ihm nahe dem Dorf Ebnet (bei Freiburg im Dreisamthal) auf der Straße ermordet. Das gleiche Geschick teilte der Abt Johannes II., welcher 1401 von dem Kastenvogt von Blumegg in einem Hohlweg bei Mördingen (nomen et omen, einem dem Kloster gehörigen Dinghof) am Tuniberg überfallen und umgebracht wurde, während

seinen Vorgänger, den Abt Berthold, 1385 dessen eigene Mönche im Refektorium erschlagen hatten. Die Geschichte St. Märgens ist eine blutige, friedlose und verkümmerte, bis schließlich im Dreißigjährigen Kriege der Abt Jakobus Geiger mit seinen Mönchen das Kloster völlig verließ, das dann viele Jahre lang leer verödet dastand. Doch 1725 baute der Abt Andreas Dilger die Kriegsüberbleibsel desselben noch einmal wieder auf und aus und schuf damit den jetzt noch vorhandenen Bestand. Die Aufhebung erfolgte 1807.

St. Märgen ist ein beliebter Sommeraufenthaltsort mit stiller Umgebung und den gleich empfehlenswerten Gasthöfen zum Hirsch und zur Krone, sowie einer Pensionsvilla. Nach Osten zu wird es bald von dem tiefen Einschnitt des Wildgutachthales begrenzt, doch ist auf einer Fahrstraße in dieses hinabzugelangen. In südlicher Richtung beginnt bei dem Ort das dreistündige Wagensteigthal (im 12. Jahrhundert „Waginstatt", später „Steiga"), das seinen Namen von der „Wagenstraße" trägt, welche vor der Herstellung der benachbarten „Höllenthalstraße" den Verkehr von Freiburg über das Hochland nach Osten vermittelte. Der Fund von Goldmünzen Trajans und Antoninus Pius' bei St. Märgen weist darauf hin, daß sich schon eine Römerstraße durch die Wagensteig emporzog; weiter nach Osten führt noch ein Teil der jetzigen den wahrscheinlich aus der alten Zeit beibehaltenen Namen „Hochstraße". Die Wagensteig ist ein sehr schönes, oben enges, allmählich sich etwas verbreiterndes, von hohen Bergwänden eingefaßtes Thal, reich an Sägemühlen, und noch manches prächtige alte Schwarzwaldhaus darbietend; sehr enge Seitenthäler ziehen sich vielfach von ihm ostwärts zum Hochrücken hinan. Wo es bei dem Dorf Buchenbach ins Dreisamthal ausmündet, sehen vom letzten niedrigen Bergvorsprung zur Rechten die Trümmerreste der Burg Wißneck, einer der vielen Snewelin-Burgen, herab. Sie gehörte im

Anfang den „Edlen von Turner“, deren verschwundene Stammburg weiter aufwärts im Gebirg auf der Hochwölbung des „Thurner“ neben einem alten Römerwartturm stand, kam aber 1320 in den Besitz der schirmvogteilichen Quälgeister des Klosters St. Märgen, die sich nach ihr benannten. Im Bauernkriege ward sie 1525 von der Vergeltung ereilt und, was damals noch von ihr geblieben, im Dreißigjährigen Kriege zerstört.

Eine Sage läßt auch hier in der mit hohem Gras überwachsenen Ruine ein Edelfräulein umirren, das einem Hirtenknaben von drunten aus Buchenbach erschien und ihn freundlich anlächelte. Ohne mit ihm zu reden, kam sie öfter wieder, blieb jedoch stets neben einem alten Mauerstück an der nämlichen Stelle, zu Boden blickend, stehen. Wie der Knabe dann an dieser sich auch einmal niederbückte, schimmerte ihm aus dem Gras ein großes Silberstück entgegen, und darunter kamen immer mehr Thaler aus vergangenen Zeiten zum Vorschein. Hinter ihm aber stand das Schloßfräulein, sah ihm lächelnd zu und legte zwei Finger auf ihren Mund. Doch er konnte auf die Dauer diesem Geheiß des Stillschweigens nicht nachkommen, teilte einem habsüchtigen Oberknecht sein Fundglück mit, und von der Stunde an verschwanden die Thaler und ihre Hüterin auf Nimmerwiederkehr aus der Burg.

Das Eschbach-, Iben- und Wagensteigthal entsenden von der südlichen Hochlandsgrenze unseres Gebietes ihre Bäche ins breitoffene untere Dreisamthal; wie eine Mauer heben sich aus diesem die Bergwände, besonders der Ottenberg (1042 m) zwischen der Wagensteig und dem Höllenthal, auf. Wir biegen in eines der obengenannten, östlichen kleinen Seitenthäler der ersteren ein, gleichgültig in welches, ob in den „Diessendobel“, den „Griesdobel“ oder den Dobel, der den Namen „Auf den Spitzen“ trägt. Alle führen uns wieder zur Hochfläche, südlich von St. Märgen empor, in ihrem gewundenen Aufstieg gleich friedlich-still und welt-

entlegen, da und dort von Einzelgehöften durchsetzt oder überthront. Dann sind wir auf der Höhe, echtem Hochland des südlichen Schwarzwaldes, nach Süden zu von dem jähen, schwindelnden Felsenabsturz des Höllenthals begrenzt. Keine Berge heben sich mehr drüber, sondern nur Anschwellungen höherer Aufwölbung, der Hohwart (1122 m), der Thurner (1035 m), die Weißtannenhöhe (1192 m, fast dem Kandel gleichkommend) und der für eine Höhe den sonderbaren Namen führende Hohle Graben (1042 m). Hier ist überall eine weiteinsame Hochwelt, wechselnd zwischen Hebungen und kleinen Hochthälern, deren Gewässer westwärts zur Wagensteig, südlich zum Höllenthal, gen Osten bereits zur Wutach (Gutach) und im Norden zur Wildgutach (Elz) niederrinnen. Tannenwaldungen mischen sich unter Wiesen und kahle Matten, auf denen Rinder, Schafe und Ziegen weiden, die Gehöfte der Besitzer liegen da und dort an Hängen und auf Höhen zerstreut; fast überall geht der Blick unendlich weit umher. Außer St. Märgen bilden zwei Pfarrdörfer die Mittelpunkte der Gemeinden, im Süden von jenem Breitnau, im Osten Waldau. Das erstere (1003 m) befindet sich schon ein wenig auf der Neigung zur südlichen Einsattlung der Höllsteige hinab, sein grauer Kirchturm, von freundlicher Häusergruppe umgeben, blickt über jene nach dem Feldberg hinüber; etwas entfernt liegt an der Straße, die über den Thurner nach St. Märgen führt, vereinzelt der vielbesuchte Gasthof zum Löwen. Dicht unter dem Dorf entspringt ein vermutlich aus „Rabenbach“, doch nicht auffindbar wann, in Ravennabach verherrlichter Wasserlauf, dessen Schlucht wir bei unsrer Rückkehr durchs Höllenthal betreten werden. Von Breitnau zieht sich nordwärts durch die ganze Gegend über den Thurner, Hohlegraben, Kaltenherberge bis weit nach Osten eine Reihe alter Schanzen, die Markgraf Ludwig von Baden 1688 zum Schutz einer strategischen Linie gegen die Franzosen über den Schwarz-

wald aufgeworfen; sie waren, noch erkennbar, vielfach durch Laufgräben untereinander verbunden.

Vom Thurner, auf dessen Höhe verdienstlicherweise neben einer kleinen Kapelle auch eine Wirtschaft („zur Hochburg") steht, führt die Straße — die erwähnte alte „Hochstraße" — über den Hohlegraben einesteils nordwärts nach Furtwangen, anderenteils östlich auf die Baar. Ein wenig unter ihr im Osten von Hohlegraben liegt in der obersten Thalmulde der zur Wutach fließenden „Langenordnach" das ansprechende Pfarrdorf Waldau (938—966 m), gleich Breitnau ein ländlicher, ruhiger Sommeraufenthaltsort, mit einem merkwürdig großerbauten, vielfenstrigen, einfachen, doch sehr löblichen Gasthause, am kürzesten von dem Höllenthalbahnendpunkt Neustadt aus erreicht. Um Waldau erheben sich die Aufwölbungen des Steinberg (1143 m), Schneeberg (1000 m) und Bossenbühl (1129 m); außer dem Langenordnachthal zieht sich aus seiner Nähe noch das „Jostthal" mit zahlreichen Seitenthälchen von der Weißtannenhöhe zur Wutach hinunter. Etwas nordöstlich von Waldau an der Straße, wo diese sich gabelt, liegt unter dem Steinberg einsam das Wirtshaus mit dem sonderbaren Namen „Kalte Herberge" (eigentlich „Neubrunnerhof" oder „Trunzhof"). Die Wasserscheide des Hochrückens verschmälert sich an dieser Stelle zu einem Grat, der nördlich sich zum Beginn der Wildgutach, südlich sich zum Gebiet der Wutach niedersenkt. Von Osten her tritt aber auch der Ursprung der in die Breg fließenden Urach unmittelbar an das Haus hinan, sodaß sich hier eine der Stellen findet, wo das Dachwasser desselben auf einer Seite der Nordsee, auf der andern dem Schwarzen Meer zurinnt.

An diesem Punkt haben wir den Oberlauf eines der Hauptthäler unseres Gebietes, durch welches das letztere in zwei Hälften geschnitten wird, das Wildgutachthal erreicht. Für den Fremdling im Schwarzwald ist es höchst verwirrend, daß hier abermals, und

zwar mit ihren Anfängen nah aneinandergerückt, zwei Flüsse unter dem Namen „Gutach“ auftreten. Die Wildgutach heißt so in ihrem Unterlauf, eh' sie in die Elz eintritt; die Wutach dagegen wird von ihrem Ausfluß aus dem Titisee bis zur Einmündung des Rötenbachs, also in ihrem Oberlauf, „Gutach“ genannt. Diese Bezeichnung enthält die schwarzwälderische Anerkennung eines Wassers, das nicht mit gefährlichen Überschwemmungen bedroht.

Wir müssen zunächst noch einmal auf den Gipfel des Kandel zurückkehren, um dem Niederblick, den wir auf seine nächste Umgebung nach Westen und Süden gehalten, denjenigen nach den andern Himmelsrichtungen beizufügen. Im Norden kennen wir auch bereits das Elzthal, das sich tief unter seinen dunklen Waldabhängen hinzieht; mehrere Tobel, und in diesen Abstiege, führen zu jenen nieder. Ostwärts dagegen gliedert der Bergstock sich am gewaltigsten aus, schickt den „Elmlesberg“, das „Gereut“, den „Schindelberg“, „Hochkopf“ und „Hornkopf“ gegen das Wildgutachthal vor und bleibt in letzterem nur etwas über 100 m unter seiner Scheitelhöhe zurück. Eine außerordentlich leere Hochgebirgswelt erstreckt sich von dieser nach Südosten (gegen St. Märgen), mit dem „Kapfenberg“ endend. Zwischen dem letzteren und dem Hornkopf hindurch zieht sich vom Kandel ein schwer findbarer, in Wäldern begrabener Weg zu den „Plattenhöfen“ nieder und unterhalb derselben zu dem berühmten Wasserfall des Zweribachs. Es sind zwei Fälle, sich in einsamster Felsenwildnis bergend und nach starkem Regen von großer Mächtigkeit. Keine wohlgebahnten Promenadenpfade führen zu ihnen, sondern nur ein schmaler, steiniger, verwachsener Steig; auch der Abweg ins Wildgutachthal („zum Engel“) ist, wenigstens für Damenschuhe, noch keineswegs ein liebenswürdiger. Besser bringt vom Kandel ein andrer, zweistündiger durch das schlauchartig enge „Ettersbachthal“ nach „Untersimonswald“ (Wildgutachthal) hinunter. Im oberen

Teile bietet es in seinem tiefen Einschnitt zumeist nur Raum für den Bach und den schmalen, oft von üppigstem Pflanzenwuchs an den Seiten noch mehr verengten Jägerpfad, bis man bei einer Sägemühle auf den Fahrweg trifft, der an den Häusern von Ettersbach vorbei weiter thalab führt.

Wir betreten das (Gutach-)Wildgutachthal, das, wie gesagt, unser Gebiet seiner ganzen Breite nach in der Mitte durchschneidet, wo es bei dem Dorf Bleibach ins Elzthal ausmündet. Es führt in der unteren Hälfte seines Verlaufs nach den darin belegenen Ortschaften den Namen Simonswälder Thal und ist jedenfalls eines der schönsten und bezeichnendsten des gesamten Schwarzwaldes. Seine Thalsohle bietet heiterste, offene Sonnenwelt reicher Wiesengründe, von prächtigen Wallnußbäumen durchschattet, die Hänge zeigen selbst kleine mit Reben bepflanzte Flecke; fast ununterbrochen ziehen sich zwei Stunden lang an der breiten Fahrstraße zur Rechten und zur Linken Häuser dahin. Aber darüber erheben sich zu beiden Seiten machtvolle Gipfel und Bergwände, schön und wechselreich geformt, hier kahl hervorragend, dort mit Buchen und Birkenhainen, hoch droben mit schwarzen Tannen bedeckt. Eine Wagenfahrt ins Simonswälderthal von Waldkirch bis zum Gasthaus zum Engel (1½ Stunden) bietet einen der schönsten Genüsse im Tiefland des Gebirgs.

Wir wollen an der Wildgutach bis zu ihrem Ursprung hinaufwandern und verschieben deshalb die üblichen Bezeichnungen von rechts und links. Wie wir bei Bleibach in das Thal eintreten, steigen zur Rechten die Ausläufer des Kandel an — sein Kopf selbst wird nicht sichtbar — sie begleiten uns und setzen sich später in dem Hornkopf fort. Zur Linken bildet der Rohrhardtsbergstock, den Tafelbühl vorschiebend, die Gebirgswand, von der am weitesten nach Westen der spitze Kegel des Hörnlebergs (907 m), von einer Kapelle gekrönt, in den Winkel des Elz- und Simons-

wälderthals vorspringt. Man gewahrt die beherrschend hochherabsehende, weißglänzende „Hörnlikapelle“, besonders wenn die Abendsonne auf ihr liegt, überall aus weitester Ferne; der Weg zu ihr hinauf ist steil und beschwerlich, trotzdem wird monatlich einmal von Bleibach aus Messe in ihr gehalten. Über das tiefe Thal ihr zu Füßen hin bietet sie den wirkungsvollsten Anblick des ihr gegenüber aufragenden Kandel.

Bald beginnen die Häuser der endlos zusammenhängenden Thalortschaften Unter-, Alt- und Ober-Simonswald, zuerst urkundlich 1178 als „Sigmannswald“ im Besitz des Klosters Waldkirch erwähnt; eigentümlicherweise scheiden die Gemeinden sich durch die ganze Thallänge nach ihrer rechts- und linksseitigen Häuserlage von der Wildgutach; gedrängtere Mittelpunkte bilden Gruppen um zwei Kirchen in Unter-Simonswald (Wirtschaft zur Krone) und Ober-Simonswald (Wirtschaft zum Engel). Wir thun dieser beiden altberufenen, vortrefflichen ländlichen Gasthäuser nicht allein um ihrer selbst willen Erwähnung, sondern weil man die Thalabschnitte nach ihnen rechnet; „bis zur Krone“ — „bis zum Engel“. Zahlreiche andere Wirtschaften folgen sich indes außerdem nach, oft dicht hintereinander; die Häuser mit ihren Blumengärten erregen vielfach freundlichen Eindruck, und nicht minder die fast ausnahmslos ungewöhnlich anmutige Gesichtsbildung der Frauen und Mädchen. Sie tragen mit Vorliebe bunte Farben, blaue oder rote Röcke und Mieder mit grünen Bändern und grüner Schürze, darunter wieder rote Strümpfe; ihr Hut ist, wenigstens dann und wann noch, der Strohcylinder des Elz- und Glotterthals. Die kräftig gebauten Männer stehen durch ihr lebhaftes Behaben nicht ganz ohne Grund etwas im Ruf der Händelsucht unter sich (die wir auch im benachbarten Prechthal kennen gelernt); im übrigen sind sie freundlicher und fröhlicher Natur und verteidigten im Dreißigjährigen Kriege ihre Paßhöhe mit außerordent-

licher Mannhaftigkeit bis aufs letzte, sodaß mehr als die Hälfte von ihnen auf dem Kampfplatz blieb.

Zur Linken des Simonswälderthals ziehen sich in Abständen Seitenthäler — das Haslach-, Simonswälder-, das Ibich-, das Griesbach-, das Nonnenbachthal, endlich beim „Engel“ der „Kilben“ — im Anfang gegen den Rohrhardtsberg, dann zu der oben sich nach Osten ausbreitenden Hochfläche empor. Durch den Kilben (den Tobel der „Kilpach“) führte die alte halsbrecherische „Kilbenstraße“ nach Furtwangen hinüber, unter der „Hohen Steig“ hindurch. Jetzt zweigt beim Engel auch eine vorzügliche Kunststraße ab, die sich in Windungen durch die mächtige Felsenschlucht des Gütenbach, „Das Teich“ genannt, die malerischste der Gegend, nach dem Ort Gütenbach und von dort weiter nach Furtwangen hinaufhebt. Doch zieht sich eine verschmälerte gute Fahrstraße ebenfalls im ansteigenden Thalgrund fort, dessen Gewässer sich nun hinter dem Engel aus der Gutach in die contradictio in adjecto der Wildgutach umwandelt. Das Auge nimmt indes rasch auch eine Veränderung wahr. Der Bach schießt in Fällen und Sprüngen über Geblöck daher, die Landschaft wird wild und rauh, das bisher so belebte Thal zeigt nur hie und da noch eine Behausung der kleinen Zinke Wildgutach. Sie gehört zu den jüngsten des Gebirgs, denn ihre Bewohner haben sich erst am Ende des 16. Jahrhunderts auf „wilden Gütern“, die das Kloster St. Peter besaß und ihnen zu Erblehen gab, dort angesiedelt und eine karge Urbarmachung versucht.

Immer mehr verengt sich der Tiefgrund zu einer steilwandigen, kaum noch halb steinwurfsbreiten Schlucht mit rastlosen, kurzen Krümmungen; aus geringer Entfernung von ihr geht noch der Blick von oben her über sie weg, ohne von ihrem Vorhandensein zu ahnen. Der von St. Märgen ostwärts über das Hochland Herüberkommende glaubt rasch und ebenerdig nach Gütenbach-Furtwangen zu gelangen und steht plötzlich vor dem

unumgehbar weit nach Osten hingestreckten Abgrund des Wildgutachschlundes, in den er tief hinunterklettern muß, um ebenso hoch wieder hinanzusteigen. Die Schlucht ist eigenartig wie kaum eine zweite im Schwarzwald, schon die nachher von ihr geführten Namen, das „Hexenloch“ und das „Wolfsloch“ besagen es. Doch besitzt sie nichts Unheimliches, sondern nur etwas unglaublich Weltentrücktes; man fühlt sich in ihr abgeschieden von allem Leben droben auf der weitschauenden Hochfläche, zwei nebeneinander liegende Gebäude regen den Eindruck, als komme man in eine Großstadt. Von den Seiten stürzen überall durch „Löcher“ weißquirlende Wasser herab; wo drei von ihnen, darunter als das größte der „Bregenbach“ dicht gegeneinander treffen, heißt die Gegend von den über jene hinführenden Brücken „Zu den drei Stegen“ mit kleiner Wirtschaft. So zieht sich die Wildgutach durch das Hexenloch weiter nach Osten ihrem Anfang zu; aus dem Wolfsloch kommt der Quellbach, der neben der „Kalten Herberge“ entspringt. Die Hauptquelle indes ist nach Norden gewandt und nimmt ihren Beginn bei dem versteckt in einer Mulde liegenden kleinen Dorfe Neukirch, das seit 1502 vom Kloster St. Peter einen Pfarrer erhielt, während früher ein solcher nur „excurrendo“ dort gewaltet hatte; bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war auch Waldau noch dort eingepfarrt. Die Gegend besaß im 17. Jahrhundert und besitzt noch mehrere von St. Peter angelegte Glashütten; jetzt ist überall hauptsächlich die Uhrenmacherei im Betrieb.

Über Neukirch (986 m) führt die südher vom Thurner kommende Hochstraße auf die Rückenhöhe des zwischen dem Prechthal, Elzthal und dem Wildgutachthal ausgedehnten Hochlandes hinan. An drei Stunden gradeaus nach Norden darüber hingehend, hält sie sich immer auf der Wasserscheide zum Rhein (Elz) und zur Donau (Breg), bis sie auf dem Briglirain (1092 m) ostwärts nach Schönwald abbiegt und von diesem über den schon

von uns besuchten Gasthof zum Wasserfall nach Triberg hinunterfällt.

Der Briglirain (fälschlich „Brücklerain“ geschrieben, da sein Name offenbar von der „Breg“ herstammt) ist eine, kaum als solche erscheinende Höhenanschwellung, an der nach Norden die Elz (dem Hinterprechthal zu), nach Süden die oberste Quelle der Breg entspringt und durch den „Katzensteigdobel“ auf Furtwangen zufließt. Eine „Martinskapelle“ und eine Wirtschaft stehen droben in weiter Einsamkeit; nördlich und westlich von Briglirain breitet sich in den Bogen der Elz eine große, sehr unbewohnte und selten von nicht dort Ansässigen betretene Gebirgswelt des Rohrhardtsbergstockes und des Gschassikopfs aus, die nur kleine Zinken und zerstreute Gehöfte beherbergt. Doch führen zur Not fahrbare Straßen vom Briglirain durch das Griesbachthal nach Simonswald, durchs Yachthal nach Elzach und auf der Höhe nach Schonach (oberhalb Triberg) hinab.

Für uns enthält jene ganze nordwestliche Gegend keinen Punkt, um bei ihm zu verweilen, ein Aufenthalt ist dort nirgendwo möglich; solchen bieten allein, mit zwei kleineren Ausnahmen, in dem ganzen Hochflächengebiet die Orte Schönwald, Furtwangen und Gütenbach.

Wir kehren zuerst im letzteren ein, das wir unbedingt den schönsten Aufenthaltsorten des Schwarzwaldes zurechnen. G ü t e n b a c h (868 m) liegt, wie bereits erwähnt, an der neuen Poststraße aus dem Simonswälder Thal (Waldkirch) nach Furtwangen, selbst nicht auf oberster Höhe, sondern an einer Zusammenmündung mehrerer kleiner Hochthäler, -Mulden und -Klingen, höchst malerisch an einem Abhang hinaufgestaffelt. Seine Umgebung im Umkreis etwa einer Stunde ist die denkbar reichste und mannigfaltigste, umfaßt die weite, freie Hochfläche der „Kaiserebene“, die Kuppe der „Hohen Steig“, die aussichtsprächtige „Brend“, andrerseits unter dem „Simmelsberg“ die Tiefen des Wildgutachthals, Drei Stege und Hexenloch; unmittelbar

neben dem Ort beginnt die wildzerrissene Felsschlucht des „Teich" (durch das ein Weg in zwei Stunden, am Gasthof zum Stern vorüber, nach dem Zweribachfall führt), deren schönste Stellen in wenigen Minuten erreicht sind. Dazu besitzt Gütenbach in seinem „Gasthof zur Hochburg" einen der anerkennungswertesten des ganzen Gebirgs, bei aller seiner Einfachheit gleich erfreulich durch Zuvorkommenheit der Wirtsfamilie Hummel, wie durch das von ihnen für mäßigen Preis Gebotene. Zwar muß man ein wenig, ungefähr vier Minuten lang ansteigen, um in den nächsten Wald zu gelangen, doch die Höhenlage macht dies auch an heißen Tagen nicht mehr beschwerlich, und ringsum bietet sich eine derartige Fülle von stiller, hoher Naturschönheit, dunklen Tannenforsten, lichten Buchenhainen, einsamen Kiefergruppen, sonnig-offenen Tobeln und Heidestrecken, daß es der Wochen bedarf, um nur das Nächste ausfindig zu machen. Der Ort, fast ausschließlich mit Uhrmacherei beschäftigt, zeichnet sich durch manche alte Schwarzwaldhäuser aus, nicht minder die größtenteils altkatholische Bevölkerung, von der Viele weit in der Welt umhergekommen sind, durch aufgeweckten Sinn und ungewöhnliche Kenntnisse. Dem an der immer reg belebten Straße liegenden Gasthof gegenüber erhebt sich, jenseits des „Gütenbachs", in acht Minuten erstiegen, ein Mattenhügel, der im Jahre 1886 „Heidenkopf" getauft und mit einer überschatteten Bank versehen worden, von der man besonders am Abend einen köstlichen Niederblick auf das amphitheatralische, von prächtiger, hoher Ulme durchragte Dorf genießt. Die einzige Schattenseite des Aufenthalts — um auch solche nicht zu verschweigen — bilden im Hochsommer zahlreiche lästige Fliegen im Speisesaal des Gasthofs.

Gütenbach erscheint geschichtlich, als der Herrschaft Triberg zugehörig, erst ziemlich spät, erhielt 1519 eine eigne Pfarrei. Dagegen wird sein gleichnamiger Bach schon 1112 als „Wuta", im 15. Jahrhundert als „Wuten-

bach" genannt. Nordwestlich über dem Dorf erhebt sich die „Kaiserebene", zu der man durch das kleine Hochmuldenthal des „Lehmannsgrundes" hinansteigt, berüchtigt durch einen Justizmord des 16. Jahrhunderts, in welchem der Triberger Obervogt von Gütenbach eine Bauersfrau von dort ohne Verhör und Verhandlung verbrennen ließ. Die Kaiserebene (1005 m) ist eine weite, leere, um den „Spitzenstein" mit Gebüsch überwachsene Hochfläche, im Norden vom Tobel des „Kilben" begrenzt. Jenseits desselben hebt sich der abgeplattete Kegel der „Hohen Steig" auf, dessen Gipfelhöhe von einem alten rätselhaften Wall umzogen ist. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts stand in seiner Umfassung eine weit in die Lande winkende Kapelle, doch der Blitz zerschmetterte sie, und nur Gesteinreste von ihr decken noch den Boden. Etwas ostwärts ragt die breite Wand der „Brend" (1150 m), des höchsten Punktes der Gegend, empor; im Süden von ihr schneiden sich beim „alten Eck", einem großen, einsam am Weg belegenen Bau, die Kilbenstraße und die von Neukirch zum Briglirain führende Hochstraße. Um ein weniges weiter ostwärts noch liegt der ländliche „Gasthof zum (goldenen) Raben", wohl der ruhigst abgeschiedene Sommeraufenthaltsfleck des Schwarzwaldes. Obwohl fast eine Stunde von Furtwangen entfernt, zählt das Haus doch als letztes dieser Stadt; die Wirtschaft darin ist einfach und die Gastzimmerzahl sehr gering. Aber stillere Hochwelt läßt sich nirgendwo finden, lichte Waldgruppen breiten sich unmittelbar rings umher, auch hier trennen sich dicht neben dem Hause die abrieselnden Quellen zum Rhein und zur Donau. Eine Stunde nach Norden findet sich ein gewaltiger Menhir, der „Güntherstein" genannt, aus drei aufeinander getürmten Blöcken bestehend; prächtige Wege führen vom „Raben" über offene Matten oder durch Wald und Hochtobel in drei Viertelstunden nach Gütenbach hinunter. Überall von diesen Höhen aus thront im Süden der Feldberg gleich

einem mächtigen Knauf über der Gebirgswelt; der Kandel dagegen erscheint nicht als Berg, sondern über das nicht wahrgenommene Simonswälder Thal hin nur als eine geringe westliche Aufwölbung der Hochfläche. Man erkennt ihn stets an seinem Rasthaus.

Zwischen dem Raben und Neukirch, wo die Hochstraße und die Poststraße von Gütenbach nach Furtwangen sich schneiden, heißt auf der Höhe (985 m) ein letztes zu Gütenbach gehöriges großes Gebäude das „neue Eck“ und führt das Wirtsschild „Gasthaus zur Stadt Freiburg“. Es ist ein vielbesuchter „Luftkurort“, dem „Raben“ an Eleganz und Komfort erheblich überlegen, doch ebenso durch seine kahle Lage an Schönheit der nächsten Umgebung hinter ihm zurückstehend. Vom „neuen Eck“ windet sich die Straße in großen Schlägen mit schönen Niederblicken in südliche Zuflußthäler der Breg nach Furtwangen hinab; ein prächtiger Fußweg führt über die letzte östliche Aufschwellung der Wasserscheide rascher dorthin.

Furtwangen (872 m), erst seit dem Jahre 1873 „Stadt“, bis dahin seit 1749 Marktflecken, liegt im beginnenden Hochthal der Breg, die dort von zahlreichen Zuflüssen geschwellt wird, in waldloser Wiesen- und Mattenumgebung. So vermag seine Nähe sich in keiner Weise mit Gütenbach zu messen, in weiterer Entfernung nimmt es jedoch an den landschaftlichen Schönheiten des letzteren teil, denen es eigene hinzufügt. Der Ort zählt viertehalb Tausend Einwohner und enthält manche sehr städtisch-stattliche Gebäude; sein Aussehen ist ein völlig neuzeitliches, da er zweimal im vorigen Jahrhundert durch Unvorsichtigkeit einquartierter Truppen in Brand geriet und erst 1857 abermals durch Feuer verheert wurde. Den Beginn der Ansiedlung scheint eine vom Kloster St. Georgen aus gestiftete Kapelle des heiligen Cyriak gebildet zu haben, deren 1178 Erwähnung gethan wird; jedenfalls wuchs das Dorf bis zum 18. Jahrhundert nur langsam an. Jetzt

ist Furtwangen nach Villingen — Donaueschingen ziemlich gleichstehend — die bevölkerungsreichste Stadt der Baar und damit des Schwarzwaldhochlandes; eine Rangstellung, die sie besonders dem hohen Aufschwung ihrer Uhrenindustrie und der 1877 dort begründeten Uhrmacherschule verdankt. Zweck derselben ist, durch theoretischen und praktischen Unterricht in allen Zweigen der Uhrmacherei und den verwandten Zweigen der Elektrotechnik und Kleinmechanik mit besonderer Berücksichtigung der schwarzwälder Industrie tüchtige Arbeitsgehülfen, Werkführer und Fabrikleiter heranzubilden, sowie den Industriellen selbst bei Einrichtung von Werkstätten, Anlage von Motoren, Erlangung von Patenten, wie in allen Fragen technischer Natur beratend zur Seite zu stehen. In letzter Zeit befaßt die Schule sich erfolgreich mit der Einführung neuer Fabrikationsartikel in die Industrie. Wer eine „Schwarzwälderuhr" zu erwerben wünscht, wendet sich am besten hierher; nirgendwo findet er einen solchen Reichtum an Auswahl, von den einfachsten, billigsten bis zu den kunstvollsten und kostbarsten. Wir thaten der Ausstellung in der „Gewerbehalle" schon früher Erwähnung, wo eine große Sammlung durch Augenschein über die älteste Geschichte der Uhren unterrichtet. Doch auch der Vorrat vieler Privat-Verkaufshäuser ist der Besichtigung wert.

Furtwangen trägt eine außerordentliche, fast vornehme Sauberkeit zur Schau, und seine Gasthöfe, besonders der „Zum Ochsen" und der „Zur Sonne", in der Mitte des mit lauter freistehenden Häusern erbauten Ortes belegen, genießen nach jeder Richtung wohlverdienten Ruf. Der zum „Raben" hinaufführende, anfänglich schattenlose Weg tritt später in durchsonnte Waldstille von einem märchenhaften Zauber ein, harzduftig und von roten Fruchtbeeren aller Arten durchleuchtet; aufwärts im Thale der Breg, nahe dem Ursprung derselben, lassen sich noch Spuren einer alten Burg,

„Heidenschloß“ genannt, wahrnehmen, vermutlich Überbleibsel einer ältesten, verlassenen alemannischen Ansiedlung. Durch das ein wenig weiter östliche „Hinterschützenbachthal“ führt die Straße nach Triberg, mit herrlichem Rückblick bis zu den Alpen, zum großen hochbelegenen Pfarrdorf Schönwald (994 m) empor, das einen Hauptsitz der Strohflechterei ausmacht und trotz seiner völlig waldlosen Umgegend schwer begreiflicher Weise in seinen Gasthäusern stets zahlreiche Sommergäste herbergt. Bei Triberg entspringt die dritte (Triberger) „Gutach“, die, nach Norden gewandt, das sogenannte „Höllthal“ (der Boden saugt vielfältig dort in „Höhlungen“ das Wasser ein) durchfließt und dann in den berühmten Fällen herabstürzt.

Furtwangen ist Mündungspunkt der Straßen von Triberg (Gutach-Kinzigthal) und Gütenbach (Wildgutach-Elzthal), in welch letztere die vom Dreisamthal über den Thurner, Kalte Herberge und Neukirch kommende kleinere Straße beim Neuen Eck (S. 227) einläuft. Die öfter erwähnte alte Kilbenstraße, gleichfalls, am „Raben“ vorüber, auf Furtwangen niedersteigend, bildete früher die Verbindung über den Wald zwischen Freiburg und Villingen. Gewissermaßen setzen alle zusammen sich bei Furtwangen gen Osten in der Straße durch das Bregthal fort, rechts neben derselben zieht, mit ihr bis Wolterdingen gleichlaufend, die Eisenbahn von Furtwangen nach Donaueschingen (S. 163) thalab. Der Weg führt, sich nur wenig senkend, auf der Höhe der Baar hin, ohne besonderes Interesse zu bieten, der ausnehmend forellenreichen Breg folgend. Von dieser Eigenschaft leitet sich wahrscheinlich der Name des Städtchens Vöhrenbach (800 m) her, das über seiner Rathausthür im Stadtwappen eine Forelle zeigt. Die Forelle heißt althochdeutsch forhana, vielleicht mit foraha, der Föhre, in Verbindung stehend, als der in „Föhrenwaldbächen“ lebende Fisch, vielleicht indes auch den „gesprenkelten“ bedeutend; bei Vöhrenbach ist jedenfalls die alte

Schreibung mit einem V auffällig, da sonst alle ähnlich benannten Orte mit einem F beginnen. Es erscheint im 13. Jahrhundert, von den Grafen von Fürstenberg zu einer Stadt erhoben, als „Verinbach“ (die Forelle hieß im Mittelalter vielfach „Forene“), brannte oftmals, zuletzt 1819 größtenteils nieder und ist ein regelmäßig gebautes, breitstraßiges, freundliches Städtchen ohne besonderen Charakter, vorteilhaft durch die Anfertigung seiner Musikwerke (Orchestrions) bekannt, wie das ihr benachbarte Dorf Unterkirnach, das wir bereits von Villingen aus besucht haben. An der Straße zu diesem, die, anfänglich das Bregthal verlassend, emporsteigt, steht eine „Zu den sieben Jungfrauen“ genannte Kapelle, welche das Sagengedächtnis an sieben besonders tugendsame Töchter eines zu grauesten Vorzeitstagen in der Gegend seßhaften Ritters forterhält. Er baute die kleine Kirche und beabsichtigte, sie köstlich auszuschmücken; aber bevor er dazu gelangte, brachen die Hunnen unter ihrem Etzel herein, der Ritter fiel bei der Verteidigung seiner Burg, in welche die wilden Sieger eindrangen, um sich der in rosiger Schönheit blühenden Edelfräulein als hochwillkommener Beute zu bemächtigen. Doch die sieben Schwestern verwandelten sich auf ihr inbrünstiges Gebet plötzlich zu geflügelten Engeln und schwebten, von Heiligenscheinen umstrahlt, singend aus dem Schloß über die Köpfe der allerdings mit Recht arg verdutzten Hunnen zu der Kapelle hinüber, die von unsichtbarer Hand vor ihnen geöffnet und hinter ihnen geschlossen ward. Das war den Asiaten zu stark, sie liefen spornstreichs davon, und die sieben Geretteten scheinen in ein Kloster gegangen zu sein, denn ein Bild in der Kapelle stellt sie als Nonnen dar. Aber sie kehren offenbar nächtlicherweile als selige Geister manchmal noch in der letzteren ein, da begnadigte Wandrer ab und zu bei Nacht ihre Stimmen als Septett aus dem Innern der Kirche hervorklingen hören.

Mit Vöhrenbach haben wir die Nordostgrenze

unseres Gebietes erreicht, wo dieses sich mit demjenigen der Schwarzwaldbahn von St. Georgen bis Donaueschingen berührt. Zum letzteren führt die bereits erwähnte Eisenbahn durch das Bregthal weiter abwärts. Die Straße dagegen teilt sich unter der uns schon bekannten Ruine von Neufürstenberg, hier zieht sich ein Straßenarm durch Hammereisenbach im Eisenbachthal südlich wieder zu einer beträchtlichen Höhe, welche danach „Auf dem Höchst“ (1033 m) heißt, empor; nahe daran liegt ein kleines, stillfreundliches Bad, das Eisenbächle. Dann senkt sich die aussichtsreiche Straße weiter nach Süden dem tannendunkel aufragenden Bergkegel des Hochfirst entgegen, an dessen nördlichem Fuß die Stadt Neustadt liegt. Starke anderthalb Stunden östlich von diesem befindet sich in äußerst waldreich um ein freundliches Wiesenthal gebreiteter Gegend das Pfarrdorf Friedenweiler, dessen Gasthaus „Zum Bären“ seit Jahren einen sehr besuchten Sommeraufenthalt gewährt. Ein auf einer Säule ruhendes Vestabild zeugte von altrömischer Niederlassung; im Jahre 1123 ward hier vom Abt Wernher von St. Georgen — den die Mythe an dieser Stelle von einem Felsen herabstürzen und durch ein Heiligenbild gerettet werden läßt — ein Benediktinerinnenkloster „Fridunwilare“ gegründet, doch geriet dies nach der Reformation durch die rege gewordene Weltlust seiner auswandernden Nonnen so in Verfall, daß es nach dem Tode der letzten Klosterschwester Anna Mühlin Jahre hindurch leer stand und vom Grafen von Fürstenberg Cisterzienserinnen aus dem Kloster Lichtenthal übergeben wurde. Das Gebäude brannte 1725 nieder, sodaß nur „drei Löffel“ übrig blieben und die Nonnen sich zur Verspeisung ihrer Suppe solche aus Brot verfertigten; das neu errichtete Haus diente nach der 1802 erfolgten Aufhebung des Klosters mehrmals als Feldlazareth; jetzt wird ein gutes, „in weiten Kreisen angesehenes“ „Friedenweiler“ Bier darin gebraut; von den alten Baulichkeiten ist nur noch

das „Beichtigerhaus", heut Pfarrhaus, aus dem Jahre 1596 erhalten. Friedenweiler bildet vorwiegend einen Hochsommerzufluchtsort der Bewohner, richtiger der Bewohnerinnen Freiburgs, zum Vorteil der Wirtschaft; ob zu noch weiterem, überlassen wir der Beurteilung durch eine kundigere oder galantere Feder.

Kurz wenden wir uns, hoch vom Gutachthal ansteigend, um noch ungefähr drei Stunden weiter nach Osten über das in flacher Mulde der weiten kahlen Hochfläche belegene Dorf Röthenbach (819 „Rotinbah") zu dem gleichfalls uralten, schon auf Kalkgrund liegenden Baarstädtchen Löffingen (803 m), bei dem auf einer Anhöhe — dem „Allenberg" — Gräber, wahrscheinlich von einer römischen Kolonie, aufgedeckt, sowie unter anderem eine interessante Silbermünze mit der Umschrift „Domitianus pius Caesar" um das Kopfbildnis des Genannten, auf der Rückseite mit einem vorstoßenden Bock und der Umschrift „Princeps juventutis" gefunden worden. Vermutlich aber befand sich auf dem „Allenberg" schon die Opferstätte einer noch älteren Urbevölkerung, später als besonderer Zusammenkunftsort von Geistern und Hexen geltend, sodaß Löffingen eine der am weitesten zurückreichenden Besiedlungsstätten des Schwarzwaldes darstellt. Es erscheint urkundlich zuerst 819 in Anlaß einer Vergabung eines Ruadgar benannten Mannes aus dem Breisgau an die Kirche St. Martin „in villa Leffinga"; 886 schenkt Kaiser Karl der Dicke „all' sein Eigentum in Leffinga mit Häusern, Leibeigenen, Feldern" dem Kloster St. Gallen, und um drei Jahre später bezeugen dawider zwanzig der angesehensten Männer Löffingens zu „Durroheim" (Dürrheim) „unter Ergreifung ihrer Schwerter, vor Königen und Fürsten bis aufs Blut zu beweisen", daß ihre Voreltern das Recht besessen, „die Kirche in Leffingen zu ordnen und über die Güter derselben zu verfügen." Der Ort ward frühzeitig unter den Fürstenbergern zur Stadt und besaß sogar eine

Vorstadt „Dorf-Löffingen“, brannte jedoch im Bauernkrieg bis auf die Kirche nieder und ward im Dreißigjährigen nochmals vollständig verwüstet. Das Gleiche geschah einem seit 1637 verschwundenen Nachbardorf Künsingen, welches nördlich von Löffingen auf einem von der „Mauchach“ umflossenen Hügel „Entenberg“ einen „abgegangenen“ Burgstall besaß, dessen Standplatz noch Gewann „Burg“ heißt; die Manessische Handschrift führt einen Minnesänger „von Künzingen“ an, ebenso die „Weingartener Handschrift einen „Herrn Wachsmut von Künzig“. Jetzt ernähren die kaum 1200 Einwohner des noch von den Eisenbahnen abgelegenen Städtchens Löffingen sich mit Landbau und Viehzucht, doch besitzt ein Fruchtmarkt desselben von alters Bedeutung für die Umgegend, und auch ein benachbarter Wallfahrtsort „Zum Schneekreuz“ bringt Besucher dorthin. Die Straße von Freiburg durch das Höllenthal über Neustadt nach Donaueschingen zieht mitten durch Löffingen, das nach Vollendung der zur Zeit noch im Bau befindlichen Eisenbahn von Neustadt nach Donaueschingen eine Mittelstation zwischen beiden bilden wird.

Es giebt im Bereich des Schwarzwaldes nur wenige so wundersam poetisch anmutende Stellen wie den niedrigen Rücken des unmittelbar über Löffingen ansteigenden Allenberges. Nicht die Alpenaussicht macht den Zauber droben aus, sondern der Rundblick über die weite Baar, durch die sich überallhin weiße Landstraßen in die Fernen winden. Das alte Städtchen, freundlich und stattlich, mit eigenartig fest zusammengeschlossenen Häuserreihen nickt dicht vor den Füßen herauf, die Fenster ganz mit leuchtenden Blumen bedeckt, wie fast überall auf der herrlich blütenreichen Baar. Gleich kleinen Hügeln erscheinen von hier der Feldberg und der Belchen; von hohem Rande schaut nordher das ärmliche Dorf Dittishausen (mit noch sichtbaren Trümmern einer Burg derer von Ehresried und Zukenried im nahen Walde) herüber. Ganz still liegen auf

dem Allenberg die wieder verschütteten alten Gräber unter weichem Wind und träumerischer Sonne; Thymian, Silberdistel und wilde Rosen blühen drüber. Es ist ein Erdenfleck, fast niemandem „draußen in der Welt“ bekannt, von dem man sich schwer trennt; die Natur spricht an ihm groß und ernst, mit einem Anhauch linder Schwermütigkeit, zur Seele, und doch auch lebensfreudig und lieblich. Hier schwindet, wenn irgendwo, das Nichtige menschlicher Erkünstelungen von ihr ab.

Nach diesem Ausflug gegen die Morgensonne kehren wir zu dem zuvor von Vöhrenbach aus erreichten Neustadt (828 m) nach Westen zurück. Es gehört erst zu den späteren Ansiedlungen auf dem Schwarzwald, sodaß es seinen Namen mit einigem Recht trägt; 1275 am frühesten als „Nuwenstad“ genannt, entstand es vermutlich als eine Gründung des Fürstenbergischen Hauses, dem es stets bis 1806 angehörte. Von seiner Geschichte ist im übrigen nicht viel bekannt, es besaß keine Ummauerung und scheint zumeist ein still in sich zurückgezogenes Dasein geführt zu haben. Vor dem Bau der Höllenthalstraße war es von allen Seiten schwer erreichbar, einer der vom Weltverkehr weitest abgelegenen Orte des Gebirgs. Daß die Bauern, Schweden und Franzosen ihn trotzdem ausfindig machten und in seiner Übelzurichtung wetteiferten, bedarf kaum der Bestätigung. Von 1669—1802 befand sich auf der Anhöhe über Neustadt ein Kapuzinerkloster; jetzt ist das hell-offene, in einem teils kahlen, teils waldigen Bergkessel sich an einem Abhang aufstaffelnde Städtchen mit etwa 2700 Einwohnern ein äußerst gewerbthätiges, besonders nach den Richtungen der Strohflechterei, Uhrmacherei und Holzschnitzerei. Während die Männer sich vollkommen allgemein stadtüblich kleiden, haben überraschenderweise wenigstens die älteren Frauen hier noch fast durchgängig ihre alte Nationaltracht mit kostbarem, goldgesticktem Kopfputz bewahrt, falls sie nicht in jungen Jahren in die „bildende Fremde“ geraten und aus dieser als

„Damen" mit schicklichen Pariser Modekenntnissen bereichert heimgekehrt sind. Die aus dem Titisee kommende Gutach (Wutach) durchfließt den unteren Teil des Städtchens, das eine Badeanstalt und stattliche rühmenswerte Gasthöfe zum Teil mit freundlichen blütenreichen Gärten besitzt; an „Sehenswürdigkeiten" hat es nichts aufzuweisen.

Neustadt ist die Hauptpoststation des Schwarzwaldes, und bis vor ein paar Jahren zog dreimal täglich von hier auch die letzte große „Vollpost" im Deutschen Reich vierspännig mit Schellengeklingel, Peitschenknall und Hornklang nach Freiburg ins Tiefland hinunter, sodaß sich hier vielleicht ein geeigneter Platz, ein Wort über die alte Postbeförderung im und über den Schwarzwald einzufügen, bietet. Nach der ersten Einrichtung derselben durch die Römer, deren mansiones an den Straßen zugleich Herbergen und Poststationen eines sorglich geregelten Wagenverkehrs bildeten, folgte ein Zwischenraum jahrtausendlanger „postloser Zeit". Dann tritt zuerst im 14. Jahrhundert wieder eine hauptsächlich von den großen Reichsstädten ins Werk gesetzte Briefübermittlung durch reisende Kaufleute, Pilger, umwanderndes Volk aller Art, bald durch eigene „Städteboten" auf, die z. B. Freiburg schon sehr frühzeitig in geregelter Ordnung als „gsworn louffend potten — rittend knechte — botenmeister und brieftrager" besaß, wie bereits aus Urkunden von 1351 hervorgeht. Doch die erste wirkliche „reitende" Post ward durch den Fürsten von Taxis im Jahre 1561 begründet. Sie ging von Bruchsal aus nach Wien und kurz darauf ebenfalls eine solche aus den österreichischen Vorlanden vom Regierungssitz Ensisheim im Elsaß über Breisach, Freiburg, Neustadt in den Hegau hinüber und weiter nach Innsbruck an die dortige Statthalterschaft.

Die Verabreichung von „guter Speise" an den Briefboten — „guten Trunkes" nicht zu vergessen — war, wie es scheint anstatt einer Besoldung, Vorschrift; öfter

wird erwähnt, was ihnen an Essen gebühre, sowie daß eine „Briefträgermahlzeit“ 10 Batzen zu stehen gekommen, welche nach dem damaligen Geldwert für einen rechtschaffenen Appetit Zeugnis ablegen. Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, dessen unsichere Zustände fast allgemein den Posten ein Ende machten, nahmen dieselben bald grade im Schwarzwald einen besonderen Aufschwung, Routen gingen von Waldshut durch den Breisgau in die Ortenau, wie von der letzteren übers Gebirg nach Osten; vielfach indes lag der Briefbotendienst auch Dörfern und Gehöften als Frohnlast auf. Im Jahre 1678, zur Zeit der französischen Herrschaft in Freiburg, ging von hier an jedem Montagmorgen die erste „hangende Gutsch oder Carosse“ über Breisach—Schlettstatt—Straßburg nach Paris, Personen, Waren, Pakete und Briefe befördernd. „Und wird hiermit jedermänniglichen verbotten wider diese Gutsch etwas zu unterfangen bei Straff.“ Gleichfalls bei Strafe von 300 Pfunden war jeglichem andern untersagt, auf der genannten Route Briefe und Pakete mitzunehmen, „und wollen Ihre Majestät“ (König Louis XIV.), daß solche, welche die Strafe nicht zahlen könnten, dafür „mit Ruthen ausgehawen und mit der Gilgen (Lilie) gebrannt werden sollen“. Bald nachher (1690) errichtete der Fürst von Taxis auch in Deutschland die erste fahrende Post, die „gelben Marterkasten“ zwischen Nürnberg und Frankfurt am Main, doch erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt der Schwarzwald eine „bei Tag und Nacht“ gehende „geschwinde Post“ von Frankfurt über Mannheim—Karlsruhe—Freiburg nach Basel und von Freiburg über Neustadt—Engen im Hegau nach Innsbruck. Die Wege über den Wald scheinen aber damals noch derartig gewesen zu sein, daß sie auf der letzteren Strecke, der Beschaffenheit der „Wagensteig“ halber, bei Buchenbach ein Umladen der Postsachen auf Saumtiere und so die Weiterbeförderung auf dem Dießendobelpfad zur Höhe

bis an die Zinke Nessellachen nötig gemacht haben. Hier harrte dann ein den Weg nach Neustadt fortsetzender Wagen; sowohl bei Nessellachen heißt eine Stelle noch „der Ladplatz“, als in Buchenbach ein Haus den Namen „die Ladstatt“ führt. Ein Erlaß der Kaiserin Maria Theresia vom Jahre 1750 gestattete „denen Postknechten, wenn man (die Fahrgäste) auf der Straße auf sie und die Pferd zupeitschen würde, mitten auf dem Weeg die Pferd auszuspannen und nach Hauß zu reutten“. Lange mußten die Postwagen gegen räuberische Überfälle von bewaffneter Eskorte begleitet werden; erst das 19. Jahrhundert brachte Sicherheit auch in dieser Richtung mit sich. Über der Thür des Gasthauses zur Post in Emmendingen findet sich noch eine Erinnerung an die alte Zeit in Gestalt eines aus Sandstein gemeißelten „Reichspostreuters“ mit Tressenrock, Federbarett, Haarbeutel und an die Lippen gesetztem Schneckenhorn, auf ansprengendem Pferde davongaloppierend, erhalten. Doch Josef Victor v. Scheffel hat ihm sein Grablied gesungen, daß dahin sei die

„Zeit des Postgangs und des Trabs
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.
Jetzt rennt der Dampf,
Jetzt brennt der Wind,
Jetzt gilt kein Früh und Spat;
Die Sonne malt und blitzgeschwind
Brief schreibt der Kupferdraht.“

Gegenwärtig ist an die Stelle der früheren Post von Neustadt nach Freiburg die von uns als Südgrenze des „Kandelgebiets“ betrachtete Höllenthalbahn getreten. Die beinahe 2½stündige Fahrzeit von letzterem zu ersterem hinauf — bei einer Strecke von nur 35 km — ließe sich sehr wohl auf 1 Stunde 45 Minuten abkürzen, wenn ein Normalbetrieb mit entsprechenden Betriebsmitteln bestände. Wesentlich wird dies durch

ein zu starkes Gewicht der letzteren verhindert, doch hat man neuerdings einige leichtere Wagen ohne Zwischenwandungen, sowie zwei sogenannte „Aussichtswagen" (wie auf der Schwarzwaldbahn) eingestellt. Einen unverbesserbaren Mangel der Bahn bildet die zu rasche Aufeinanderfolge scharfer Krümmungen, welche die Fahrgeschwindigkeit von vornherein herabmindert; die Zahnradstrecke war allerdings nicht zu vermeiden, bringt aber auch eine erhebliche Beeinträchtigung der Fähigkeit, schwere Lasten (Holzabfuhr) zu befördern, mit sich. Das Ergebnis von ungefähr zweiprozentiger Verzinsung des für den Bahnbau aufgewandten Kapitals stellt die Höllenthalbahn als ein jährlich der Stadt Neustadt und Umgegend vom badischen Staat entrichtetes Geschenk von ungefähr 150000 Mark dar, doch war bei der Rentabilitätsberechnung von Anfang an ein noch größeres Defizit in Aussicht genommen und mit Bezug darauf beim Bau ein Sparsamkeitssystem in Anwendung gebracht worden, das eben mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt. Gewiß dient das Vorhandensein der Bahn für Besucher des Feldbergs und seiner nördlichen Umgebung sehr zur Annehmlichkeit; ob indes auch zu einem Vorteil für die wirtschaftlichen Interessen der Stadt Freiburg, dürfte wohl in Zweifel zu ziehen sein.

Wir sagten schon, daß die Höllenthalbahn sich weitaus nicht in ihrer Wirkung mit der Schwarzwaldbahn messen kann; sie ist immerhin eine schöne und interessante, doch läßt sich von dem eigentlichen Reiz und der Mächtigkeit des „Höllenthals" verhältnismäßig nur wenig wahrnehmen, da an den bedeutendsten Stellen desselben Tunnel die Aussicht rauben. Von Neustadt aus durchmißt sie völlig ebene Hochfläche bis zur Station „Titisee" und weiter ebenso durch moorigen Grund zur Station „Hinterzarten". Hier beginnt die Zahnradbahn und senkt sich durch mehrere Tunnel über die „Höllsteige", auf mächtigem Brückenbau in schwindelnder Höhe das Ravennathal überschreitend (ihr schönster

Aussichtspunkt), ins Höllenthal allmählich hinunter. Es folgen in kurzen Abständen die Stationen „Höllsteig“, „Posthalde“ und „Hirschsprung“; bei letzterer endet die 6525 m lange Zahnradstrecke wieder, und etwas beschleunigt durchmißt der Zug, durch kurze Tunnel ein- und ausschlüpfend, das eigentliche romantische Höllenthal, rollt an der Felswand über den Dächern des lang in die Schlucht hingestreckten Dorfes Falkensteig entlang und tritt bei der Station „Himmelreich“, deren Höhenlage noch der Spitze des Freiburger Münsterturmes gleichkommt, ins weitgeöffnete Dreisamthal hinaus, um durch dieses hin über die Stationen „Kirchzarten“ und „Littenweiler“ Freiburg bei der Station „Wiehre“ zu erreichen; von dieser führt das Verbindungsgleis weiter zum Hauptbahnhof. Wer das Höllenthal lediglich auf der Bahn durchfahren, hat, wie gesagt, nur geringen Begriff von demselben empfangen.

Wir folgen von Neustadt der — seit der Bahneröffnung stark verödeten — Landstraße nach Freiburg, die sich niemals weit von der Bahn entfernt, dort wo die Niedersenkung beginnt, stets hart neben oder unter jener verläuft. Es wird zumeist angegeben, daß sie erst hergestellt worden sei, um die Überführung der Königsbraut Maria Antoinette nach Frankreich möglichst weit durch österreichisches Gebiet zu verstatten, und eine ordentlichen Raum bietende Erweiterung der Enge am Hirschsprung ward erst 1770 gesprengt; doch kann es sich bei jenem Anlaß nur um Verbesserung einer schon vorhandenen schlechten Reit- oder Fahrstraße gehandelt haben, da eine wirklich neue in so kurzer Zeit fraglos nicht zu erbauen gewesen wäre. Die alte Straße zog sich jedoch nicht in den zahlreichen Windungen der jetzigen von Hinterzarten zum „Stern“ hinunter, sondern führte steil vom ersteren zum letzteren durch die „Löffelschlucht“ abwärts, welche nun nur noch zur Wegabkürzung für Fußgänger dient. Durch diese muß 1796 auch

der General Moreau mit einem Teil seiner Armee den berühmten Rückzug bewerkstelligt haben.

Was zur Linken (südlich) von der Straße liegt, rechnen wir zum später zu betretenden Feldberggebiet und lassen es vorderhand, auch wo es dicht herantritt, unbeachtet. So den dunkel neben Neustadt aufragenden Hochfirst und den bald herüberglänzenden Spiegel des Titisees. Der Weg führt durch eine von der Gutach durchflossene leichte Einmuldung, am See trennt sich von ihm die südwärts nach Lenzkirch emporsteigende Straße. In unserer Richtung taucht vor uns am „schwarzen Bären" von „Altenweg" vorbei über dem von der Bahn durchschnittenen Moorgrund gegen waldigen Bergrücken hin die Zwiebelturmkirche des außerordentlich weitumfassenden „Dorfbegriffes" Hinterzarten auf, das bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Hinterstraß (die Straße hinter dem Höllenthal) hieß. Die Kirche stammt als Wallfahrtskirche aus dem Jahre 1416, erhielt jedoch erst 1732 ihren jetzigen Kuppelturm. Neben ihr befindet sich die Haupthäusergruppe der unendlich weit über Berge und Thäler bis dicht unter den Feldberg zerstreuten Gemeinde Hinterzarten: überallher blicken vereinzelte graue Schindeldächer von den Mattenhängen oder aus der Hochthalsohle, die unverkennbar in alter Zeit ein Seebecken gewesen. Das Dorf (885 m) hat sich zu einem Hauptluftkurort mit großem Besuch herausgebildet; seine nächste Umgegend, vor allem der „Bruderhaldenberg", trägt bereits den schönsten Naturcharakter des Hochlandes um den Feldberg. Von Hinterzarten führt der erheblich kürzende Abweg durch die wasserfreudige, enge Schlucht des „Löffelthals" hinunter, dessen Benennung von der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner, der Anfertigung hölzerner Löffel, herstammt; ein Namensvetter „Andreas Hofers" machte im vorigen Jahrhundert dort den Beginn damit.

Die Landstraße zieht sich in einiger Entfernung

von der Gebäudegruppe um die Kirche, unter der sich auch der Hauptgasthof „zum Adler“ befindet, an mehreren „Sommerfrischen“ („Rößle“, früher „weißes Pferd“, bis zu dem ehmals das Gebiet der alten Berchtoldsbaar sich erstreckte) und Wirtschaften vorbei und nun bald in langen Schlangenwindungen der „Höllsteige“ ins Höllenthal nieder; wo sie die Sohle des letzteren erreicht, trifft sie mit dem Weg durchs Löffelthal zusammen. Zuvor umkreist sie einen einzelstehenden, von einem Kreuz überragten Felsen, den „Ravennafelsen“, neben dem ein Fußpfad in die Ravennaschlucht hinabführt.

Wir erfuhren bereits, daß der Bach derselben bei Breitnau vom „Fahrenberg“ entspringt und danach auch „Fahrenbach“ genannt wird; der sonderbare Name „Ravenna“ ist mutmaßlich erst eine ziemlich neuzeitliche Verschönerung aus „Raben“. Der Bach senkt sich rasch in eine außerordentlich enge Kluft, die in ihrem höchst besuchenswerten, aber ziemlich wegschwierigen oberen Verlauf teilweise noch Art und Wesen einer Wildnis besitzt; große Wasserfülle macht sie durchaus unzugänglich, nicht selten indes auch den unteren Teil der Schlucht. Vom Ravennafelsen führt er an schönen Kaskaden vorüber, auf Steiltreppen abwärts, immer an dem tosenden Bach entlang und zuletzt unter dem gewaltigen Viadukt der Eisenbahn hindurch grade vor zum Gasthof „zum Stern“. Die Ravennaschlucht bildet eine Hauptschönheit des Höllenthals, deren Besuch jedem anzuraten ist.

Beim „Stern“ vereinigen sich die genannten Wege; die Lage des großen, früher vielleicht angesehensten Gasthauses im Schwarzwald, das seit Jahren seine ehmalige Art sehr verändert hat, ist eine unvergleichliche. Ringsum, scheinbar ausweglos, umragen hohe Berg und Felsenwände steil den Thalkessel, aus dem reizvolle grüne Hügelkuppen aufwachsen. Leis erhöht am Gelände blickt die schon aus dem 12. Jahrhundert stammende graue „St. Oswaldskapelle“ herab, neben

der sich bis 1764 der Begräbnisplatz für Hinterzarten befand.

Wir haben hier den obersten Beginn des Höllenthales erreicht, dessen erst später künstlich zurechtgestutzter Namen, ursprünglich „Falkensteiner Thal“, dann (gleich dem des „Höllthal“ zwischen Triberg und Schönwald) „Höhlenthal“ war und das vorderhand wenigstens durchaus nichts Höllenhaftes aufweist. Zwischen mächtigen Bergwänden, von denen sich oft ungeheure graue Schutthalden herunterwälzen, zieht die Straße sich unter dem höheren Bahndamm hin, gelangt indes bald bei der Station „Posthalde“ eine Strecke lang auf das gleiche Niveau mit dem letzteren. Hier liegt der treffliche Gasthof „zur alten Post“, jedem Fußwanderer am besten für die Mittags- und Abendeinkehr zu empfehlen; kein Gast wird ihn unbefriedigt verlassen.

Dagegen enttäuscht ziemlich, besonders in mittäglicher Sommersonnenglut, nun die Weiterwanderung durchs Höllenthal. Einförmig zieht es sich eine Stunde lang hin; das Auge ermüdet bei der Betrachtung der gleichen, wolkenhohen Waldbergwände, bewundert nur hie und da die gewaltigen Felsstützmauern des Bahnkörpers. Einsam-still liegt die Straße zwischen ihren schweigsamen Waldlehnen. Nur hin und wieder schrillt ein hohler Pfiff auf, und schnaubend keucht droben ein schwarzqualmender Zug empor.

Plötzlich, jäh verwandelt sich vor dem abwärts Schreitenden die Szenerie. Statt der waldigen Hänge springen ungeheure wildzerborstene Felsmassen und Pfeiler auf, die Bahn durchbricht sie in Tunneln, unter dieser lassen sie keine Handbreit Raum mehr, als der schäumende „Höllbach“ (oder „Rota“) und die Straße fordern. Es rieselt feucht von den Steinwänden, die Sonne scheint auszulöschen, im tiefen, frostigen Schatten fällt es vom fast verschwindenden Himmel herab. Wir haben das eigentliche Höllenthal erreicht.

Leider ist diese großartige Strecke nur kurz, in fünf Minuten durchschritten, doch sie kann sich mit mancher hochberühmten „Alpenklamm" messen und besitzt auch in den felsigen Südthälern des Schwarzwaldes nicht ihresgleichen. Geschmackloserweise ist 1874, in Anlaß einer Versammlung deutscher Forstmänner, an der mächtigst wirkenden Stelle der „Klamm" eine Spielerei in Gestalt eines großen, auf dem überhängenden Felsblock stehenden Hirsches angebracht, der dort eine überall bei derartigen Schroffen wiederkehrende „Sprung"-Sage versinnbildlichen soll, und der Platz wird danach „Hirschsprung" benannt. Diesem gegenüber zur Rechten auf schwindelnder, kaum zugänglicher Höhe liegen die, von unten nicht wahrnehmbar, geringfügigen Trümmer einer zweifellos ältesten alemannischen Zeiten entstammenden Burg Alt-Falkenstein, vom Volksmunde der Umgegend „Räuberschloß" genannt. Ihr Ursprung ist unbekannt, der rotulus Sanpetrinus thut zuerst 1200 eines Chuono de Valchinstein Erwähnung; eine Sage läßt den Ritter „Kuno von Stein" mit Gottfried von Bouillon zum Kreuzzuge aufbrechen, weil seine Ehe kinderlos ist und er durch ein Gebet am heiligen Grabe einen Sohn zu erhalten hofft. Bei der Trennung von seiner Frau teilt er seinen Ehering in zwei Hälften für sie und für sich und verpflichtet sie, sieben Jahre auf seine Wiederkunft zu warten. Er wird von den Saracenen gefangen und muß sieben Jahre niedrigste Knechtsdienste verrichten, dann gelingt es ihm, zu entkommen. Doch auf der mühevollen Heimwandrung durch Wüsten und Schrecknisse zeigt ein Traum ihm seine Frau, die ihn tot glaubt und einem andern ihre Hand reicht. Darauf hat der Teufel gewartet, der dem Aufwachenden sein Traumbild bestätigt; er verheißt, den Ritter nach Hause zu bringen, und dieser schließt einen Pakt mit dem Bösen, ihm verfallen zu sein, wenn er unterwegs einschlafe. Unter Rauch und Flammen steigt sogleich aus klaffendem Erdspalt ein Löwe auf, der mit

ihm davonfliegt; der Schlaf will ihn schließlich bezwingen, da schießt ein weißer Falke aus den Wolken, setzt sich ihm auf den Kopf und erhält ihn mit Schnabel und Flügeln wach. Wild brüllend läßt der ergrimmte Löwe ihn vor seiner Burg nieder, in der schon die Hochzeitsgäste versammelt sind. Nun meldet der Thorwart einen Pilger in zerfetzten Kleidern, mit ellenlangem Bart, dem die Burgfrau einen Becher mit Wein reicht, er aber legt in den ausgeleerten als Hochzeitsgabe einen halben Goldring hinein. Wie die Frau ihre Hälfte dazu wirft, wachsen beide zu einem festen Reif aneinander, sie erkennt ihren Gatten, der neue Freier zieht bestürzt mit den Hochzeitsgästen von dannen, und die Wiedervereinigten werden durch reichen Kindersegen beglückt. Zum Dank nimmt der Ritter den Falken in sein Wappen auf und benennt fortan sich und seine Burg „Falkenstein“.

In Wirklichkeit waren die zuerst im 12. Jahrhundert auftauchenden „Edlen von Falkenstein“ (mit dem gleichnamigen Geschlecht auf den Burgen Falkenstein und Ramstein im Berneckthal nah verwandt; beide Linien führten einen auf einem Horst sitzenden Falken im Wappen) Raubritter der schlimmsten Gattung. Sie bildeten, zumeist unter dem sich bei ihnen forterbenden Namen „Kuno“, den Schrecken und die Verzweiflung der weiten Umgegend, bis das Geschick am Ausgang des 14. Jahrhunderts einen ihrer Nachkommen ereilte, „Werner von Falkenstein“, dessen Frau sogar mit an dem Räuberwesen teilnahm, als Aufpasserin am Fenster stand und, wenn sie Wandrer drunten gewahrte, den Knechten zurief: „Laufet abi! Sie komme!“; eine besondere Rolle spielte dabei noch ein Verwandter des Burgherrn „Klein-Künlin“. Im Jahre 1389 aber ward ein „Freiburger Hintersasse“ aus dem Dorf Kirchzarten von Falkensteinern gefangen auf ihre Burg geschleppt, mit ihm seine schwangere Frau, die angekettet dort ein totes Kind gebar. Man ließ sie dann frei, dasselbe zu

begraben, stürzte aber währenddessen ihren Mann aus dem Fenster in den Abgrund hinunter. Erst nach acht Tagen erhielt die Frau Nachricht davon und ging — wie die Verhörsakten mitteilen — „mit ihrem kranken Lip von Friburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an der Halde und suchte da iren man und fand in zerschlagen und modrig und zuog in herab an den weg und schafft das er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kilchen" (beim „Stern"). Danach jedoch rief die Frau Rat und Bürger von Freiburg auf offenem Markt um Rache an; die Stadt, lange von Grimm über das Räubertum und zahllose Schandthaten der Falkensteiner erfüllt, schloß ein Bündnis mit vielen Rittern in weitem Umkreis und eroberte mitten im Winter 1390 die Burg, verbrannte sie und riß sie bis auf die Grundmauern nieder. Wenn man die Lage derselben in Betracht zieht, erscheint diese Erstürmung kaum glaubhaft, und eine Sage erklärt sie dadurch, daß eine droben gefangen gehaltene schöne Frau Erbsen gestreut habe, um eine Zugangsmöglichkeit zu der Felsenveste zu deuten. Nach mittelalterlichem Brauch wurden die Burgknechte gerädert, die „Edlen" Werner, Dietrich und Klein-Künlin von Falkenstein aber schließlich gegen Urfehdeleistung freigegeben. Die Trümmer sind als spukhaft gefürchtet und die Umwohner lassen sie noch in der Tiefe mit Knochen Beraubter und Erschlagener angefüllt sein. Jedenfalls war Alt-Falkenstein ein seiner Nachbarburg Wißneck ebenbürtiges Raub- und Mordnest, wie die Falkensteiner den Snewelin und Blumeckern, den „Schirmvögten" des Klosters St. Märgen.

Etwas weiter abwärts im Thal, unterhalb des Ausganges der eigentlichen „Höllenschlucht", erhebt sich auf jäh abschießendem Felsen ein viereckiger Turmrest der Burg Neu-Falkenstein (gewöhnlich der Bubenstein geheißen) mit ausnehmend dicken Mauerwänden; ein Graben zieht sich drunter umher. Die Burg

(„Nüwen-Falkenstein", urkundlich zuerst 1266 genannt) war hauptsächlich eine „Filiale" der Stammburg zur Ausspähung von Saumrossen und Wanderern, die ihren Weg durch das Höllenthal nahmen; sie sperrte hier den Zugang von Freiburg nach der Baar, wie Wißneck den durch die Wagensteig. Neben ihr beginnt die unter der Felswand und der Bahn langhingestreckte Zinke Falkensteig, die erste Ortschaft nach Hinterzarten, von diesem fast drei Stunden entfernt, sich einer löblichen Wirtschaft mit dem idyllischen Namen „zu den zwei Tauben" erfreuend; über dem Hause führt ein bösartiger Weg durch den „Schulterdobel" zu den Trümmerresten einer ehemaligen Wallfahrtskapelle „Schwarzeck" hinan. Drunten nimmt bei den „Tauben" im erweiterten Thal eine üppig grünende, reizvolle Landschaft ihren Anfang, die wegen ihres starken Gegensatzes zum Höllenthal jedenfalls seit noch nicht sehr langer Zeit den Namen Himmelreich erhalten hat.

Und fürder ging's vom Höllenthal
Ins Himmelreich hinunter,
Die Almen grün im Sonnenstrahl,
Die weißen Wasser drunter —

als noch die Post von Neustadt nach Freiburg daherkam. Häuser ziehen sich darin entlang, als letztes ein schöner alter Schwarzwälderbau des „Gasthauses zum Himmelreich", dann mündet das Höllenthal in ein breitoffenes Thal aus, das nach der darin liegenden Hauptortschaft offiziell „Kirchzartener Thal" heißt, üblicher jedoch das Dreisamthal genannt wird. Drei Hauptbäche fließen in ihm zusammen und bilden, wo sie sich vereinigen, die Dreisam; es verläuft von Ost nach West, im Süden von den ausstrahlenden Höhen des Feldberg, im Norden von den schon früher erwähnten Südausläufern des Kandel umgrenzt. Gleichsam wie zwei Ausgangswächter des breiten Thales stehen sich die dunkel mit Wald überdeckten Gipfel des „Roßkopf" und des „Kybfelsen" gegenüber. Am Schluß

blickt über eine Abdachung des „Schloßbergs“ klein die Spitze des Freiburger Münsters, welche, obwohl das Dreisamthal wie eine ebene Fläche erscheint, doch der Lage des Bahnhofs der Station „Himmelreich“ an Höhe noch gleichkommt.

Die Landstraße, bald die von der Wagensteig herabkommende aufnehmend, läuft an vielen, gegenwärtig sehr verlassenen alten Wirtschaften — der „Rainhof“ war schon im 16. Jahrhundert angesehen — vorüber; eine derselben, „Zur Birke“, bildet den letzten Rest eines im Dreißigjährigen Kriege verschwundenen Dorfes „Birkenrüti“. Linksher blickt eine weit sichtbare weiße Wallfahrtskapelle vom „Geiersberg“ herab, dann folgt eine der ältesten erhaltenen Ortschaften des Schwarzwaldes, das Dorf Zarten und etwas südlich davon das Pfarrdorf Kirchzarten mit altersgrauer romanischer Kirche. Schon im früheren Abschnitt haben wir ersehen, daß sich hier ein befestigtes römisches Lager Tarodunum befand, dessen etwa zwei Meter hohe Erdwälle (nordöstlich von Zarten) zum Teil noch deutlich von der Straße aus zu gewahren sind; dem Begriff des dunum gemäß, etwas erhöht gelegen. Im Jahre 765 erscheint der Name in „Zarduna“ abgeschliffen („in villa quae dicitur Zarduna et in ipsa Marcha Zardunense“), 816 „Ecclesia Zartun“; in der Kirche ist ein Grabmal eines „Kuno von Falkenstein“, das ihn in voller Rüstung darstellt. Ein begabter junger Poet aus Untersimonswald, Severin Weiß, der 1854 dort als stud. theol. starb, liegt auf dem Friedhof beerdigt. Das interessanteste Gebäude des Dorfes ist der alte gegiebelte und betürmte „Thalvogtei-Hof“ aus dem 16. Jahrhundert. Durch reiche Wiesengründe setzt der Weg sich nach dem schon in Anlaß der Ermordung des Abtes Konrad von St. Märgen erwähnten uralten Keltendorfe Ebnet (1113 „Ebenote“) fort, in dessen Nähe sich äußerst geringe Überreste eines snewelinschen Schlößchens Falkenbühl finden. Es genoß bis zum Anfang der sechziger

Jahre einen gewissen Ruf durch die naturwüchsige, witzige Grobheit seines „Löwenwirtes“ oder „Schenkelewirtes“ Zipfel, dessen Schlußwahlspruch: „Suffet wi bigott!“ oft mit seinem Konterfei auf Biergläserdeckeln zu finden war. Berthold Auerbach hielt sich öfter eine Sommerzeit lang in Ebnet auf und hat in seinem „Stadt und Land“ den Löwenwirt zum Modell für seinen „Wädeliwirt“ genommen. Das Dorf liegt an die nördliche Bergwandung unter steilen Felsabsturz gedrückt, sich auch im Winter stets voller Sonne erfreuend, während ihm gegenüber an der südlichen unter dem Kybfelsen von der Schattenseite das Dorf Littenweiler (der „kleine Weiler“), 1112 „Wilare“, 1704 durch den Marschall Tallard in einen Aschenhaufen verwandelt, mit hohem weißem Gebäude seines schön belegenen Gasthauses herüberblickt. Eine altbenutzte, kräftige Stahlquelle befindet sich darin, die Waldnähe und schöne Wege machen den Sommeraufenthalt dort, ein Stündchen von Freiburg (fünf Minuten Eisenbahnfahrt), angenehm. Überall sind wir hier auf altbewohntem Boden; in der nördlichen Bergwand öffnet sich ein kleiner, ringsumschlossener, nur gegen Süden freier Einschnitt, in dem prächtig eingebettet die Karthause liegt, der halbzerfallende Überrest eines 1346 von dem damaligen Freiburger Bürgermeister, Ritter Johannes Snewelin, gestifteten, 1782 durch Kaiser Joseph II. aufgehobenen Karthäuserklosters. Eine geschütztere und idyllischere Lage läßt sich kaum erdenken, der Berglaubwald nickt über die zerbröckelten Mauern des großen Klostergartens. Der Stadtrat Freiburgs im 16. Jahrhundert muß einen heute dort unbekannten poetischen Sinn gehabt haben, denn er erließ eine vom Jahre 1508 datierte Urkunde: „Wir Burgermeister und rat der statt Fryburg im Brysgaw Thun kund menigklichen vnnd bekennen offentlich mit diesem Brieff | Das wir den wirdigen Ersamen geistlichen Pryjorn und convent Inn der carthus uff Sannct Johannis Bapistenberg ob

unser statt gelegen | Us sondere liebe vnnd neygung so wir zu Inen vnnd Irem gotshuws tragen vnnd sunst gar dheiner gerechtigkeit Biß uff vnser widerrufen gegönndt vnnd zugelassen habenn | Das nun hinfür nyemand In vnnserm wolde vnnd eigentumb am allernächsten an Irem gotshuws gelegen | genempt Im vogelgesang | voglen soll umb willen das die vätter dadurch nicht belestigt | auch die vögelin so zün Inen Ihr gotshuws Iren flugk vnnd wonung haben | nie uffgefangen werden." — Eine hohe, wundersam schlankstämmige Platane überragt den hufeisenförmigen, aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Klosterbau, der, nur in einem Flügel bewohnt, mit dem anderen den Eindruck eines verrankten Dornröschenschlosses erregt. Bei der Karthause führt in drei Viertelstunden ein Weg durch herrliche Hochtannenwelt aufwärts unter dem Roßkopf, der jetzt einen hohen Aussichtsturm trägt und eine der schönsten Aussichten des Schwarzwalds gewährt, an noch vorhandenen „Leidensstationen" vorüber nach der ganz in tiefsten Wald eingeschlossenen Wallfahrtskapelle St. Ottilien, die selbst im Dreißigjährigen Kriege nicht aufgespürt zu sein scheint. Die Sage rückt ihre Gründung bis zum Jahre 680 hinauf und bringt sie mit dem Kloster auf dem „Odilienberge" in den Vogesen in Verbindung. Ottilie, die Tochter eines elsässischen Herzogs Eticho, flüchtete vor ihrem Vater (die Gründe dafür werden verschieden überliefert) über den Rhein, ward von ihm verfolgt und hier in ihrer höchsten Not vor seinen Augen von einer plötzlich auseinanderklaffenden und sich hinter ihr wieder schließenden Felswand aufgenommen. Bestürzt und reuig erbaute er an der Stelle eine Kapelle und auf dem Odilienberg ein Kloster, in das Ottilie eintrat. Aus der Felshöhlung, die sie geborgen, aber entsprang ein kristallener Quell, dessen Wasser — ebenso wie drüben das des „Odilienbrunnens" — kranke Augen heilte und noch heutigestags heilt, wie man aus vielen Votiv-

gaben und häufig dort anzutreffenden Leuten, die ihre Augen mit dem Quell netzen, entnehmen darf. Wer dem heiligen Wasser profanen Wein oder Bier vorzieht, findet beides gut in der dortigen, der Stadt Freiburg von alters gehörigen Wirtschaft. St. Ottilien ist besonders in der Morgenfrische ein höchst reizvoller Fleck Erde, der „Schauinsland“ blickt mächtig in die kleine Waldlichtung herüber, und mehrere schöne Bergwege führen in tiefem Schatten nach Freiburg.

Dicht hinter dem Karthause beginnen die ersten Häuser des letzteren; die Landstraße des Dreisamthales läuft zwischen den beiden Gebäuden des alten „Gasthofs zum Schiff“ hindurch, die lange „Schwarzwaldstraße“ entlang und über eine Dreisambrücke nach Freiburg im Breisgau hinein, von dem Sebastian Münster sagt: „Das Brißgöw ist ein guts kleins Land | hat alle notturft.“ Und des weiteren äußert er sich über Freiburg selbst: „Es rinnen in dieser statt durch alle gassen bächlin | das eitel frisch brunnenwasser (?) ist | unnd über winter nit gefreurt. Weiter ist in dieser statt ein fast hübsch münster mit einem hohen thurm | der mit sunderlicher kunst vonn grund auff bis an den höchsten gipffel gefürt mit eytel quader und gebildten steinen | desgleichen man in Teutschen landen nitt findet nach dem thurm zu Straßburg. Die Heiden hetten ihn vor zeiten under die sieben wunderwerk gezelt | wo sie ein solich werk gefunden hetten.“

Der Freiburger Münsterturm ist schon an sich von mächtiger und zugleich zarter Schönheit, und doch wird erst durch das um ihn her von der Natur geschaffene Werk, dessen Sebastian keine Erwähnung thut, jener Eindruck hervorgerufen, der jedem, dem es vergönnt war, das Gesamtbild zu schauen, unvergeßlich bleiben wird. Zweifellos kann sich mit der Lage Freiburgs — richtiger mit der Aussicht, die es gewährt — keine andere Stadt Deutschlands messen. Der Umblick von der nächsten Höhe ist ebenso anmutig reizvoll, wie der bei

Baden-Baden und Heidelberg, aber unvergleichlich weiter umfassend und großartiger. Nur wenige Minuten steigen wir den unmittelbar bis an die Stadt von Nordost her vorspringenden „Schloßberg“, den letzten Kandelausläufer, hinan, und ein Panorama von weitestem Umfang und allerreichster Mannigfaltigkeit breitet sich vor uns aus. Nach Westen dehnt sich die von dem tiefen, dunklen „Mooswald“ durchzogene Rheinebene, aus der sich breit hingelagert der dreifach gegipfelte Kaiserstuhl aufhebt; die ganze wunderbare Kette der Vogesen von ihrem Südanfang bei Belfort bis fast zu ihrem nördlichsten Ende schließt das leuchtende Bild ab. Nah steigt im Südwesten der „Schönberg“ empor, dann gliedern sich ihm vielfach übereinander gehobene Hügel- und Bergketten an bis zum herüberschauenden, zumeist in Wirklichkeit blau erscheinenden Rücken des „Hochblauen“. Gegen Süden, vom „Schauinsland“ hoch überragt, wachsen die Tannenwände des „Brombergkopfes“ und des „Kybfelsen“ aus dem Dreisamthal in die Höhe, dessen ganze Länge nach Osten das Auge klar durchschweift bis an den Rand, wo sich steil das Hochland von St. Peter bis St. Märgen, besonders mächtig der „Ottenkopf“ und die schöngeformte, vielgegipfelte „Rotheck“ aufheben. So vereinigt die Rundsicht schon vom unteren Schloßberg die unendliche Weite des Oberrheinthales mit dem nahen Hochgebirge; steigt man den Berg etwas weiter, bis zur „Brücke“ hinan, so blickt von Südosten her auch der Feldberg, an seinem einem dunklen Pfahl gleichenden Turm kenntlich, über seine Vorberge mit kleiner, flach-rundlicher Kuppe herüber. Nur der Kandel, vom Roßkopf verdeckt, wird nicht sichtbar. — Vielleicht von noch höherem und feinerem Zauber ist die Aussicht von der ebenso nah an der Stadt im Süden belegenen „Lorettokapelle“; der daneben erbaute Hildaturm bietet noch weitere Ausblicke. Unter den machtvollen Kastanien- und Wallnußbäumen, welche die Kapelle umschatten, gesellt sich der Einblick in das grüne, wie

eine Märchenidylle hingestreckte „Güntherstal" mit seiner gleichnamigen Ortschaft hinzu, auf welche der 1286 m hohe Schauinsland, das Thal abschließend, niederblickt. Wenn er im Frühling nach oben mit weißen Schneehängen glänzt, doch drunten alles schon in grüner Lebensfreudigkeit auftreibt und von warmer Sonne überstrahlt liegt, kann das Bild, wenn auch in kleinem Maßstab, überraschend an „Heiligenblut" mit dem Großglockner darüber erinnern.

Wir müssen zunächst noch auf dem Schloßberg verweilen, der die deutlichsten Spuren alter Römeransiedlung in einem 1819 auf ihm ausgegrabenen Mosaikfußboden und Münzen hinterlassen. Wo jetzt der „Ludwigspavillon" von seinem Felsenthron herabsieht, stand ein „Kastell", um eine Verbindung zwischen den beiden römischen Hauptbefestigungen der Gegend Brisiacum (Breisach) und Tarodunum (Zarten) herzustellen. Es war mit besonderer Sorgfalt und unglaublichem Mühaufwand erbaut, da man, um es unangreifbar zu machen, die ganze Felswand dahinter von Nord nach Süd bis in gewaltige Tiefe hinunter breit durchschnitt und so die heutige sogenannte „Kanonenschlucht" bildete. Auf den Grundlagen dieses Römerwerks erhob dann, wahrscheinlich im Jahre 1090, der Herzog Berthold II. von Zähringen zuerst eine Burg, das „Burghaldenschloß", unter der sich rasch ein Dorf Freiburg ansiedelte, das früh schon, als „Vorburg" des Schlosses, mit Mauern und Gräben umgürtet und 1118 von Berchthold III. (nach dem Thennenbacher „Güterbuch": „Qui civitatem initiavit", nicht, wie gewöhnlich berichtet wird, durch seinen Bruder Konrad von Zähringen 1120) zur Stadt mit „Kölnischer Freiheit" erhoben wurde. Im Gange der Zeit überdeckte sich der ganze Rücken des Schloßbergs mit drei unter sich durch ummauerte Gänge verbundenen Schlössern, deren oberstes auf der Berghöhe das „Adlerschloß" war. Die Trümmer desselben liegen heute völlig überwuchert und unter Wald

begraben, kein Mauerwerk ist mehr sichtbar, doch man erkennt noch, wo der Bergfried gestanden, und deutlich an Schuttaufhöhungen und Grabentiefen, wie groß der Umfang des mit Schanzvorwerken ausgerüsteten Schlosses gewesen, dessen „Kommandantenhaus-Giebel" um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Berichte eines damaligen Amtsschreibers „ein erbärmliches Aussehen" gehabt, „wie ein Eckhut der Weiber, wenn sie von einer Kindstaufe kommen". Von den beiden anderen, tiefer gegen die Stadt herabgezogenen Burgen und den Verbindungsgängen findet sich noch da und dort ein unscheinbares Gemäuerstück, am meisten um den Standort des Römerkastells und diesem gegenüber, wo über der Kanonenschlucht eine uralte, in den Felsen gehauene interessante Treppe auf ein kleines Plateau hinaufführt. Der Schloßberg muß, als er von seinen drei Burgen überkrönt stand, den stattlichsten Anblick der Art in Deutschland, dem des Heidelbergers nicht nachstehend, geboten haben; gegenwärtig ist, wie gesagt, von allem fast nichts mehr übrig. Die Burgen fielen mehrfach in Trümmer, zuerst schon durch die Freiburger selbst 1366, und wurden wieder erbaut; Abbildungen von ihnen sind aus den Jahren 1500, 1589 und 1622 vorhanden. Der Bauernkrieg und der Dreißigjährige Krieg trugen am meisten zu ihrer Zerstörung bei; zuletzt ward 1671 auf der Burghalde ein kaiserliches „Leopoldschloß" errichtet, das durch die Franzosen wieder verschwand. Im vorigen und diesem Jahrhundert schleppten die Freiburger allmählich alle noch benutzbaren Gesteinreste zu Bauverwendungen herab.

Unter dem Schloßberg übersieht der Blick die Stadt Freiburg, deren ältester Teil fest um das Münster herumgelagert lag. Ihre inhaltsreiche und inhaltsschwere Geschichte kann dies Buch so wenig als die ihres Münsterbaus auch nur in Kürze verfolgen; umfangreiche Werke darüber, wie Auszüge aus ihnen stehen den Wißbegierigen genug zu Gebot. Wir thun nur

des ältesten Siegels der Stadt Erwähnung, das ein geschlossenes Thor mit einem doppelt betürmten Giebeldach darstellt; das früheste bekannte Stadtwappen, ein rotes Kreuz in silbernem Felde, stammt, bis heute gleich erhalten, vom Ende des 14. Jahrhunderts. Zwei Ereignisse waren für die Entwicklung der Stadt von weittragender Bedeutung: daß sie, aus der Gewalt ihrer Zähringer- und Freiburg-Fürstenberger Herren 1368 gelöst, nicht freie Reichsstadt wurde, sondern sich freiwillig dem Haus Österreich übergab und unter der geisterdrückenden Herrschaft desselben über vier Jahrhunderte (bis 1806) verblieb. Sodann, daß 1827 der Sitz der erzbischöflichen Kurie von Konstanz hierher verlegt wurde.

Freiburg, jetzt ungefähr 54000 Einwohner zählend, hat in neuerer Zeit, was Ausdehnung und Verschönerung anbetrifft, ungemeine Fortschritte gemacht. Neben öffentlichen und privaten Bauten aller Art sind ganz neue Villenviertel entstanden, dabei hat der alte Kern der Stadt seinen mittelalterlichen Charakter und damit eine Anzahl interessanter und schöner Baudenkmäler bewahrt. Als die Hauptstadt des Breisgaues ist Freiburg Sitz der entsprechenden Behörden und bedeutende Garnisonstadt, außerdem aber noch Universitätsstadt und Residenz eines Erzbischofs. Neben dem Ruf der Frömmigkeit, den er sich aus dem Mittelalter bis heute bewahrt hat, besitzt der Ort auch die Eigenschaft, eine der wohlhabendsten Gemeinden des badischen Großherzogtums zu sein, wodurch er in der Lage ist, für sein Gemeinwesen viel zu thun. Unter den diesem Umstande zu dankenden Annehmlichkeiten stehen die mit großen Kosten hergestellte Quellwasserleitung und die vortreffliche Kanalisation obenan. Zählt man zu solch gesunden Einrichtungen noch die herrliche Luft, die klimatischen und landschaftlichen Vorzüge, so ist es wohl kein Wunder, daß die Stadt an der Dreisam eine Zuflucht für solche ist, die in der beneidenswerten Lage sind, ihr Dasein procul negotiis in stiller und doch durch wissenschaft-

liches und geistiges Leben angeregter Beschaulichkeit zu genießen. Unter diesen Glücklichen sind auch viele Norddeutsche; besonders ist Freiburg aber die Pensionopolis der Apotheker, die unter allen Berufsarten am frühsten in den Ruhestand treten können.

Unter Freiburgs Sehenswürdigkeiten nimmt das Münster nicht nur für Freiburg, sondern für das ganze von uns durchwanderte Gebiet bei weitem die erste Stelle ein. Diese „Perle deutscher Gotik", ausgezeichnet durch ihren bereits im Mittelalter vollendeten Ausbau, zieht durch den 115 m hohen Hauptturm, der fast die ganze Ebene des Breisgaues beherrscht, das Auge jedes das Weichbild der Stadt Betretenden schon von weitem auf sich. Einzig in seiner Art, krönt dieser Turm als einer der schönsten des Erdballs den in der Mannigfaltigkeit der Bauformen malerischen alten Kirchenbau aus rotem Sandstein. Wo man auch weile, auf der Höhe über der Stadt oder in den Straßen, immer wieder zieht die durchbrochene Steinpyramide des Münsterturms die Blicke auf sich, und von den Tausenden, die von Freiburg Abschied nehmen, wird wohl der meisten letzter Blick immer dem Münster gelten, um das herrliche Bild möglichst unverwischbar festzuhalten, denn selbst noch die Erinnerung daran ist ein Genuß. — Auch das Innere des Gotteshauses mit seinen Epitaphien, Altären, Kapellen, Glasmalereien u. dergl. bietet kulturgeschichtliche und kunstgeschichtliche Reichtümer.

Außerdem sind als bemerkenswert zu nennen das 1518 im Frührenaissancestil erbaute „Kaufhaus" mit vier Kaiserstandbildern an seiner Front, das Kornhaus am Münsterplatz, das aus mächtigen Quadern aufgetürmte „Schwabenthor", ingleichem das „Martinsthor", dann der „Franziskanerplatz" mit dem alten und neuen Rathaus und der Martinskirche, sowie der Brunnen in der „Kaiserstraße", das Siegesdenkmal für 1870/71 auf dem Kaiser-Wilhelms-Platz und die pro-

testantische Ludwigskirche, eine romanische Basilika, wie das Münster in rotem Sandstein aufgeführt. Sie stand ursprünglich als Abteikirche bei Emmendingen und wurde Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts dort abgebrochen und hier wieder aufgebaut. In den engen Straßen verbergen sich jedoch, oft in wenig auffällig äußerer Erscheinung, auch sonst noch manche betrachtenswerte Gebäude aus vergangenen Jahrhunderten; eigen sind auch mehrere kaum mannesbreite Gäßchen am Münsterplatz. Interessant sind ferner die zahlreichen, mit Denkmälern oder Gruppen (z. B. Maria als Himmelskönigin) gezierten Brunnen. Von der breiten Kaiserstraße in der Mitte durchschnitten, ist die Altstadt trotz der Schmalheit ihrer übrigen Gassen doch im ganzen von freundlichem Charakter; die neu hinzugefügten modern-regelrechten Stadtteile leiden zwar vielfach an Einförmigkeit, allein in seiner Gesamtheit bietet Freiburg heitre Offenheit und Sonnenfreudigkeit, in welche die grünen Waldberge von Osten und Süden her dicht und hoch herniederschauen. Die beiden oben genannten Thore bilden den letzten Rest der mittelalterlichen Ummauerung; bis zum 17. Jahrhundert besaß die Stadt einen Kranz von vier sie umgebenden Vorstädten, welche, besondererweise, alle mit eigenen Mauern umschlossen und abgegrenzt waren: „Adelhausen“, „Neuenburg“, die „Schneckenvorstadt“ und die „Predigervorstadt“. Was der Dreißigjährige Krieg von diesen belassen, verschwand völlig, als Freiburg, 1679 durch den Frieden von Nymwegen französisch geworden, auf Befehl Ludwigs XIV. zu einer modernen Vaubanschen Festung umgewandelt wurde. Das regelrechte Kleid von Wällen, Bastionen und Contrascarpen, welches die Stadt dadurch erhielt, hat sie, allerdings mehr und mehr in Verfall, bis in unser Jahrhundert getragen, und einzelne letzte Überreste, das sogenannte „Breisacher Thor“, sowie in Gärten umgewandelte Grabentiefen deuten noch auf die „französische Festung“ zurück. Verschwunden sind auch die

zahllosen Augustiner-, Franziskaner-, Antoniten-, Barfüßer-, Dominikaner-, Kapuziner-, Karmeliter- und Nonnenklöster der heiligen Clarissa, Agnes, Katharina, Anna, Magdalena, Ursula und anderen Sanktitäten noch, welche die Stadt als stetige hohe Glaubensburg des Mittelalters besessen; das große Jesuitenstift fiel 1773 der 1457 von Herzog Albrecht VI. von Österreich begründeten Universität anheim. Die Zahl der an der letzteren wirkenden bedeutenden Lehrer war groß; aus unserm Jahrhundert ist der bekannteste von ihnen der 1775 in Freiburg geborene freisinnige Geschichtschreiber und „Professor des Vernunftrechtes“ Karl Wenzel Rodecker von Rotteck, dem nach seinem Tode auf dem Franziskanerplatz ein Denkmal gesetzt werden sollte. Doch ward dies bei Nacht und Nebel vereitelt und auf dem Platz dafür ein Standbild des ehemaligen Freiburger Franziskanermönchs Berthold Schwarz, des sogenannten Erfinders des Schießpulvers, errichtet, während die Büste Rottecks aus der heiligen Kirchennähe auf den heutigen „Rottecksplatz“ verwiesen ward. Ein anderes Angedenken an ihn bewahrt eine Stelle droben im Bergwald unter dem Roßkopf, wo er sich ein einsames Landhaus, den „Schönhof“, zum Aufenthalt erbaute. Doch nach seinem Tode ward es abgebrochen, zu Thal getragen, und im tiefen Wald hat sich nur noch da und dort ein Gesträuch seines Gartens forterhalten, mit überraschender Blüte von einer schon wieder vergangenen Welt schon halbverschollene Kunde gebend. Schnell erlischt das Gedächtnis auch der großen Toten unter kleinen Lebendigen.

Der Ursprung Freiburgs ist dunkel, es fällt kaum ein deutlicheres Licht auf ihn, als die Worte der elsässer Chronik Jacob Twingers von Königshoven es im 15. Jahrhundert mitteilen: „Da man zelte 1091 jor / do vinng her Berchtolt von Zeringen ein Herzog von swoben die stat Freiburg an zu buwende, das vor ein Dorf war“. Als gewiß geht nun hervor, daß, wo

gegenwärtig die Stadt liegt, sich im Jahre 1008 noch dichter Wald befand, wie aus einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. erhellt, in welcher er dem Domstift Basel Forstungen im Breisgau vergabt und darin die Grenzen bestimmt: Von da bis Wohren, von da bis Harderen. Beide letzteren Orte, zwischen denen jetzt Freiburg liegt, waren mithin schon damals vorhanden, die heutigen Vorstädte „Wiehre" und „Herdern". Der Name des ersteren bedeutet fraglos ein „Wehr", ein Wasserwehr der Dreisam am Wege in das schon seit uralten Tagen bewohnte Güntherssthal; das Dorf hieß später gewöhnlich „Adelhausen" nach dem gleichnamigen, 1234 dort gegründeten, 1677 zerstörten und in die Stadt Freiburg verlegten Frauenkloster, von dem nur noch eine kleine Heiligennische auf offenem Felde zurückgeblieben. Unweit davon heißt eine Straße „Turnseestraße", welche diesen Namen nach einer dort verschwundenen Burg der „Turner" tragen soll, einem Freiburger Geschlecht des 13. Jahrhunderts, dessen Wappen mit dem in der „Manessischen Sammlung" erhaltenen des unter dem Namen „Der Turner" bekannten Minnesängers übereinstimmt. Noch einen verschwundenen See besitzt die Wiehre in dem schon als Zusammenkunftsort der Freiburger Hexen erwähnten „Nägelesee". Er ist jetzt zum Teil überbaut und keine Wasserspur mehr von ihm vorhanden, doch es wird sich an der Stelle früher wohl sumpfiger Boden befunden haben, da sie noch im vorigen Jahrhundert dicht mit Grasnelken („Nägele") überdeckt gewesen. Davon, daß diese im Winde wie Wellen hin und her gewellt seien, soll der „Seename" herrühren; für einen poetischen Sinn der Hexen legt dies jedenfalls ein gutes Zeugnis ab. Daß Freiburg von solchen voll war, verstand sich von selbst. Viele Lokalsagen berichten darüber; eine erzählt von der gewonnenen Wette des Scharfrichters, es seien mehr vorhanden, „als in einen vierspännigen Leiterwagen gingen".

Die Vorstadt Wiehre liegt im Süden der eigentlichen Stadt, jenseits der Dreisam, jetzt als ein „städtisches“ Dorf mit der sich durch seine Mitte lang hinziehenden „Güntersthaler Allee“, ebenso wie Herdern mit Freiburg ganz verschmolzen. Zur Rechten hebt sich am Thaleingang der Hügel mit der „Lorettokapelle“ auf; etwas höher darüber blickt ein in neuer Zeit kostspielig und geschmacklos in Gestalt eines alten Bergfried erbauter Turm herab. Wir schreiten von der Wiehre über die obere, ehemals bedeckte Dreisambrücke zur Stadt zurück und gewahren an der Innenseite des „Schwabenthores“ (durch das die Straße nach Osten, ins „schwäbische Land“ führte) ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert. Es stellt einen Bauern mit einem Wagen dar und illustriert einen alten Volksschwank, doch zugleich auch eine altalemannische Neigung, sich über die suevischen Stammesgenossen lustig zu machen. Nach dem Bericht kam ein reicher Bauer aus Schwaben auf den Gedanken, sich Freiburg, von dessen Schönheit er gehört, zu kaufen, lud zwei Fässer mit Gold auf einen Wagen, fuhr damit hierher und fragte: „Was koscht's Städtle?“ Er hatte aber für den Spott nicht zu sorgen, als sich herausstellte, daß sich statt Goldes in den Fässern Sand befand, den seine Frau heimlich hineingefüllt, um zu zeigen, daß wenigstens eine kluge Schwäbin jenseits der Berge zu Hause sei. — Das „Martinsthor“ trägt ebenfalls ein Bild, doch christlicherer Legendenart, den h. Martin darstellend, wie er mit einem Bettler seinen Mantel teilt.

Hinter dem Schwabenthor bietet die Stadt in dem kleinen „Oberlinden“ genannten Platz einen ihrer ältesten und interessantesten Teile; schon im 13. Jahrhundert wird ein Bürger, wohnhaft „ze der oberun lindun“ erwähnt. Jene uralte Linde ist hingestorben und ihr im vorigen Jahrhundert eine stattlich aufgediehene Nachfolgerin gesetzt; abwärts in der Stadt entspricht dem Platz ein andrer mit dem Namen „Unter-

17*

linden". Wir wandern durch die „Herrengasse" — der Kundige weiß, daß sich unter dieser heutigen Benennung stets unfehlbar eine alte „Pfaffengasse" birgt — weiter gen Norden, dicht am Münster und seiner „Bauhütte" aus dem 16. Jahrhundert vorbei; neben uns schießen, wie zu Sebastian Münsters Zeit, die aus der Dreisam fast durch alle Straßen abgeleiteten „Bächlin" entlang. So kommen wir am „alten Friedhof" vorüber, der schön und besuchenswert ist; er enthält unter anderen das Grab eines in Freiburg verstorbenen Bruders Mirabeaus und eine höchst komisch-rührende Gruftsteinplatte vom Ende des vorigen Jahrhunderts, auf der eine Frau von zahlreichen kleinen Kindern umdrängt, dargestellt ist. Der trauernde Gatte wollte ihr durch eine Grabschrift den höchsten Preis zuerkennen und setzte unter das Bild: „Sie war ganz — doch" (hier besann er sich offenbar auch auf ihren Wert als Gattin) „nicht zu sehr Mutter". Kulturgeschichtlich von Interesse ist, auf dem Kirchhof zu beobachten, wie in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die alten poetischen Sinnsprüche auf den Grabdenkmälern mit Aschenurnen und trauernden, fackellöschenden Genien aufhören und Bibelsprüche an ihre Stelle treten. Es bezeichnet die Grenze einer Geistes- und Gemütsbildung des vorigen Jahrhunderts, die auch ins Volk eingedrungen war.

Nun gelangen wir zu der andern, nördlichen Vorstadt Freiburgs, dem schon genannten, in eine Bergausbuchtung eingebetteten uralten Dorf Herdern (806 „Hardun"), das seinen ländlichen Charakter noch ganz bewahrt hat. Es muß einmal ein Bad besessen haben, da 1564 ein Baseler Fürstbischof mit zwanzig Pferden zu einer „Badekur" hieherzieht. Von der Gegenwart Herderns ist nichts anzumerken, als daß von ihm weiter nach Norden durch Rebgelände ein kurzer Weg nach dem Dorf Zähringen führt, auf das von spitzem Berggipfel die Ruine der Burg Zähringen herabblickt.

„Es war einmal ein Köhler", so hebt die Sage an, der in dieser Gegend beim Kohlenbrennen eine geschmolzene glänzende Masse fand; sie bestand aus Silber, das dem Berg entstammte, und allmählich häufte er einen großen Schatz davon an. Zu der Zeit saß ein vom Thron gestürzter Kaiser flüchtig und in Not gegenüber auf dem „Kaiserstuhl" und ließ verkünden, wer ihm wieder zu seinem Reich verhelfe, dem gebe er seine Tochter zur Frau. Dieser Helfer wurde der Köhler mit seinem Schatz und der Eidam des Kaisers, der ihn zum Herzog von Zähringen erhob. Er erbaute Burg und Dorf Zähringen und danach die Stadt Freiburg, ward aber ein großer Tyrann, Frevler und Missethäter. Er gründete indes schließlich aus Reue über seine vielen Sünden die Klöster St. Peter und St. Trudpert. Diese Buße half ihm jedoch noch nicht, denn er wurde nach seinem Tode, als „versteinerter Herzog" oder der „Fürst mit dem steinernen Herzen" (sein mächtiges Steinbild steht im Freiburger Münster; Berthold V., dem auch die Geschichte viele böseste und grausamste Dinge nachsagt) in einen Berg am Meer verbannt und büßt dort noch jetzt. Die reichen Silberminen des Berges aber verschwanden für immerdar.

Wir befinden uns hier auf der wohl ältesten oberrheinischen Burg des „städtegründenden" Zähringer Geschlechts, deren Erbauungszeit unbekannt ist und die eigentümlicher Weise zuerst 1050 genannt wird, während das Dorf Zähringen schon 1008 vorkommt. Ihr erster Besitzer, sowie der der „Zähringer Herrschaft" im Breisgau, war vermutlich Berhold I. (11. Jahrhundert); 1218 starb das wahrscheinlich von der Baar („Bertholdsbaar") stammende Geschlecht mit Berthold V. aus (das heutige badische Fürstenhaus leitet seinen Ursprung von einer durch Hermann I., einen Sohn Bertholds I. begründeten Nebenlinie her) und die Burg kam an die Grafen von Freiburg (nachmaligen Grafen von Fürstenberg). Diese lebten in fast ununterbrochener Fehde mit

den Bürgern ihrer Stadt, so daß die letzteren 1280 das Schloß Zähringen zerstörten. Doch mußten sie es wieder aufbauen, es ging später in wechselnden Besitz über und ward im Dreißigjährigen Kriege in Trümmern gelegt. Es war klein und wohl nur kurze Zeit wirklicher Wohnsitz der Zähringer; gleichzeitig kommt auch ein sich nach der Burg benennender Dienstadel vor, doch verschwindet er im 13. Jahrhundert. Der Name „Zähringer" erscheint als ein häufiger im Schwarzwald, und ein „Zähringerhof" kehrt mehrfach wieder.

Die Ruine ist unbedeutend, besteht fast nur aus dem erhaltenen, rings von sonnigem Laubwald umgebenen Bergfried, zu dem man sich von einem etwas unterhalb belegenen Hause einen (schwer aufschließenden) Schlüssel mitnehmen muß. Die Aussicht von oben ist die am Westrand des Gebirgs stets wiederkehrende; nah im Norden steigt der seltsame Denzlinger Kirchturm aus der Ebene und seiner uns schon bekannten Umgegend auf. Westwärts hinüber erhebt sich gegen den dunklen „Mooswald" der Kirchturm des vielfach mit großen Ammoniten in den Häusermauern verzierten Dorfes Lehen, bekannt durch seine Beteiligung am Bauernaufstand des „Bundschuh" 1513 (Hans Enderlin). Auf halbem Wege zwischen dem Dorfe und der Stadt Freiburg steht an der Landstraße ein mächtiges Steinkreuz vom Jahre 1299 zum Gedächtnis einer dort zwischen den Bürgern Freiburgs und dem sie bedrängenden Straßburger Bischof Konrad von Lichtenberg ausgefochtenen Schlacht, in welcher der letztere nach dem Bericht des elsäßer Chronisten Jakob von Königshoven von einem riesigen Freiburger Metzger, Namens Hauri, erschlagen wurde.

Wir thun jetzt am besten, ein wenig in unser nächstes Gebiet, das des „Feldberg", einzugreifen, um kurz einige nennenswerte Punkte der südlichen Umgebung Freiburgs zu berühren. In die Rheinebene springt der schon oft genannte Schönberg (Schinberg) mit seinem außer-

ordentlichen Reichtum an kleinen Überresten fast aller geologischen Formen des Schwarzwaldes vor. Er zeichnet sich auch als ein „Venusberg“ aus, in welchem sich genau dieselbe Tannhäusersage abspielt, wie im Thüringer „Hörselberg“. Nur ist es ein Ritter der auf dem Berg belegenen „Schnewburg“, den die „schöne Teufelinne“ zu sich verlockt, und den man nachher, als die Kunde von dem „grünenden Stab“ des Papstes aus Rom gekommen, beim Nachgraben im Berginnern tot auf seinem Roß sitzend gefunden; bis zur Frau Venus selbst vermochte man nicht vorzudringen. Offenbar gaben mehrere seltsame, bei der Anlage der Bahnlinie Freiburg-Basel aufgedeckte Tropfsteingrotten, jetzt verfallener Art, im Schönberg zu der Hierherverlegung der Sage Anlaß, jedenfalls schon in früher Zeit, denn eine derselben heißt in alten Urkunden „Heidenkeller“, und die nah darunter belegenen Dörfer Uffhausen und Wendlingen kommen bereits im 8. Jahrhundert als „Ufhusa“ und 786 als „villa Wentillinga“ vor. Sie sind jetzt mit St. Georgen zu einer fast stadtartig großen Ortschaft vereinigt; die Kirche desselben, dem heiligen Georg geweiht, wird 1178 als „Hartchichla“ genannt, „auf der Hart“, dem steinichten Abfall des Schönbergs, erbaut.

Von diesem blickt auf einer westlichen Abdachung die Ruine der heut in „Schneeburg“ verderbten Schnewburg herunter, einer der zahlreichen Burgen des Snewelingeschlechts (die Aussprache des Namens ist „Schneuelin“), vielleicht die Stammburg desselben. Sie ward im Bauernkrieg niedergeworfen; das noch hochaufragende, von Freiburg aus wie ein Turm erscheinende Trümmerstück ist kein Bergfried, sondern einer der Mauerreste, einsam und wildschön auf steiler Felshöhe belegen.

Überall hier uralte Welt! Nach Süden abwärts von der Ruine die allein aus Wiesen um sich schauende, etwa um das Jahr 1000 vom Kloster St. Trudpert aus

begründete, 1748 neu erbaute Kirche „Berghausen“, einziges Überbleibsel eines, wie es scheint, schon gegen den Ausgang des 14. Jahrhunderts in unaufgehellter Art verschwundenen Dorfes, das ehemals eine bedeutende Stellung in der Gegend eingenommen und mutmaßlich noch einzelne Gehöfte bis zum Dreißigjährigen Kriege erhalten gezeigt. Dann folgt, lang in der Bergmulde hinabgestreckt, das stattliche Dorf Ebringen, das altrömische Eburum, 716 als „Eburinga“ genannt. Älteste germanische Reihengräber finden sich bei ihm, und auch sein Rebbau ist der ältest-erwähnte am Oberrhein, reicht fraglos schon bis in die Zeit des Dekumatenlandes hinauf. Es gehörte nach einer 791 in Zarten ausgestellten Schenkungsurkunde acht Jahrhunderte lang dem Kloster St. Gallen, welches einen „der Probst im Breisgau“ genannten geistlichen Vogt mit seiner Verwaltung betraut hielt. Drei alte verwitterte Steinkreuze am Westende des Dorfes erhalten das Gedächtnis an eine 1495 stattgefundene Ebringer „blutige Kirchweih“, bei der mehrere Freiburger Gäste erschlagen wurden, wofür die andern Tags zur Rache ausziehenden Freiburger nur ein menschenleeres Dorf und „einen schlechten Abendtrunk“ vorfanden.

Nun weiter westwärts nach Wolfenweiler (873 Woluinwilare) und Schallstadt (779 Scalcstat); danach steigt, wenn man den ganz mit Reben überdeckten langen Rücken des „Batzenbergs“ nach Osten umbiegt, gleich einem Kapuzinerpilz der rotbehaubte Turm von Kirchhofen auf, daran stoßend das Dorf Ambringen (805 Antparinga) und die große Ortschaft Ehrenstetten (1111 Orichstetten). Kirchhofen (805 Vulvilinchouuen) bildete eine Herrschaft und besaß eine, 1304 als Schneweliniſch genannte, im Verfall noch stehende, höchst malerisch-besuchenswerte Tiefburg (jetzt Schulhaus), berüchtigt durch schmählichsten Wort- und Treubruch des Rheingrafen Otto Ludwig, welcher 1633 dreihundert das Schloß mannhaft gegen ihn verteidigende

Bauern nach Zusage freien Abzugs bei diesem bis auf den letzten „unerbärmlicher Weis" niedermachen ließ. Eine Sage läßt dabei zwei Nonnen eines Klösterchens oben auf den Kirchturm hinaufflüchten und, da die Kirche in Flammen gesetzt wurde, in die „ausgebreitete Schürze" der auf ihr Angstgebet unten zu ihrer Hülfe erscheinenden Jungfrau Maria hinunterspringen. Es scheint, daß sich ein solcher Niedersprung verzweifelter Frauen in Wirklichkeit zugetragen. Der Altarstein der Pfarrkirche zeigt darüber die Inschrift: „Anno 1633, den 19 Wintermonat sind Kirche, Schloß und Dorf verbrännt und kam das Land in der Schweden Händ. Dreihundert Bauersleut' waren todt geschlagen. Gott woll' ihnen und uns allen geben ein fröhlich Auferstehen. Ihm und seiner lieben Mutter zu Lob hab' ich Hanns Scherlin und Anna Gottfriedin, mein eheliche Frau, weil uns der Herr das leidig Kriegswesen hindurch wunderbarlich erhalten, den Stein anher verehrt."

Wir haben diese Orte als Ausflugspunkte von Freiburg genannt, sowie um eine Vorstellung der ältesten Besiedlung der Gegend zu erwecken. Zwischen dem Schönberg und der Schwarzwaldkette kehren wir durch das „Hexenthal" gegen Freiburg zurück. Über dem kleinen, aus dem 16. Jahrhundert stammenden „Kukuksbad", dessen heutiger Name indes — aus unbekannter Veranlassung — erst in unserm Jahrhundert aufgekommen zu sein scheint, befinden sich in der Felswand des „Ölbergs" eigentümliche schwer zugängliche, „Teufelsküchen" genannte Höhlen, welche nach Einrichtungen in ihrem Innern schon in sehr früher Zeit als Schlupfwinkel für Bedrohte gedient haben mögen. Der Wald darüber birgt im Büschgestrüpp ein unaufgehelltes altes Mauerwerk mit Schießscharten; dagegen ist wenigstens gegenwärtig nichts mehr von den fabelhaften Bronzeringen in der Felswand vorhanden, die nach der bestimmten Aussage noch lebender alter Leute

hoch oben befestigt gewesen sein sollen und zu der lange gläubig aufgenommenen Sage Anlaß gegeben, die Urbewohner der Gegend hätten, als das Hexenthal und die Rheinebene ein See gewesen, an jenen Ringen ihre Böte (Weidlinge) angekettet gehabt. Das Hexenthal, in welchem ein „Hutzenweible“ mit der Holzkiepe auf dem Rücken, Pelzjacke, Strohhut, einem weißen und einem roten Strumpf umgeht, führt nach einer Überlieferung seiner Namen von einer alten Bauernfrau „Annele“, die bei einem schrecklichen, alle Felder verwüstenden Wolkenbruch nicht mit den andern jammerte, sondern, trottelhaft mit dem Kopfe nickend, murmelte: „Selber thun, selber haben“. Daraus fiel der Verdacht auf sie, daß sie eine Hexe sei, die das Unwetter gemacht; der Amtmann konnte sie jedoch nicht zum Geständnis bringen und that zuletzt mit der Äußerung, „sie könne nichts und sie sei keine rechte Hexe“, als ob er sie fortschicken wolle. Das griff dem Annele an die Ehre, sie machte, ärgerlich an ihrer Schürze drehend, aus dieser ein Häschen mit langen Ohren, das sogleich wieder verschwunden war. Da bekreuzten sich die Umstehenden, hatten sie jetzt als „rechte Hexe“ erkannt, und sie ward, sich geduldig an den Pfahl binden lassend, auf dem noch heut den Namen „Hexenmättle“ führenden Platz verbrannt. Vielleicht diejenige, für deren „Feuerhinrichtung“ von dem hochachtbar-fürnehmen Stadtschreiber zu Freiburg „abermal“ der Nachrichter der Stadt erbeten wurde (vgl. S. 208).

Im Hexenthal folgen weiter, in der Richtung nach Freiburg zu, die Dörfer Vollschweil, Sölden (805 Selidon), wo sich in der Nähe der Stätte eines alten Nonnenklosters schwache in der Umgegend wegen Geisterspuks verrufene Spurreste einer ehemaligen, wahrscheinlich den „Herren von Scherzingen“ angehörigen Burg „Bürgle“ oder „Heidenschloß“ finden — Wittnau (786 Wittunavia) am Schönberg hinaufgezogen, Au (Owon) gleichfalls mit schwachen Restspuren eines

verschwundenen Schlosses, als letztes vor Freiburg Merzhausen (786 Villa Merisusis, dann 804 Merisfusa), über dem auf der Abdachung des Schönbergs ein erhaltenes Schloß liegt, das im 17. Jahrhundert in die Hände des Freiburger Jesuitenkollegiums geriet und danach noch „Jesuitenschloß" benannt wird. Als Nachfolger besitzt es heut ein Graf von Kageneck. Wir wenden uns nochmals nach Bollschweil (837 Puabilinis wilare) zurück, einem alten Sitz der Snewelin (deren letzter Nachkomme in diesem Jahrhundert als „Freiherr von Boll schweil" starb) auf den 1379 von den Freiburgern zerstörten, bis auf neuerdings entdeckte, äußerst geringe Überreste verschwundenen Burgen „Birchiburg", am südlichen Abhange des „Birkenbergs", nahe bei St. Ulrich, und „Bollschweil". Hier zweigt gegen Osten das enge Thal der Möhlin ab und führt in einem Stündchen zu einem tiefen, rundhin von Ausläufern des Schauinsland umschlossenen Trichtergrund, in welchem sich schon im 11. Jahrhundert eine „Cella St. Petri et Pauli" befand. Hierher verlegte ein Graf Ulrich von Dillingen 1083 ein zuvor in „Grüningen" (verschwundenes, im 14. Jahrhundert von den Snewelin zerstörtes Dorf am Tuniberg) gestiftetes Cluniacenserkloster, das bis ins 14. Jahrhundert den Namen „Wilmarscell", später den seines Stifters „St. Ulrich" führte. Der letztere, erster Prior des Klosters, geriet nämlich alsbald nach seinem Tode (1093) in den Geruch der Heiligkeit; im 16. Jahrhundert ward jenes mit St. Peter vereinigt. Es war mit Grundeigentum begabt, „so weit das Schneewasser von den Bergabhängen ins Thal lief"; eine wunderkräftige Quelle des hl. Ulrich wird heut noch verehrt und eignet sich außerdem durch ihre niedrige Temperatur vortrefflich zur Weinkühlung. Das Kloster brannte oftmals nieder; der noch vorhandene Neubau mit der Kirche stammt aus dem Jahr 1744. Kaum findet sich im Schwarzwald etwas Weltentlegeneres, stiller Abgeschiedenes; im jetzigen

Pfarrgarten liegt ein hochinteressanter, gewaltiger und uralter, von völlig verwittertem Figurenrelief und byzantinischer Ornamentik umlaufener Brunnenstein, mit dem der Teufel bei der Erbauung des Klosters dieses mitternächtlich zu zerschmettern beabsichtigte. Aber die Mönche beteten just mit solcher Inbrunst, daß ihm der rote Felsblock machtlos aus der Hand fiel, den die frommen Brüder sogleich am andern Morgen vergnügt und fleißig zu einer riesigen Brunnenschale auszuhöhlen anfingen.

Wundersam mutet der enge Thaltrichter mit seinem halb verfallenen Inhalt besonders im Herbst an, wenn braungoldnes Laub ihn in der Mittagssonne umkränzt. Steil führt aus ihm der nächste Fußweg nach Freiburg durch den am Berg hängenden Weiler Geyersnest — in dem es ehmals „Herren von Geyersnest" gab — auf eine Einsattlung des hohen Gerstenhalm (860 m) empor, der eine der entzückendsten Aussichten um Freiburg gewährt und in diesem wohl als „das Frauenhemd" bezeichnet wird, weil im Winter der Schnee auf ihm genau die Form eines solchen, das zur Bleiche ausgebreitet worden, wiedergiebt. Der zum Güntersthal niedersteigende Weg betritt, wo er in die alte Gebirgsstraße von Freiburg nach Todtnau einmündet, eine kleine Hochfläche von besonderstem Reiz. Auf ihr liegen die Dörfer Horben und Langackern, nach Osten über den tiefen Einschnitt des Günthersthales zum Schauinsland emporblickend, westwärts auf den von hier aus sargähnlichen Schönberg hinübersehend. Die Höhe besitzt eine sich nirgendwo wiederfindende und nicht wiederzugebende Eigenart poetischer Stimmung; da und dort ragen merkwürdig kraftvoll entwickelte Stechpalmen (Ilex) von dem kahlen, leicht gewellten Boden auf.

In Windungen führen schöne offene oder waldüberdeckte Wege zum Günthersthal und dem gleichnamigen Dorfe, dem Hauptausflugs- und Nachmittags-

kaffeeorte Freiburgs hinunter; wir sahen es schon von der Lorettokapelle aus in seinem grünen Thale eng-umrahmt liegen. Es erscheint gleichaltrig mit Herdern, denn es wird 804 als „Cundherrehusir" (1100 „Gundharisthal") genannt. Adelheid und Bertha, zwei Töchter des Ritters Günther von Kyburg („von Horben" siehe später) gründeten 1220 hier ein adliges Nonnenstift, das vierzehn Jahre darauf über „Oberried" hinaus in St. Wilhelmsthal verlegt, doch schon um sechs Jahre später, der dortigen zu rauhen Welt halber, wieder ins Günthersthal zurückverlegt wurde. Der Dreißigjährige Krieg verwüstete das öfter verlassene Kloster; die Schlacht bei Freiburg 1644 zog sich bis zu ihm hin. Seine Aufhebung erfolgte 1806; die im vorigen Jahrhundert neu hergestellten, doch 1829 teilweise abgebrannten Gebäude dienen jetzt zu einer Brauerei. Das Dorf Günthersthal ist ein großer, langgedehnter, freundlicher Ort mit zahlreichen, täglich von Freiburg aus vielbesuchten Gartenwirtschaften; anmutige Berg- und Thalwege bringen vom letzteren in drei Viertelstunden dorthin. Es bietet an dem Gehöft von St. Valentin, mit höchst magerer Wirtschaft, vorbei, das vom 14. Jahrhundert bis zum Ausgang des vorigen als Eremitenklause mit kleiner Kapelle erscheint, den nächsten Aufstieg zu dem über ihm gelegenen Kybfelsen (839 m), auf dessen oberstem, jäh abfallendem Steingeblöck sich kaum mehr wahrnehmbare Spuren der alten Kyburg befinden, die von einer Zeichnung der Günthersthaler Klostergemarkung 1770 noch mit ziemlich beträchtlichen Trümmern dargestellt wird; ein Klostervikar von 1344 spricht von Klosterbesitztum „am oberen und unteren Burggraben". Ein Römerwartturm scheint zuerst hier gestanden zu haben; über die Entstehung der Burg fehlen sichere Anhaltspunkte. Eine Sage berichtet darüber, von der auch Sebastian Münster vernommen; denn er teilt mit: „Nun saß sein (Herzog Bertholds von Zähringen)

schwager von Kyburg im schloß ob Fryburg (die noch kein statt was) demselbigen that Hertzog Berthold vil übertrangs an auß dem schloß Zähringen (vertrib jhn aus dem Brißgöw) und kam also in das Thurgöw do noch neuw Kyburg ligt." Die erwähnte Sage fügt hinzu, der Herzog Berthold habe seinen Schwager gebeten, sich auf dem der Kyburg gegenüberliegenden Berge (dem Freiburger Schloßberg) ein Jagdhaus bauen zu dürfen, und als er diese Erlaubnis erhalten, die Burgfrau von Kyburg erschreckt gerufen: „Mein Bruder sagt wahr, daß er ein Jagdhaus bauen will, denn er wird jagen und durch dies Haus uns aus diesen Landen treiben und unserer Ehren berauben!" Und so sei es auch bald geschehen.

Geschichtlich ist indes ein Zusammenhang dieser Kyburg mit dem uralten, später habsburgischen (die Kaiser von Österreich führen noch den Titel „Grafen von Kyburg") Schlosse Kyburg im Kanton Zürich nicht nachweisbar, wie ingleichen kein sich nach ihr benennender Adel. Ihre Inhaber waren vermutlich von alters die „Herren von Horben" (aus dem gegenüberliegenden genannten Dorfe), deren letzter als Vater der Gründerinnen des Klosters Güntherstal auf der Burg seßhaft erscheint. Eine „Herrschaft Kyburg" umfaßte den Roßkopf und Schloßberg mutmaßlich noch mit und ward von den Zähringern — möglicherweise durch einen Zwangskampf — erworben. Daher wohl die Sage.

Die Kyburg — der Name Kybfelsen wird mit Kuppe (Kup), Kopf zusammenhängend (althochdeutsch chuppa), das Oberste, Höchste bedeuten — auf verschiedenen Wegen von Freiburg in dritthalb Stunden erstiegen, zählt zu den höchst gelegenen Ritterburgen im Schwarzwald und bietet nach zwei Seiten einen doppelten prachtvollen Niederblick. Ostwärts führt von ihr durch den noch „Burgbachsgasse" benannten Tobel in eine voralpenhafte Landschaft ein steiler Abweg an dem kleinen, bäuerlichen, doch schon aus dem 16. Jahr-

hundert stammenden „Kybbad“ vorüber ins Kappler Thal, das, ein sich zum Schauinsland hinaufziehendes Seitenthal des Dreisamthals, die schön gelegenen, alt Falkensteinischen und Snewelinschen Dorfschaften Groß und Klein-Kappel enthält, von denen abwärts bald Kirchzarten oder Littenweiler erreicht wird.

Wir haben, unsern Kreisgang hier schließend, die gesamte Umgebung Freiburgs eingehend betrachtet, und ziehen zum Schluß noch etwas mit hinein, das eigentlich dem „Feldberggebiet“ angehört, den Erzkasten oder Schauinsland. Dieser ist Freiburg aber so benachbart, daß er hier am besten seine Stelle findet. Er bildet die höchste südliche Erhebung (1286 m) der mit dem Bromberg-Kybfelsen beginnenden, das Dreisamthal vom Güntersthal scheidenden Bergkette, zeigt da und dort einige nicht bedeutende Felsgruppen (Pflugfelsen) und ist kein eigentlicher Gipfel, sondern ein hoch und lang aufgewölbter, gegliederter, nur gegen Norden und auf einer kleinen höchsten Kuppe waldfreier Rücken, zu dessen 1869 erbautem „Rasthaus“ (mit Nachtunterkunft) man auf vielfältigen Wegen von Freiburg in etwa vier Stunden verhältnismäßig mühlos hinangelangt. Die Hochlage steht an Großartigkeit und Schönheit derjenigen vom Feldberg, Kandel, Belchen und Blauen nach. Den Alpenblick nimmt zum Teil der vorliegende Belchen; schön steigt über dem Absturz des „Wilhelmsthals“ der Feldberg auf.

Der Name „Schauinsland“, ausschließlich bräuchlich, klingt wie ein modern gemachter, kommt indes schon im 16. Jahrhundert vor; doch ist der alteigentliche „Erzkasten“ und bezeichnet den Berg als Mittelpunkt des ehmaligen großen Bergwerkbetriebes, der, bereits in römisch-keltischer Zeit begonnen, sich durch den ganzen Gebirgsstock des Breisgaus erstreckte; ein silberhaltiger Erzgang zieht im Gneisgebiet vom Kandel bis zum Blauen hinüber. Das Mittelalter, besonders zur Zeit der Zähringer, „teufte“ außerordentlich eifrig auf

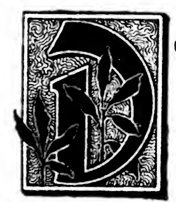
Silber, Blei und Kupfer; eine Urkunde von 1343 benennt die beiden Hofsgrunder Erzgruben „Dieselmuot“ (von „muthen“, teufen) und „Uellinsfrond“ (Frohn), deren Namen auch ein die Arbeit in ihnen darstellendes Glasgemälde des Freiburger Münsters aufweist. Als ein indirektes Ergebnis der Erzgrabung auf dem Schauinsland hat dieser auf seiner südlichen Abdachung eines der höchstgelegenen Dörfer Deutschlands, Hofsgrund, dessen Kirche 1058 m hoch liegt, erhalten oder behalten. Ein paar Höfe (daher der Name) hatten sich dort schon in älterer Zeit angesiedelt, erst im 17. Jahrhundert indes zog die Erneuerung der Bergwerksthätigkeit mehr Leute hinzu. die sich in der rauhen Höhe Hütten und Häuser bauten und so zum Entstehen des kleinen zerstreuten Pfarrorts Anlaß gaben. Zu diesem gehört das alte „Gasthaus zur Halde“, schon im Jahre 1474 in einem Erblehenbrief nach der nahbetriebenen Silbergrube „Dießelmuth“ der „Dyeßelmuethof“ benannt, vereinzelt auf weiten Hochmatten belegen, die herrlichen Vorblick auf den Feldberg und Belchen bieten. Ein Gang von Freiburg über die „Halde“ par excellence, zu welcher der Weiteranstieg von Horben aus führt, ist einer der genußreichsten im Schwarzwald. Vom Haldengasthause mit einfacher, doch guter Unterkunft ist der sogenannte Notschrei eine gute halbe Stunde entfernt, der Höhenpunkt der großen, 1852 angelegten, Fahrstraße vom Dreisamthal ins „Wiesenthal“, und bei dem Denkstein ziehen sich die vielgewundenen Straßen zur Linken in weitem Bogen nach Kirchzarten und Freiburg, zur Rechten nach Todtnau hinunter.



Im Gebiet des Feldbergs.

Wenn sich der Neugier dichter Schwarm
Mit Reisebüchern unterm Arm
Auf deiner Mattenhöhe drängt,
Vielleicht ein Glas ins Auge zwängt,
Und hier und dort nach fernem Ort
Die Köpfe reckt, die Finger streckt,
In feinem Schuh und Modetracht
Mit lauten Zungen schwatzt und lacht,
Die Luft von Phrasen schwirren läßt
Und drunten dann zu allerbest
Am Wirtstisch weiter konversiert,
Sich ziert, mokiert und ennuyiert –
Wie flach und fahl, wie arm und schal,
Ein kläglich aufgedunſ'ner Zwerg,
Erscheinst du dann, mein alter Berg!

Doch wenn der Sonne Feuerball
Dir winkt vom alten Keltenwall
Und dir die Stirn ihr scheidend Licht
Mit rotem Abendkranz umflicht –
Wenn um dich her im Tannenmeer
Gemurr erwacht, und nur die Nacht
Den Nebelmantel windbewegt
Um deinen Felsennacken schlägt,
Dir, schweigsam über dich gebückt,
Aufs Haupt die Sternenkrone drückt,
Und dunkle Weltallseinsamkeit
Dich aufhebt in ihr Traumgeleit –
Wie hehr und groß, aus ew'gem Schoß
Der Riesenmutter, ein Titan,
Mein stolzer Berg, erscheinst du dann!



as jetzt von uns zu betretende Hauptgebiet des Schwarzwaldes ist ein so großes, mannigfaltiges und inhaltreiches, daß es sich nicht einheitlich zusammenfassen läßt, sondern eine Zerlegung in Teile erfordert. Zunächst aber müssen wir die Grenzen des ganzen feststellen.

Sie sind einfacher Natur, werden im Norden von der uns bekannten Dreisamthal-Höllenthalstraße von Freiburg nach Neustadt, im Osten von dem Gesamtlauf der Wutach, im Süden vom Rhein und im Westen von diesem und der Rheinebene gebildet. In der letzteren Richtung scheidet das Stück aus, welches wir schon in der südlichen Umgebung Freiburgs besucht haben.

Als Unterabteilungen des Gebietes trennen wir:

1. Den inneren Gebirgsknotenstock des Feldbergs.
2. Die von ihm nach Norden und Osten ausgehende Hochfläche.
3. Den nach Westen von ihm abzweigenden Hochgebirgszug des Belchen und Blauen.
4. Die südwärts vom Feldberg zum Rhein verlaufenden Flußthäler.
5. Den Oberrhein von Waldshut bis Basel.

So sehr diese fünf Untergebiete sich voneinander unterscheiden, so viel Gleichartigkeit oder wenigstens größte Ähnlichkeit bieten doch die meisten von ihnen nach manchen Richtungen innerhalb ihrer Sondergrenzen. Die Landschaften wechseln fortwährend im einzelnen, doch erneuern sie stets ein Ur- oder Grundbild ihrer Gesamtheit. Der Stift des Künstlers kann die Abweichungen in den Einzelformen wiedergeben, die Feder nicht. Wenn sie sich nicht ständig wiederholen und ermüden will, muß sie sich begnügen, jenes Allgemeinbild einmal hinzustellen, das dann überall mehr oder minder Gültigkeit behauptet. Andererseits verstattet der Raum nur, aus der Überfülle der Örtlichkeiten des Totalgebiets die wichtigsten, landschaftlich interessantesten und für einen Aufenthalt bedeutungsvollsten hervorzuheben. Der schmalere nördliche und mittlere Schwarzwald ließ eine Berücksichtigung fast jedes nennenswerten Punktes zu; jetzt stellen sich beinahe jegliche Höhe, jegliches Thal, jeder Weg als einer besonderen Auszeichnung würdig dar, und die Notwendigkeit der Beschränkung, der sichtenden Auswahl

tritt heran. Was wir zu behandeln haben, ist das denkbarste Gegenteil einer Wüste, aber wir müssen, wie bei dieser, das nämliche weise Verfahren des Durchsiebens anwenden, damit die Löwen übrig bleiben.

So betreten wir zunächst das ragende Haupt des Schwarzwaldes und überblicken

1. den Gebirgsknotenstock des Feldbergs.

Zahlreiche Wege führen aus allen Himmelsrichtungen zum Feldberg hinan, unter ihnen drei Fahrstraßen, zwei äußerst bequeme, eine vom Titisee (Freiburg-Neustadt), die andere vom Wiesenthal (Todtnau) her. Die dritte, eben noch gut benutzbare, zieht sich von St. Blasien über Menzenschwand durch das oberste Albthal empor; die drei Straßen münden am „Feldberger Hof" zusammen. Außerdem kann man mit der Post bis zum „Notschrei" an der Freiburg-Todtnauer Paßstraße fahren und von hier zu Fuß über den Stubenwasen und von der „Todtnauer Viehhütte" vorüber weiter bis zum „Feldberger Hof" gelangen. Gute und fast durchweg bezeichnete Fußwege führen noch aus dem oberen Wilhelmsthal und dem Zastlerthal (von Freiburg her), aus dem Höllenthal (von Höllsteig, Posthalde, Hirschsprung und Himmelreich), von Hinterzarten, von Schluchsee-Altglashütte (auch fahrbar, in die Titiseestraße einmündend) und von Todtnauberg zum Feldberg hinauf. Die schönsten Wege steigen auf den Bergzügen zwischen dem Höllenthal und Zastlerthal (Kirchzarten — Weilersbach — Rotheck — Albersbach — Rinken) und zwischen dem Zastlerthal und Wilhelmsthal (Oberried-Börlinsbach—Roßhalde—Erlenbacher Hütte—Toter Mann—Imisberg) empor. Sehr lohnend ist auch der neue „Hebel-Weg", der oberhalb Fahl von der Todtnauer Feldbergstraße abzweigt und in den schattigen Felsschluchten der jungen Wiese durch die Gegend von Hebels „Geisterbesuch auf dem Feldberg" aufwärts führt.

Er mündet beim Zeiger, eine Stunde unterhalb des Feldberger Hofes wieder in die Straße.

Der eigentliche Feldberg ist ein fast eine Stunde langer, von Osten nach Westen hingestreckter Bergrücken (1495 m), der „das Höchste" („auf dem Höchst") benannt wird. Zahlreiche Wasserläufe beginnen an ihm, Zuflüsse der Dreisam, die Gutach-Wutach, die Alb, die Wiese, und zwischen ihren Thälern sendet er überallhin gewaltige, wohl abfallende, doch oft ihm selbst nicht allzuviel nachstehende Gliedermassen aus (der Silberberg 1360 m, der Grafenmatt 1378 m, das Herzogenhorn 1417 m, das Große Spießhorn 1350 m, der Blößling 1312 m, der Hochkopf 1310 m, die Bärhalde 1320 m, Rotheck 1302 m und Horneck 1224 m (Hinterwaldkopf), der Tote Mann 1322 m (der sonderbare Name bezeichnet ein verlassenes Bergwerk, einen „toten Mann"), der Imisberg 1375 m, der Stübenwasen 1388 m, der Hirschkopf 1266 m, der Brandenberg 1141 m — in der Richtung von Süden durch Ost nach West gesehen). Überaus schroff fällt der Feldberg nordwärts zum Feldsee, südlich ins Wiesenthal, nach Westen ins Zastler- und Wilhelmsthal ab; nur im Südosten dacht er sich langsamer über die hohe Bärhalde nieder.

Der Feldbergerhof (1279 m) liegt mehr als 200 m unter dem „Höchsten", ungefähr eine Stunde vom Luisenturm, in einer geschützten Hochmulde an prachtvollem, urwaldartigem Tannenforst. Er ist ein großgeräumiger Gasthof, in dem auch der zahlreichste Besuch ziemlich sicher auf Nachtunterkunft, sei es in eignen Zimmern, sei es in hergerichteten Betten am Boden rechnen darf; übrigens gestattet die Fernsprechverbindung Anfrage vom Thal aus. Die Gastlichkeit des Feldberger Hofes erstreckt sich neuerdings bis zum „Höchsten", wo von dem rührigen Wirt neben dem Luisenturm ein Rasthaus errichtet worden ist. Das Gebotene verdient in Anbetracht der Hochlage und weiten Entfernung

zu den nächsten Ortschaften von Bedeutung nach allen Richtungen uneingeschränktes Lob, der Wirt ist höchst zuvorkommend für alle Bedürfnisse und Wünsche seiner Gäste bedacht; nicht die geringfügigste Rolle spielt darunter die erquickliche Beschaffung trocknen Fußzeugs, im Notfall auch von Kleidungsstücken für trübselig durchnäßte Ankömmlinge, deren Zahl auch im besten Sommer keine unbedeutende ist. Drunten kann oft heiterste Sonnenwelt sein, während schwere Nebel, Sturm und Regen oben den Tag in Nacht dunkeln, heulen und strömen; jedes Unwetter in weitem Umkreis nimmt fast mit Gewißheit seinen Weg auf den Feldberg zu. Der „Feldberggeist" mit seiner Nebeltarnkappe ist sehr gefürchtet und mit Recht zu scheuen. Selbst Leute, die ihr Leben droben zugebracht, bei heller Luft Schritt und Tritt auf dem ganzen Berg kennen, setzen sich, wenn plötzlich schwerer Nebel einfällt, geduldig abwartend, nieder, da der „Geist" sie bei einem Versuch, weiter zu kommen, bestenfalls doch nur immer im Kreis umtreiben, wahrscheinlich in Sümpfe und Abstürze bringen würde; die seltsamsten Berichte von Nebelverirrungen auf dem Feldberg sind beglaubigt. Hebel stellt in seinem Gedicht „Geisterbesuch auf dem Feldberg" den dortigen „Denglegeist" als einen Knaben dar

„mit goldene Fegge (Fittig)
Und mit wiißem G'wand und rosafarbigem Gürtel."

Den Mönchen von St. Blasien dagegen, die ihn einmal zu beschwören und in eine geweihte Flasche zu bannen suchten, und, um ihn aufzufinden, ein Feuer anzündeten, erschien er in sehr anderer Gestalt, als heulender Sturmgeist, der ihr Feuer ausblies und sie in lichtloser Finsternis mit Schloßen und Steinhagel vom Feldberg hinunterjagte.

Der Feldbergerhof ist, wie auch die weiten Waldungen auf der Ostseite des Berges, Eigentum des Fürsten von Fürstenberg (Donaueschingen). Über den Namens-

ursprung des Feldbergs und die Vorgeschichte desselben ist nichts bekannt. Jedenfalls gehörte er zum größten Teil der Abtei St. Blasien an, welche die Ämter Todtnau und Oberried besaß, doch die Hauptquelle, in der etwas zu erhoffen wäre, das „Liber originum monasterii St. Blasii“ des Abtes Caspar I. enthält keinerlei Angaben über den Feldberg. Im 11. Jahrhundert erscheint sein Name einmal in Anlaß einer Vergabung des Herzogs Rudolph von Rheinfelden, des Gegenkaisers Heinrichs IV., an St. Blasien bei der Grenzbestimmung: „Von da bis zum Feldperc, wo die Alba (Alb) entspringt“, und das fürstenbergische Urkundenbuch benennt ihn 1065 Veltberg. Doch ist der Schluß erlaubt, das er zuvor „Veltperga“ geheißen haben dürfte, da das heutige Dorf „Feldberg“ unter dem „Blauen“ in einer Schenkung des Königs Arnulph an den Grafen Egino 889 so genannt wird. Den Berg, der auf dem „Höchsten“ zur Sommerweide für zahlreiche große Rinderherden dient, umziehen unterhalb seines Hochkammes „Viehhütten“ der Ortschaften, welche alte Weideberechtigung auf ihm besitzen, die Menzenschwander- (1262 m), Baldenweger- (1321 m), Lenzkircher- (1296 m), St. Wilhelmer- (1377 m), Zastler- (1262 m), Weilersbacher- (1109 m) und Todtnauer-Viehhütte (1321 m), in welcher für die Nacht das Vieh eingehürdet wird; das geräuschvolle Durcheinander des Ein- und Austriebs desselben ist betrachtenswert. Die meisten Hütten, nur im Sommer bewohnt, liegen weit von jeder andern Behausung abgetrennt, in oberster Hochgebirgseinsamkeit, führen jedoch Brot, Butter, Käse, Landwein und Kirschwasser für einkehrende Wandrer; die „Todtnauer Viehhütte“ besitzt sogar einige Betten für von Nacht oder Nebel überfallene Gäste, schenkt neben etwas reichhaltigerer Zukost gutes Flaschenbier und bereitet Kaffee. Noch besser bestellt ist die „neue Menzenschwander Hütte“, jetzt Gasthaus zur Jägermatte (1230 m), welche südöstlich unterhalb des Feldberger Hofes an der Feldbergstraße liegt; sie

bietet ganz ordentliche Unterkunft. Man hat den Versuch gemacht, von diesen Weiden den Namen Feldberg als aus Viehberg (Vehberg) entstanden herzuleiten, aber, so richtig dies beim „Hachberg" (Hochburg) zutrifft, ist die Erklärung eine sehr unwahrscheinliche. Wenn sich nicht ursprünglich etwas ganz Anderes, Keltisch-Römisches dahinter birgt, so bleibt die einfache Bedeutung eines Berges, der auf seiner Höhe ein „Feld" trägt, immer noch die natürlichste.

Denn ein solches stellt der Feldberg oben dar. Zunächst hebt er sich vom Gasthof nach Nordwest noch als ein steiler, völlig kahler Gipfel zu dem, von jenem aus als seine oberste Spitze erscheinenden „Seebuck" (1450 m) empor. Hier oben, südlich am Wege, trägt ein aus aufeinander geschichteten Granitblöcken errichtetes Mal ein Bronzerelief mit dem Bismarckkopf. Dieses Bild ist hier, wo die Pracht der Aussicht ringsum die Brust erfüllt, jedem Deutschen ein beredtes und sinniges Gedenken. Weiterhin dehnt sich nun das Feldbergmassiv als eine gewellte, schmale Hochfläche weit gen Westen hinüber, um hier an seinem äußersten Rande langsam bis zu seiner beträchtlichsten Höhe von 1495 m — mit dem „Luisenturm" etwas über 1500 m — anzusteigen. Überall ist dies „Feld" durchaus kahl, die Tannenwälder sinken zu den Seiten darunter ab; nur nach Süden hin tritt am Abhang da und dort niedriger Krüppelbusch, seltsamerweise von Buchengestrüpp, auf, natürlich von der unerschrockensten Kletterin, der Eberesche, die auch in den Schneethälern Grönlands noch grünt, begleitet. Das „Höchste" bietet zumeist trockenen, mit kurznarbigem Borstengrase bedeckten Boden, doch wo Einmuldungen auftreten, wird dieser leicht feucht und sumpfbrüchig; von dort rieseln die ersten Quellchen der Abflüsse zu Thal. Über dem niedrigen Wachstum, der voralpinen Flora der Hochfläche ragt nur vielfach die hohe Staude der Gentiana lutea weit sichtbar empor, deren bittere Blätter das Vieh unangetastet läßt. . .

Die Aussicht vom Feldberg ist keine einheitliche, sondern zerteilt sich in zwei oder drei von verschiedenen Standpunkten aus zu genießende. Am weitesten umfassend ist diejenige vom „Luisenturm" am äußersten Westrande, eine Stunde vom Feldbergerhof entfernt; nebenbei bemerkt, erkennt man stets überallher aus allen Richtungen des Schwarzwaldes an dem Turm und Haus, obwohl der erstere nur zwölf Meter Höhe besitzt, den Feldberg. Der Blick beherrscht von ihm aus ein unermeßliches Gebiet, die volle Alpenkette von der „Zugspitze" im Osten bis zum „Montblanc" im Südwesten, erstreckt sich zur ersteren dreißig, zum letzteren fünfunddreißig Meilen weit hinüber. Rundumher liegt der Schwarzwald bis zur Hornisgrinde ausgebreitet; unmittelbar unter dem Turm nach Nordwesten senken sich das Wilhelms- und Zastlerthal in die Tiefe, am Horizont zieht der ganze Lauf der Vogesen entlang, vor ihnen hebt sich das Straßburger Münster aus der Ebene. Eine Rundschau ähnlichen Umfanges bietet nur die Höhe von Höchenschwand wieder; der Belchen und Blauen bleiben dahinter zurück, doch lassen dafür das Oberrheinthal vollständiger und reizvoller überblicken, wie andererseits der „Lindenbuck" bei Bonndorf mit ziemlich gleicher Alpenfernsicht den eigentümlichen Zauber der Überschau über die Hochfläche der Baar und des Albgaus vereinigt. Alle Hochpunkte des Feldberggebietes erfreuen sich im großen und ganzen ziemlich ähnlichen Weitblicks, und um Wiederholungen zu vermeiden, werden wir desselben nur noch Erwähnung thun, wo der Vordergrund des Näheren sich durch Besonderes auszeichnet.

Vom Luisenturm, neben welchem neuerdings noch ein Rasthaus (s. S. 276) erbaut ist, wenden wir uns ostwärts an den Südabsturz des Feldbergs zur „Feldberghalde" zurück. Drunten halb zur Rechten liegt die Todtnauer Viehhütte, um uns aber blinkert und rieselt es da und dort in der Einmuldung von winzigen Quellläufen, und

„Wo der Dengle-Geist in mitternächtige Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
D'Wiese luegt und check go Todtnau aben ins Thal springt,
Schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gedanke."

Sie ist's, die hier ihren Thalwandergang anhebt, die leis plätschernde Freundin Johann Peter Hebels:

„Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Im verschwiegene Schooß der Felse heimli gibohre,
An de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
Schlossch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
Güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
Im christalene G'halt (Zimmer) und in der silberne Wegle,
Und's het no kei menschlig' Ohr si Othmen erlustert,
Oder si Stimmli g'hört, sie heimli Lächle und Briegge."
(Weinen.)

Wie dem Windessummen über ihnen Antwort murmelnd, rinnen die hellen Wasserstriche hin und her, finden sich, schließen sich zu einem rascher hüpfenden Quell zusammen, und dieser rieselt wieder den Nachbarn zu. Dann entschwinden sie dem Auge, nur dem Ohr künden sie durch ein stärkeres Rauschen, daß sie am Steilhang hinab durch Geblöck und Tannenkluft ihren Weg in das tiefe Wiesenthal suchen, das als gähnender Schlund sich unter unseren Füßen zwischen mächtigen Berghalden gen Süden dahinzieht. Wir werden die „Wiese" später wieder begrüßen, wenden uns jetzt über die kahle Wölbung des „Höchsten" nach Nordosten und stehen in wenig Minuten auf dem Seebuck, dem „See-höcker, der seinen Namen danach trägt, daß senkrecht, fast viertelhalbhundert Meter unter ihm der Feldsee wie ein großer, tintenschwarzer Augenstern zu uns aufblickt. Rund liegt er drunten in der Trichtertiefe, mehr als zur Hälfte von starrenden Felsabstürzen umschlossen, während ein Drittelskreis hoher, dunkler Wipfel das

fehlende Einsatzstück darstellt. Er bietet weitaus das wildeste und malerischste Seebild des Schwarzwaldes — in Bezug auf einsame Verlassenheit übertrifft ihn nur der Wildsee am Südabhang der Hornisgrinde — gleichsehr, ob man aus schwindelnder Höhe vom Seebuck auf ihn hinunterblickt, oder auf herrlichem, bequemem Waldweg vom Feldbergerhof an seinen ernstumrahmten, schweigsamen Spiegel niedersteigt. Doch ist seine Wirkung drunten am mächtigsten, wenn man ihn von oben vor schwer herabhängenden, wogenden Wolken nicht gewahren würde; Hunderte in ihn hineingesunkener Tannenstämme bedecken seinen Grund, ragen da und dort weißgrau wie verwittertes Riesengebein am Rande des Wassers und aus diesem herauf. Auch im hellsten Sonnenlicht liegt es schwermütig über dem düstren Gewässer; nirgendwo aber wird der Wanderer in der Rückerinnerung weniger sich darüber beklagen, von einem Unwetter überfallen worden zu sein, als wenn er gelbe und blaue Schlangen über den Feldsee zischen und funkeln gesehen, das Krachen das Donners wie Weltuntergang zwischen den schaurigen Felsschroffen vernommen. Dann ist noch altes Wodansreich hier, und der gespenstische „Jäger vom Feldberg“ jagt mit schmetterndem Hüfthorn über die turmhohen Tannenscheitel daher, hinter ihm sein Gefolge von klappernden Totengerippen, mit den Knochenarmen an die Geweihzacken ihrer fortstiebenden Sechzehnender geklammert. Wem's aber zu toll in dem wilden Getobe wird, der findet, nur ein paar Minuten hinter dem Tannengürtel entfernt, Unterschlupf bei dem „Seebauer“ und sicherlich im „Herrgottswinkel“ auch Weihwasser, um sich gegen die bösen Geister zu verwahren.

Auch der Feldberg bildete in noch menschenloser Vorzeit gen Osten eine Wasserscheide zum Schwarzen Meer, da die Wutach ihren Ursprung aus dem Feldsee nimmt und das Wasser desselben ehemals der Donau zuführte. Hier hat man nach der neuen Gletscherforschung das

Gebiet des mächtigen Feldberggletschers zu suchen, der sich über den Feldsee und Titisee bis in die Gegend von Neustadt erstreckte, andererseits bis Hinterzarten reichte und über die Saigerhöhe und die Holzmatte mit dem Haslachthal und dem Schluchsee in Verbindung gestanden haben soll. An den Bahnhöfen von Hinterzarten und Titisee sind Granit- und Porphyrblöcke mit schönen Gletscherschliffen zu Gruppen aufgeschichtet, aber auch längs der Seeufer findet man solche Zeugen einer alpinen Vergangenheit des Feldbergs. — Vom Seebuck aus dehnt sich uns zu Füßen weit von Nordost bis Südost die Hochfläche unseres Feldberggebietes, aus dem blau der langgestreckte Titisee emporgrüßt, und wir steigen östlich durch das „Bärenthal", dem schon der Feldsee angehört, zu unserer zweiten Unterabteilung nieder:

2. Die vom Feldberg nach Norden und Osten ausgehende Hochfläche.

Auf guter Fahrstraße schreiten wir vom Feldberggipfel nach Osten zum **Bärenthal** hinab. Zur Linken liegt im obersten, abschließenden Felskessel desselben tief unter uns, doch nicht wahrnehmbar, der Feldsee, von dem im Grunde des Thales ein einsamer Weg gleichfalls zu unserem Ziel, dem Titisee, führt; zur Rechten begleitet uns geraume Zeit die hohe **Bärhalde** (1307 m), die mit gewaltigen, übereinander geworfenen, von Riesentannen, Adlerfarren und knietiefen Moosen durchwuchertem Granitgeblöck wohl die düsterste und undurchdringlichste Wildnis des ganzen Schwarzwaldes darstellt. Eine solche war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts auch noch das Bärenthal selbst, das seinen Namen in Wirklichkeit dem späten Hausen der Bären darin verdankt. Erst 1691 drangen die ersten Ansiedler, Fürstenbergische Unterthanen, mit fällender Axt in das Thal ein und begründeten die heutige Ortschaft **Bären-**

thal, anfänglich „Bärenhalden“ genannt. Jetzt ist dies ein freundlich offenes Dorf, von dem mit weißen Wänden überallhin weit in die Ferne grüßenden „Gasthaus zum Adler“ hoch überthront. Neben diesem führt rechts eine Straße über „Altglashütte“ zum Schluchsee; unser Weg zieht sich zur Gutach hinunter, die unter dem Namen „Rothwasser“ und „Seebach“ vom Feldsee zum Titisee fließt und dort, wo unsere Straße die Thalsohle erreicht, bald dicht neben jener einen hübschen, doch im Waldbusch verborgenen Wasserfall bildet. Breitrückig blickt hinter uns der Feldberg durchs Bärenthal herab, in welchem vor uns neue zerstreute Häuser des Dorfes Bruderhalde beginnen, das zu der großen, weit über Berge und Thäler hingedehnten, von uns bereits im „Kandelgebiet“ berührten Gemeinde Hinterzarten gehört. Steinichte Wege einsamster Art biegen dann und wann vom Bärenthal zur Linken aufwärts und führen zu Gehöften empor, die in weiter Verlassenheit ab und zu auf dem sogenannten „Silberberg“ (der Name stammt von alten Silbergruben) und seinen Abdachungen liegen. Der letzte dieser Höfe heißt „das Ramselehus“; er ist am meisten gegen den Feldberg vorgeschoben, doch vom letzteren durch eine tiefe und breite, ganz mit Wald überdeckte, unwegsame Kluft, „das Loch“ genannt, abgetrennt.

Hier überall breitet sich das abgeschieden-stillste, zauberreichste Hochland des Feldberggebietes aus; Köstlicheres an einfacher, aber intimer, poetischer Naturwelt besitzt der Schwarzwald nicht. Selten indes wird diese von einem anderen Fuß als dem des Briefträgers durchstreift, der bis zu dem entlegensten Hof vorwandern muß, um die politische Weisheit des Neustädter „Hochwächters“ dort abzuliefern. Die Gäste von Hinterzarten kommen in diese, für ihre allgemeine Art wenig ansprechende Einsamkeit nicht herauf, die Feldbergwanderer ziehen unter ihr vorbei, und die Gegend gehört eigentlich nur den Sommergästen von Erlenbruck, einer

kleinen Häusergruppe auf einem Höhenrücken zwischen den Dörfern Hinterzarten und Bruderhalde, an das letztere sich fast anschließend, vom ersteren eine Viertelstunde entfernt.

Das „Gasthaus zum Schwan“ in Erlenbruck (938 m) vereinigt in seiner weiteren, doch besonders in seiner nächsten Umgebung alles, um den idyllisch-schönsten Aufenthaltsort im Schwarzwald zu bieten. Nirgends treten Wald, Moor, Matten, Feld und Heide so unmittelbar und in so reichstem Wechsel an das Haus heran, keine Gegend enthält wieder solche Erd- und Himbeer-, Preißel- und Heidelbeerschläge auf sonnenlichten Höhen, so dunkle, an jeglicher Pilzart überreiche Felswaldgründe. Erlenbruck drängt sich dem Vorüberschreitenden nicht auf, ist eine bescheidene Schönheit, die ihre tausendfältigen Reize erst dem dauernd dort Verweilenden offenbart. Bescheiden-einfach, nicht über viel Raum gebietend, ist auch das Gasthaus, ein ehemaliges gräflich Sickingisches Jagdgebäude (den Sickingen gehörte bis 1808 die ganze Gemeinde Hinterzarten); doch läßt sich die Unterkunft und die Wirtschaft für nicht zu sehr Verwöhnte und besonders für solche empfehlen, die in erster Reihe nach wirklicher, nicht von großstädtischer Gesellschaft beeinträchtigter Naturruhe trachten. Selbst Regenwochen sind — von dem geringen Umfang des Eßzimmers abgesehen — in Erlenbruck erträglicher als anderswo, da man jede trockene Stunde in nächster Nähe zu schönen, kleinen oder weiteren Rundgängen nützen kann.

Während der eine Teil der reizvollen Umgebung der vier Häuser Erlenbrucks sich gegen den Feldberg richtet, erstreckt sich ein anderer über den „Bruderhaldenberg“, einen wald- und heidebedeckten Höhenrücken zwischen der Thalmulde Hinterzartens und dem Titisee. Er bildet ein Labyrinth kleiner, stillster, doch schwer richtig nach einem erstrebten Ziel einzuhaltender Fußpfade; wir kehren ostwärts zum Dorf Bruderhalde

hinab zurück und erreichen bald auf neuerbauter Fahrstraße den Titisee, der nur die mit Wasser angefüllte untere Ausmündung des Bärenthals darstellt. Sein ältester, zuerst 1100 auftauchender Name lautete „Titunsee“, vielleicht der „Tintensee“, möglicherweise indes auch mit titinnire, „schellen, klingen“ zusammenhängend, da alte Sage eine versunkene Stadt mit einem Kloster an der Stelle des Sees stehen und die Glocken des letzteren noch zuweilen daraus heraufklingen läßt. Ihr Untergang ward, wie überall bei solchen Strafgerichten, durch lästerliche Üppigkeit herbeigeführt; das Gehen der Bewohner in Schuhen von ausgehöhlten Brodwecken und Fütterung des Viehs mit der Krume wiederholt sich hier. Der See drohte später durchs Höllenthal nieder zu brechen und den ganzen Breisgau zu überschwemmen, doch ein altes Zauberweib stopfte die Öffnung mit ihrer Nachtmütze zu, von der aber alljährlich ein Faden vermodert, sodaß, wenn der letzte brüchig geworden, der Titisee sich ins Dreisamthal hinunter ergießt. Auch von unergründlicher Tiefe desselben berichtet die Sage, obwohl dieselbe in Wirklichkeit nur 40 m beträgt. Ein Mann versuchte sie von einem Kahn aus in der Mitte zu messen, doch eine schreckliche Stimme rief ihm von unten herauf: „Missest du mich, so verschling' ich dich!“ Und seitdem hat niemand mehr gewagt, die Tiefe zu ergründen.

Der Titisee (850 m), im 15. Jahrh. auch als „Tuttysee“ bezeichnet, ist eine starke halbe Stunde lang, nicht ganz halb so breit und zweifellos nur der Überrest eines vorzeitlichen, vielfach gegliederten Sees, der als Rückstand des Feldberggletschers (S. 283) das ganze Bärenthal, die Thalmulde von Hinterzarten und das Gutachthal bis Neustadt ausfüllte. Er ist der größte See, nicht nur des Schwarzwaldes, sondern der deutschen Mittelgebirge überhaupt. Mäßige Berglehnen begleiten ihn; ein langgestrecktes freundliches Gewässer bildend, gewährt er einen Anblick voller Lieblichkeit, wenn auch ohne romantische Effekte. An seinem Nordende, dicht

am Ufer und neben der Eisenbahnstation „Titisee“ ragen große Hotels auf. Alle oft überfüllt, zum Teil von zahllosen, rudernden oder Lawn tennis spielenden Engländern, welche den Aufenthalt am Titisee für nicht „anglisierte“ Deutsche dann und wann manchmal recht ungemütlich machen. Im übrigen ist der Aufenthalt dort im Vorsommer und Herbstbeginn vorzuziehen, dann jedoch, wenn man die Sonne sucht, zu den sehr schönen und „comfortablen“ zu rechnen. Für den Blumenfreund bietet sich im Garten des älteren „Hôtel Eigner“ eine merkwürdig reichhaltige Sammlung in allen Farben blühender Akelei-Varietäten.

Östlich vom Titisee, zwischen diesem und Neustadt, ragt der waldbedeckte, langhin gedehnte Hochfirst (1190 m), die letzte große Erhebung der Gegend nach Osten, auf. Er trug eine völlig verschwundene Burg der 1316 zuerst genannten „Edlen von Hoenvirst“, welche großen Besitz ringsumher gehabt haben müssen, da noch eine Bezeichnung „Hohenfürsteramt“ viele Ortschaften der Umgegend zusammenfaßt. Neuerdings ist ein eiserner Aussichtsturm auf der Bergspitze errichtet worden, der die außerordentlich weite Umschau genießen läßt.

Vom Titisee führt die große Straße in langer Schlinge nach der Stadt Lenzkirch empor; abkürzend steigt ein steiler Weg, der den schönsten Blick auf den See und den Feldberg drüber, überhaupt einen der sehenswertesten des Schwarzwaldes gewährt, zu dem südlich unter dem Hochfirst belegenen Pfarrdorf und Luftkurort Saig (990 m) hinauf. Es erscheint 1111 als „Scegga“, dann als „Seg“, vom althochdeutschen sigan, „niederfallen“, herstammend, und bezeichnet den Ort, an welchem das Wasser vom Berg herabfällt („Wasserseige“). Der Umkreis des Dorfes ist vollständig baumlos, aber der gute Gasthof zum Ochsen trotzdem stets voll mit Sommergästen besetzt. Die hohe, freie Lage, die bis zu den Alpen blicken läßt, und der fast

immer gehende Wind machen den Schattenmangel weniger empfindlich als anderswo, und eine kleine Viertelstunde nach Westen bringt zur köstlichen Waldhalde mit dem erwähnten schönsten Niederblick auf den Titisee, den der Feldberg wuchtig überragt.

In östlicher Richtung senkt der Weg von Saig sich ein wenig zu der vom Titisee nach Lenzkirch führenden Straße in das Thal des Haslachbaches, eines Zuflusses der Wutach, hinab. Nach einem Stündchen erheben sich unmittelbar neben ihr zur Rechten auf ganz niedrigem Hügel die Überreste einer kleinen, weniger durch ihre Trümmer als durch ihren Namen geschichtlich interessanten Burg Urach. Man hat diese als Stammburg der ehemals mächtigen Grafen von Urach angesehen, doch ist keine stichhaltige Begründung vorhanden, der Burg Hohenurach in der Schwäbischen Alb den Anspruch darauf zu benehmen. Das Geschlecht taucht im 12. Jahrhundert auf und setzte sich im 13. Jahrhundert nur durch die Grafen von Freiburg fort. Doch erscheint zur selben Zeit ein Dienstmannenadel „von Urach" auf der kleinen gleichnamigen Burg bei Lenzkirch, die Alturach (Ura) genannt wird, und 1296 kauft Graf Egon III. von Freiburg einen Teil der Herrschaft Lenzkirch von Berthold von Urach. Dann muß das Schloß sehr bald an die Herren von Blumegg gekommen sein, denn 1315 stirbt auf ihm Elisabetha, Gemahlin des Ritters Konrad von Blumegg, „an unheilbarer Krankheit". Vermutlich ward die kleine Burg im Bauernkriege, der Lenzkirch stark in Mitleidenschaft zog, zerstört; sie liegt höchst unvermutet plötzlich an der Straße da, wenige Schritte führen zu ihr hinauf. Man ahnt nicht, daß sie jahrhundertelang großen Dynastenfamilien zum Wohnsitz gedient.

Zehn Minuten von ihr mündet der Weg in die offene, äußerst freundliche, gärtenreiche Stadt Lenzkirch (810 m) mit etwas über 2000 Bewohnern ein. Sie wird im 12. Jahrhundert zuerst als „Lendischilicha"

genannt, der Maltheserorden war später darin angesessen. Ihr Aussehen ist ein völlig neues, da sie 1667, 1713 und zuletzt 1813 fast total niederbrannte, und mehr dorf- als stadtähnlich mit zumeist freistehenden, doch ansehnlichen, sehr hellen Häusern wieder aufgebaut worden. Höchst gewerbsthätig, bildet Lenzkirch einen Hauptsitz der Uhren- und Strohhutindustrie; zum Sommeraufenthalt ist es seiner waldlosen Umgebung halber nicht geeignet. Anderthalb Stunden nach Südosten entfernt lag das 1380 von einem Blumegger gestiftete kleine Paulanerkloster Grünwald, ursprünglich „Wildenhab" genannt. Es gelangte nie zu Bedeutung, ward 1803 aufgehoben und 1830 durch Brand vernichtet. Eine Wirtschaft erhält sein Angedenken. Um die Hälfte näher bei Lenzkirch sieht osther von der Abdachung des Hochfirst das große, stattliche, hochbelegene Pfarrdorf Kappel (891 m) herunter. Es wird als Luftkurort besucht und besitzt etwas wie in der Luft Schwebendes, unfern schöne Waldungen und neben der Kirche an vielfacher interessanter Straßenkreuzung einen guten Gasthof mit freundlichem Gärtchen. Reste eines alten Ringwalles befinden sich in der Nähe des erst im 15. Jahrhundert erwähnten Dorfes, dessen einer Teil gegen die „Kappler Höhe" (1047 m) hinansteigt, deren Pavillon weite Alpenaussicht darbietet.

Nah unter Kappel fließt, von Neustadt her den Nordfuß des Hochfirst umbiegend, die Wutach vorüber, zu der wir in späterer Abteilung unseres Gebietes gelangen. Wir kehren auf die am Titisee emporsteigende Straße an ihren „Rotes Kreuz" benannten Höhepunkt zurück, wo sie sich östlich nach Lenzkirch und südlich nach Schluchsee gabelt. In letzterer Richtung führt sie im Thal des Haslachbaches weiter aufwärts durch das lange, außerordentlich rege Fabrikdorf Falkau, das erst 1650 durch Waldausrodung seinen Ursprung genommen. Dicht daran schließt sich das unter hoher Bergwand der Bärhalde-Abdachung belegene Pfarrdorf

Altglashütte (984 m), gleichfalls erst im 17. Jahrhundert von zwei Glasmachern, Peter Sigwart und Ulrich Walther, gegründet, durch hübsche, anmutige Umgebung und gute Wirtschaften zu einem gern besuchten Sommeraufenthalt geworden. Wege führen, wie schon früher erwähnt, von hier ins Bärenthal zum Feldberg hinan. Durch eigentümlich parkartige Landschaft zieht die große Straße sich am schilfumrandeten Wasserspiegel eines Schwellweihers vorbei, nach dem zerstreut und einsam liegenden Weiler Aha mit einem Gasthaus fort, neben dem zwei den Schluchsee umkreisende Straßen nach St. Blasien auseinanderzweigen. Die westliche, nähere, durchzieht die in „Sommerseite" und „Winterseite" geteilte Berggemeinde Blasiwald; die östliche tritt bald an den Nordrand des Schluchsees (904 m), neben diesem entlang zu dem gleichnamigen Pfarrdorf hinführend.

Der Schluchsee ist nur 500 Meter breit, aber einen Kilometer länger als der zwei Kilometer lange Titisee, er steht diesem an Flächengehalt wenig nach, ist aber nicht so tief und, wenn auch an ihn erinnernd, doch andersartiger. Felsenwände fehlen ihm ebenfalls; seine beträchtliche Höhenlage läßt ihn nur noch von niedrigen Berglehnen einschließen. Auf der westlichen Seite umgiebt ihn lückenloser Waldrahmen, auf der östlichen dagegen wird dieser durch ein großes Einsatzstück kahlen, leicht gewellten Uferlandes unterbrochen, das, fast ganz mit Haidekraut überdeckt, zur Blütezeit desselben (August) dem See seinen Hauptreiz verleiht. Über diesem nach Osten auf der freien Höhe, etwa zehn Minuten vom Wasserrand, thront das Dorf Schluchsee (951 m), das zum Glück noch nicht in englischen Alleinbesitz übergegangen ist. Es erscheint im 11. Jahrhundert als ein an St. Blasien übergebenes „praedium" (Landgut) „Sluohse" und wird vielfach in kaiserlichen Urkunden (auch Heinrichs IV.) genannt. Der Name hängt offenbar nicht mit dem erst neuhochdeutsch aus „Schluft"

gebildeten „Schlucht“ zusammen und wohl auch nicht direkt mit slukko, „schlucken, schluchzen“, sondern stammt von sluch und bedeutet einen „Schlauch“see; eine Benennung, der seine Gestaltung voll entspricht. Das Dorf ist mit Recht einer der beliebtesten Sommeraufenthaltsorte im Schwarzwald geworden und, früher sehr abgelegen, jetzt durch die Höllenthalbahn und in Titisee anschließende Post von Freiburg aus in kaum fünf Stunden zu erreichen. Es bietet eine anmutvoll-ernste, sonnenheitre Welt mit frischer Hochluft, schönen, nahen Wäldern und bequemen, reizvollen Wegen; der Gegensatz der weiten, roten Haidefläche und des dunklen Seespiegels ist einzig in seiner Art. Zwei Gasthöfe bereiten nach Wahl ein eleganteres und einfacheres Unterkommen mit „Table d'hôte“ (Stern) oder billigerem „Mittagstisch“ (Schiff); Badeanstalt und Böte stehen den Gästen zu Dienst. Doch ist hier — wie fast überall im Schwarzwald — frühzeitige Anmeldung erforderlich, da um die Julimitte alle Wohnräume bis auf den letzten besetzt zu sein pflegen.

Eine halbe Stunde vom Dorf entfernt, am Süd ende des Sees, liegt das Gasthaus Seebruck, und nur anderthalb Stunden weiter östlich gelegen, gleichfalls als Luftkurort aufgesucht, Rothhaus, dessen große Brauerei, bereits 1792 vom Kloster St. Blasien gegründet, um dem Schnapstrinken zu steuern, noch jetzt weiten Umkreis mit „Rothhauser Bier“ versorgt. Es liegt am Ursprunge der „Schlücht“; bei Seebruck tritt die „Schwarza“ aus dem Schluchsee hervor, und wir sind hier an die Grenze unserer Abteilung, zum Beginn der vom Feldberg abstrahlenden „Südthäler“ gelangt.

3. Der Hochgebirgszug des Belchen und Blauen.

Wie wir uns auf den Luisenturm des Feldbergs zurückwenden, sehen wir von Norden bis nach Südwest eine zusammenhängende, hohe Bergkette vor uns aus-

gebreitet. Sie beginnt mit dem Kandel, umkreist vermittelst des von ihm ausgehenden Hochlandes das Dreisamthal und erhebt sich südlich vom Höllenthal zunächst wieder zu beträchtlicher Höhe in den schön geformten Spitzen der Rotheck (1201 m). Auf der obersten Ansteigerung der letzteren liegt in höchster Bergeinsamkeit, ungefähr 1000 m hoch, das zu Hinterzarten gehörende Dörfchen Alpersbach, dann schneidet, vom Feldberg bei der überall im Norden und Osten unendlich weit sichtbaren „Baldenweger Viehhütte" beginnend, das außerordentlich tiefe und enge Zastlerthal mit der gleichnamigen Ortschaft ein. Es trägt seinen seltsam klingenden Namen von einer über ihm ragenden Felsenhöhe „Casteleck", die vermutlich einen römischen Wartturm besessen. Danach hieß es ursprünglich „Kastlerthal", doch ward es mit einem C geschrieben, und durch weiche Aussprache desselben entstand „Zastler". Das Thal, vom „Osterbach" durchflossen, ist in seinem oberen Verlauf fast ganz unbewohnt, vielfach wildfelsig; gewaltige, senkrechte Schroffenabstürze von der Rotheck her begleiten es im unteren Teil bis gegen seine Mündung in eine südliche Seiteneinbucht des Dreisamthals hin. Hier liegt, wo das Zastlerthal und Wilhelmsthal zusammentreffen, das Dorf Oberried, dessen wir schon bei der nur kurz andauernden Verlegung des Nonnenklosters Güntersthal ins St. Wilhelmsthal Erwähnung gethan. Als die Cisterzienserinnen 1243 des rauhen Klimas halber ins erstere zurückgekehrt waren, siedelten sich 1252 elsässische „Brüder von St. Wilhelm" in den verlassenen Klosterbaulichkeiten an und gaben dem Thal seinen fortangeführten Namen. Doch auch sie verließen schon um zehn Jahre später die unwirtliche Gegend wieder, um nach Freiburg zu ziehen; abermals nach drei Jahren indes wendeten sich ein Mönch Johann von Urberg und ein Laienbruder Burkard mutig in das verödete St. Wilhelm zurück, sammelten allmählich andre Hinzukommende um sich an

und legten dadurch den Grund, daß sich das Kloster dennoch bis 1507 forterhielt, in welchem Jahre die Insassen sich mit den Freiburger „Wilhelmiten" vereinigten. Von da an nicht mehr bewohnt, zerfiel das Gebäude bis auf einen festen Turm, der den Mönchen zum Schutz gegen gewaltthätige Überfälle der räuberischen „Snewelin" gedient, in welchen die Freiburger Klosterbrüder im Dreißigjährigen Kriege ihre Kostbarkeiten und Urkunden flüchteten. Doch ward das Versteck von den Schweden aufgefunden, ausgeplündert und der Turm verbrannt.

Wir haben mit dieser Geschichte des Klosters St. Wilhelm etwas voraufgreifen müssen, weil die Freiburger Mönche desselben am Ausgang des 17. Jahrhunderts ihren Sitz nochmals in die Gegend verlegten und das noch jetzt mit seiner Kirche und seinen Gebäuden erhaltene Kloster Oberried gründeten, das 1807 aufgehoben wurde. Das gleichbenannte Dorf liegt, wie gesagt, an der Zusammenmündung des Zastler- und Wilhelmsthales, zwischen denen sich der hohe Rücken des Erlenbacher Bergs, nach Südosten im Toten Mann (1322 m) gipfelnd, zum Feldberg hinaufhebt. Durch das „Untere Wilhelmsthal" zog sich von Oberried (Freiburg) ein uralter Weg über die Einsattlung zwischen dem Feldberg und dem Schauinsland-Erzkasten zu den Silbergruben von Hofsgrund und Todtnau, wo jetzt die große Straße über den „Notschrei" zum letzteren hinüberführt. In den Köpfen der Gegend spukt noch heut eine Sage vom „goldenen Marti", die sich auf ein 300 Mark schweres Goldstandbild des h. Martin bezieht, das zur Zeit des Bauernkrieges ein Entdecker ungeheurer Erzlager „hinter einer eisernen Thür" bei Oberried verborgen haben will. Eine Urkunde desselben vom Jahre 1527 ist allerdings noch vorhanden, doch enthält fraglos nur eine auf Prellerei abzielende Erdichtung, wie sich das angeblich in Gruben des Erzkastens gefundene Gold später als von Betrügern dorthingebrachtes herausstellte.

Das Wilhelmsthal ist nicht völlig so schmal als das Zastlerthal, oder erscheint wenigstens etwas breiter, da es nicht so steilabschüssige Wände besitzt. Doch ragen diese, oft mit riesigen Schutthalden, zu beiden Seiten gewaltig auf, anfänglich nach Osten vom Erlenbacher Berg, nach Westen vom Hundsrücken der nördlichen Abdachung des Schauinsland gebildet. Etwa drei Viertelstunden von Oberried birgt die linksseitige Felshöhe, hoch droben und von unten nicht wahrnehmbar, auf dem „Hochfarren“ zwischen dem „Roßfelsen“ und dem „Frauenschrofen“ über dem uralten Bauernhof „zum Schneeberger“ geringfügige Überreste der Wilden Schnewburg, wahrscheinlich der Stammburg des vielverzweigten mittelalterlichen Raubrittergeschlechts der Kolman-Snewelin. Da die Insassen des Weglagererschlosses, obwohl selbst Bürger von Freiburg, sich im Anfang des 14. Jahrhunderts vielfach auch an reisenden Freiburger Handelsleuten vergriffen und dieselben im Burgverließ einkerkerten, verbündete die Stadt Freiburg sich 1304 mit zahlreichen Grafen und Herren des Breisgaus, erstürmte die Wilde Schnewburg, verbrannte sie und machte ihr Mauerwerk dem Boden gleich. Es scheint der erste derartige Fall gewesen zu sein, in welchem die kraftvoll erstarkende Stadt dem adligen Räuberwesen in ihrem Umkreis zu steuern anhub. Ein spätes Nachspiel erhielt dieser Vorgang im vorigen Jahrhundert, zu welcher Zeit sich ein Georg Schweitzer aus Kirchzarten — der „Schweitzerjörg“ — als Schmuggler bei den Resten der alten Schnewburg festsetzte, allen von Freiburg wider ihn gerichteten Befehlen mit der Flinte in der Hand Trotz bot und nur mühsam durch Aufgebot von Hülfe bei der Landesregierung bewältigt wurde. Der nicht leicht findbare Weg zum ehmaligen Standplatz der Burg zieht sich vom Hof zum Schneeberger durch Felsgeklüft, Tannengestrüpp und Haldenwiesen nach der „Gefällmatte“ hinauf, vor deren Gehöft man die wenigen Trümmer erreicht.

Um etwas weiter aufwärts biegt das vom „Bruggabach" durchschäumte, fast unbewohnte Wilhelmsthal aus seiner bisherigen südlichen Richtung beinah in rechtem Winkel nach Osten um und bildet so das „obere" oder eigentliche St. Wilhelmsthal, in welchem sich neben einer Kapelle noch schwache Spuren des Klosters St. Wilhelm und des zerstörten Zufluchtsturmes der Mönche entdecken lassen. Dann bohrt das Thal sich in den Feldberg hinein und endet unter diesem, rings steil umschlossen, im „Napf", einer Hohltiefe mit einigen weltentlegenen Gehöften, von welchen der nächste Fußweg über die „Wilhelmsthaler Viehhütte" zum Luisenturm in die Höh steigt. Die große Straße von Freiburg nach Todtnau biegt dagegen an der Umknickung des Wilhelmsthals westwärts in vielen Windungen, schönen Blick auf die Westseite des Feldbergs darbietend, unter den Südabhang des Schauinsland hinauf.

Den letzteren haben wir bereits in unsere Darstellung der Umgebung Freiburgs mit hineingezogen, sodaß wir ihn hier nur als verbindendes, etwas nach Westen vorgeschobenes Zwischenglied in der hohen Bergkette zu erwähnen brauchen, die sich durch ihn von der Rotheck und dem Toten Mann zum Belchen fortsetzt. Nach Süden entspringt von ihm ein Zufluß der Wiese, nach Westen bei St. Ulrich die Möhlin und zwischen beiden, den Schauinslandstock von dem des Belchen abtrennend, schneidet, gleichfalls in westlicher Richtung, das Münsterthal mit dem Neumagen ein, nicht zu den großen, doch mit zu den schönsten und mächtigst wirkenden Thälern des Schwarzwaldes zählend.

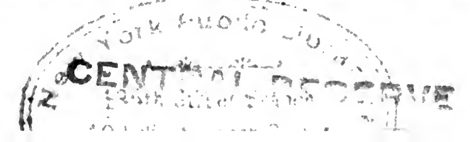
Wenn wir aus der Rheinebene her mit der von der Eisenbahnstation des Dorfes Krotzingen, das schon 794 als „Scrozinga" erscheint, abgehenden Zweigbahn nach Sulzburg (S. 304) gegen das Münsterthal zu fahren gewahren wir unsern zur Linken den uns schon bekannten roten Kapuzinerpilzturm von Kirchhofen, gerade vor uns dagegen auf einem völlig vereinzelten, höchst

regelmäßigen, ganz mit Reben bedeckten Vorhügel des Gebirgs die noch hoch aufragenden Ruinen der Burg Staufen — offenbar auf dem Standplatz eines Wartturms des Dekumatenlandes, da eine altrömische Lampe unter dem Trümmerschutt ausgegraben wurde — deren Lage sich auch hier und zwar besonders deutlich als solche auf einem umgekehrten Becher (Staufen) kundgiebt. Des Berges, auf dem sie liegt, geschieht bereits 773 als „Stoufin" urkundlich Erwähnung; sie war im Beginn Eigentum der Zähringer, dann der Grafen von Freiburg und geriet im 13. Jahrhundert in den Besitz eines sich nach ihr oder sie nach sich benennenden adligen Geschlechts, vermutlich hohenstaufischer Dienstmannen, welche Kaiser Friedrich II. zu Freiherren erhoben. Sie erlangten die Schirmvogtei über das Kloster Trudpert, doch thaten sie sich als übelberufene Wegelagerer im Münsterthal hervor, in welchem sie noch zwei andre, schwer zugängliche Raubnester, „Regelsburg" und „Scharfenstein", inne hatten; vielleicht trugen sie deshalb drei Becher (Staufen) im Wappen. Ein Otto von Staufen ward im 13. Jahrhundert bei einem Bau in der Burg wegen grausamer Behandlung der dabei beschäftigten Arbeiter von diesen mit einem Knotenstrick zu Tode geschlagen. Mit Georg Leo von Staufen starb 1602 das Geschlecht aus, dem auch die dicht unter dem Burghügel an der Bahn gelegene Stadt Staufen angehörte. Sie ist ein freundlich-offenes, lebendiges, 1258 noch „villa" benanntes Städtchen mit einem neuerdings stilgerecht wieder hergestellten Rathaus aus dem 16. Jahrhundert, dessen Bauart an die des Freiburger erinnert, und mit ungefähr 1900 Einwohnern; im Jahr 1848 bildete sie den Schauplatz eines Gefechtes zwischen badischen Freischaren und preußischen Truppen, welche den Ort mit stürmender Hand einnahmen. Jetzt liegt dieser sehr friedlich am Eingang des Münsterthals und Rande des Neumagens, dessen seltsamen, aus dem Keltischen stammenden Namen wir früher erläutert

haben. Die Volkssage hat sich seiner allerdings mit andrer Deutung bemächtigt und heißt ihn „Neunmagen", weil er alle neun Jahre einen Menschen verschlinge. Für gewöhnlich sieht er indes sehr wenig gefräßig aus. Wir fügen an, daß nach einer von der „Zimmerischen Chronik" mitgeteilten Überlieferung im Gasthof zum Leuen zu Staufen der Teufel den Doktor Faust geholt, sodaß man letzteren am Morgen mit umgedrehtem Hals und „kölschblau" im Gesicht auf seiner Kammer gefunden.

Die Sage ist überhaupt thätig in der Gegend und verlegt in das Untermünsterthal, ähnlich wie ins Suggen- und Prinzbachthal eine ehmalige reiche Bergwerksstadt „Münster", deren ruchlos-übermütige Bewohner einem lebenden Ochsen die Haut abgezogen und dafür mit dem Verschwinden des Silbers in ihren Gruben bestraft worden. Geschichtlich scheint etwas an der Überlieferung bewahrheitet, daß diese Stadt 1337 von den Freiburgern zerstört sei, nur wird der Begriff „Stadt" cum grano salis aufzufassen sein; die vertriebenen Insassen des Ortes sollen sich dann in Staufen niedergelassen und dies begründet haben. Jetzt zieht sich die häuserreiche „Rotte" Untermünsterthal unter verschiedenen Teilnamen mehr als eine Stunde lang durch das ziemlich breite, mehr und mehr von hohen Bergwänden begleitete Thal hin, das den vorzüglichsten Anblick des Belchen mit seinen beiden seitlichen Hornausläufern gewährt. Nirgendwo wieder im ganzen Schwarzwald übt ein Berg, auch der Feldberg nicht annähernd, eine gleich machtvolle Wirkung. Scheinbar senkrecht fällt der Belchen über 1000 m gegen das Münsterthal ab und drückt mit seiner ungeheuren Wuchtigkeit jeden Nebenbuhler in unserem Gebirge zur Geringfügigkeit nieder. Nur der Kandel vermag einigermaßen neben ihm Ansehen zu behaupten.

Das Thal zerspaltet sich in einen südlich und einen nordöstlich gewendeten Arm. Im ersteren führt bei



der Häusergruppe „Neumühl" (zur Krone) in starken drei Stunden der nächste Fußweg zum Belchen hinauf; die große Straße folgt der letzteren Richtung ins Obermünsterthal und läßt unfern von der Gabelung das Kloster St. Trudpert erblicken, das angeblich im Jahre 605 von dem gleichbenannten irischen oder schottischen Glaubensboten gestiftet worden, mithin die allerälteste Ansiedlung im Innern des Schwarzwaldes darstellen würde. Auch Sebastian Münster beteiligt sich an dieser Sage durch die Mitteilung: „Aber vorhin haben Waldbrüder do gewonet, die jr erste wonung do sollen gemacht haben under dem Kayser Phoca" (Phokas 602—610 n. Chr.), und er fügt an: „Es ist ein sylberreich gebirg bey disem closter / wo leut weren die dem möchten nachkommen." Die mythischen Berichte über die Lebenszeit des h. Trudpert weichen erheblich voneinander ab, stimmen jedoch darin ziemlich überein, daß er drei Jahre nach dem Beginn seines Klosterbaus im Schlaf von zwei über die ihnen auferlegte schwere Arbeit ergrimmten Knechten ermordet sei; man zeigt ernsthaft den Platz unter einer alten hohen Tanne hinter der heutigen Kirche als die betreffende Stelle. Die Sage läßt die Mörder fliehen, doch von ihrem bösen Gewissen immer im Kreis herumgetrieben und an den Platz ihrer Frevelthat zurückgebracht werden, wo dann einer sich selbst entleibte, der andere auf Befehl des Dynasten Otbert, des Schutzherrn des Klosters, gehenkt wurde. Geschichtlich beglaubigt tritt dieses erst im Jahr 903 in einer Vergabung eines Grafen Luitfried hervor, nachdem es um zwanzig Jahre zuvor von den Hunnen (Ungarn) zerstört sein soll. Sowie Otbert wie Luitfried werden in Annalen und Grabschriften des Klosters als Urahnen der Grafen von Habsburg bezeichnet und ein Sohn des letzteren, welcher St. Trudpert gegen neue Hunnennot mit Mauern umgeben ließ, geradezu „Hunfrid, Graf von Habsburg" genannt. Später hatten Äbte und Mönche viel Beschwer mit den Kastenvögten

des Klosters, den Herren von Staufen, zu bestehn, die dasselbe zwischen ihren Felsenburgen Regelsburg (nordwestlich über St. Trudpert, doch spurlos verschwunden) und Scharfenstein eingeengt hielten; es ging oft wild im Münsterthal zu. Der Bauernkrieg verwüstete St. Trudpert, nachher der Dreißigjährige, in welchem die Thalbewohner eine schwedische Sauvegarde im Kloster überfielen und erschlugen, das letztere infolgedessen vollständig niedergebrannt und mehrere Jahre hindurch verlassen wurde. Ein nachher vorgenommener Wiederaufbau steht zum Teil noch heut, ward indes zum überwiegenden Teil bei der 1806 eingetretenen Säkularisierung abgebrochen. Doch ragt die Kirche noch eigenartig, hoch und gedächtnisreich, dicht neben der Landstraße auf und beherbergt im Innern allerlei Hinterlassenschaft uralter Tage, unter anderem das in einer Sammetkapsel bewahrte Herz und den Schädel des heil. Trudpert, der ganz mit Münsterthaler Silber, vermutlich aus der dem Kloster ehmals gehörigen Grube „Teufelsgrund" überzogen ist.

Auch das Obermünsterthal zeigt sich im Anfang noch als ein sehr bewohntes, doch allmählich wird es einsamer. Bei der Zinke Spielweg mit einem umfänglichen, als Stützpunkt für Wanderungen in die Umgegend nützlichen Gasthause führen gen Norden Wege nach St. Ulrich und dem Haldenwirtshause (Schauinsland) aufwärts, gegen Süden trennen sich die alte und die neue Straße über das „Wiedenereck" ins Wiesenthal. Die erstere kürzt erheblich und ist, am stark herabfallenden Neumagen emporsteigend, von wilder Schönheit. Bald läßt sie bei der Zinke „Elend" in einem Seitenthälchen auf gewaltiger, jäh niederstürzender Felsschroffe die Stelle gewahren, wo die schon mehrfach genannte Raubburg Scharfenstein gestanden, eine der ältesten des Schwarzwaldes, im 8. Jahrhundert von den apokryphischen Vorfahren der Habsburger erbaut, später an die Staufen übergegangen; der Bauernkrieg

vernichtete die Burg bis auf geringfügige Reste. Auch die neue, kunstvoll angelegte und prachtvolle Blicke darbietende Straße umwindet in einem großen Bogen den Felsenthron des Scharfenstein, dann treffen alte und neue auf der Paßhöhe des Wiedenereck (1035 m), nach dem drunten belegenen Dorfe Wieden benannt, zusammen und senken sich vielgekrümmt südwärts ins Wiesenthal zwischen Todtnau und Schönau hinunter. Vom Wiedenereck, das zu Wagen erreicht wird, führen zwei Wege auf den Gipfel des Belchen (1415 m): der eine, mit Alpenaussicht, über die Luke und das Auerhahn-Wirtshaus, der andere, der 1895 angelegte „Belchenpfad", über die Krinne, wo früher an der alten Straße von Freiburg nach Schönau ein jetzt verschwundenes Wirtshaus „zur Krinne" (krink, Einfaltung, Krümmung) stand. Besonders dieser letztere ist in seinem oberen Teil, wo er hoch über dem Untermünster-Thal im Zickzack die Höhe erklimmt, einer der prächtigsten Bergpfade des Schwarzwalds. Er bietet dem aufwärts Steigenden in der Nahsicht Einblicke in die steilen Felsenschluchten des nördlichen Belchengebietes von großartiger, alpiner Schönheit und in der Ferne weite Aussicht auf Rheinebene und Vogesen.

Über die Herstammung des Namens dieses zweithöchsten Berges des Schwarzwaldes giebt nichts Auskunft; daß er der Form eines Balles entsprungen sei, ist jedenfalls eine haltlose spätere Etymologie. Die gleiche Benennung kehrt gradgegenüber in den Vogesen im „Gebweiler" und „elsässer Belchen" (ballon d'Alsace) wieder und scheint eine unerkennbare Verstümmelung eines keltischen Namens zu sein; beide so benannten Berge drängten sich den ersten Bewohnern des Oberrheinthales sofort gewaltsam als höchste sich ähnelnde Gipfel der Gebirgsketten im Westen und Osten auf. Eine sonderbare Anmerkung enthält die obenerwähnte Vergabung des Grafen Luitfried an das Kloster St. Trudpert, in welcher diesem unter anderem „alle an-

liegenden Berge vom Berge Zamba an, wo die Numaga entspringt", verliehen werden. Der Neumagen kommt aber mit seinen beiden Armen vom Belchen herab, und von einem sonstigen Berg Zamba findet sich keinerlei Namensspur.

Wie bemerkt, ist der Belchen fraglos der imposanteste Berg des Schwarzwaldes. Er bildet keinen langgestreckten Rücken gleich dem Feldberg, dem er an Höhe nur um 80 m nachsteht, sondern eine frei aufragende, wenig umfangreiche Kuppe, die nach Norden und Süden von zwei trabantenartigen Buckeln, „dem Hochkelch" und „Hägstutz" flankiert wird. Sein jäh machtvoller Absturz gegen das Münsterthal zeichnet ihn vor jedem anderen Gipfel aus, indem er sich dadurch nicht von einer Hochfläche, sondern beinah geradezu aus der Rheinebene erhebt. Mehr als auf dem Feldberg fühlt man sich auf seiner kahlen Höhe über der Welt, denn nach jeder Richtung liegt alles tief unter die Füße des Umschauenden abgesunken. Ein Abend auf dem Belchen, an dem die Sonne hinter den Vogesen untergeht, glühende Rubinlichter aus dem Rhein drunten aufziehend und mit rotem Glanz die endlose Alpenkette im Süden noch aus beginnendem Zwitterlicht heraufhebend, oder ein Sonnenaufgang hier oben, bei dessen ersten Strahlen der lange violette Bergschatten des Belchen die in weiße Morgennebel gehüllte Tiefe überdeckt, während weit draußen am dämmernden Horizont die Alpen stehen, wie ein langgedehnter Streifen starr gewordener Wolken, deren weiße Zacken und Spitzen hier und da im Lichte des erwachenden Tages aufblitzen, zählen zum unverlierbar Schönen und Erhabenen des Lebens.

Das Belchenrasthaus, gewöhnlich von Pfingsten bis zum Sommerausgang geöffnet, liegt nach Osten, ein wenig unter der Gipfelhöhe, ist einfach eingerichtet, aber recht gut und für die meisten Fälle ausreichend mit Betten versehen; es bietet jetzt, nach Vollendung des

dreistöckigen Neubaues, nicht nur dem vom langen Anstieg Ermüdeten, Hungernden und Durstenden, sondern auch dem länger Weilenden eine gastliche und keineswegs kostspielige Unterkunftsstätte. Der erste Bau ward 1866 von Schönau aus errichtet, doch seitdem mehrfach vergrößert und verbessert. Mit Sonnenuntergang, oft auch früher schon, hebt fast ausnahmslos ein ziemlich starker Wind auf dem Belchen an, und um den Abend im Freien genießen zu können, sei man vorsichtig, zumal nach der Erhitzung durch das Aufsteigen, und schütze sich durch Plaid oder wärmenden Mantel.

Nach Osten bildet nun stets das lange Thal der Wiese die Grenze unseres Abteilungsgebietes; ein beträchtlicher Zufluß derselben, die „Belchenwiese“, entspringt am Südabhang des Belchen. Gen Norden sehen wir diesen durch den Höhenzug des Obermünsterthaler „Hörnle“ (1189 m) und der „Farnwiede“ (1283) mit dem Schauinsland, nordöstlich über die hohen Berge um Todtnau mit dem Feldberg verbunden. Wir wenden uns zunächst nach Westen, der Rheingegend zu, um dort ein paar bemerkenswerte Punkte zu betrachten. Weiß schimmert in der Weite ein hohes Schloßgebäude, unfern von der gleichnamigen Eisenbahnstation die Stadt Heitersheim deutend, uralte Ansiedelungsstätte eines fränkischen Edlen, schon 777 als „Heiteresheim“ (von dem altfränkischen Personennamen „Heiter“) genannt. Nachdem ein Ritter Gottfried von Staufen bereits mit gleichem Beispiel vorangegangen, trat Markgraf Heinrich II. von Hachberg 1275 in den Johanniterorden und schenkte diesem gleichfalls Anrechte an Heitersheim, der hier ein Residenzschloß des Ordensmeisters erbaute, und eine „fürstliche Herrschaft Heitersheim“ begründete. Der Großmeister und Reichsfürst Georg Schilling von Canstatt, ehemaliger „Gubernator von Tripolis“, der sich besonders bei der vergeblichen Verteidigung von Rhodus gegen die Türken (1522) ausgezeichnet hatte, residierte hier als erster in dem neuerbauten Schlosse,

nachdem das ursprüngliche dem Bauernkriege zum Opfer gefallen. Es bildete, mit schönen Gärten umgeben, in der letzten Zeit vor der Aufhebung des Ordens in deutschen Landen (1806) unter dem Großmeister Ignaz Balthasar, Freiherrn von Rink zu Baldenstein, und dem feinsinnigen Ordenskanzler Joseph Albert von Ittner einen Sitz des Kunstsinns und der Lebensfreudigkeit; 1802 fiel das Fürstentum Heitersheim (mit Freiburg) an den Herzog von Modena, dann 1805 an Baden. Ihm gehörte auch das noch baufällig stehende alte Schloß in dem von der Eisenbahnlinie zwischen Heitersheim und Krotzingen in der Mitte durchschnittenen Dorfe Eschbach (mit uralter romanischer Kirche) an.

Außer dem Schloß, in dem sich jetzt das Magdalenen-Asyl Bethania der barmherzigen Schwestern in Freiburg befindet, besitzt das Städtchen Heitersheim mit etwa 1300 Einwohnern nichts Sehenswürdiges; in seiner Umgegend befinden sich Hauptorte des „markgräfler Weinbaus“, die Dörfer Laufen, St. Ilgen (ursprünglich St. Odilien und daraus verderbt, mit einer hochinteressanten gotischen Wallfahrtskirche, die bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine sonderbare, etwas profanzweideutige, wunderthätige Bildsäule besaß) Britzingen (773 urkundlich „Brizzinchovin“), Ballrechten (846 Baldratinga), das unter einem „Kastelberg“ mit hochinteressanten Überbleibseln eines römischen Wartturms — außerordentlich dicken, doppelt manneshohen Trümmern und Resten von Gußmauern über einem den Gipfel völlig umziehenden tiefen Graben — liegt. Ruf besitzt der Kastelberg durch seine urkundlich uralten, im vorigen Jahrhundert vorzüglich verbesserten Rebanlagen. Unter ihm zieht sich von Heitersheim aus das kleine Thal des Sulzbachs gegen den Westrand des Belchen hin, ungefähr in seiner Mitte das uralte Städtchen Sulzburg enthaltend, das im Jahre 800 als „Sulzibergeheim“ erscheint. Sebastian Münster

merkt darüber an: „Es nennen auch gemelte brieff disen Flecken Montem salsuginis / das heißt zu Teutsch Saltzberg / von wegen eines Saltzbrunnen / der do ist gewesen / ist aber darnach auß Saltzberg Sultzburg worden.“ Die kleine, stark alttestamentarisch bewohnte Stadt besitzt Reste eines 993 von einem Breisgaugrafen Birthilo gegründeten Nonnenklosters zum heiligen Cyriacus, das bereits in der Reformationszeit aufgehoben worden; der Historiker Schöpflin ward 1694 hier geboren. Aufwärts von Sulzburg, das Endstation einer bei Krotzingen von der Hauptlinie abzweigenden Eisenbahn (vgl. S. 295) ist, verengt sich das Thal zu schmalstem Bergeinschnitt, und um drei Viertelstunden weiter liegt ziemlich an seinem Beginn, in tiefe Waldeinsamkeit eingebettet, das kleine, aber vielbesuchte und freundlich-idyllischen Aufenthalt bietende Bad Sulzburg (462 m), gewöhnlich „Sulzbad“ genannt, von dem nach allen Richtungen Wege zum hohen Gebirge hinan, sowie zum größeren und berühmteren Nachbarbade Badenweiler hinüberführen.

Wir heben uns nach diesem Abstieg gegen die Rheinebene wieder zum Belchen hinauf, gewahren in südwestlicher Richtung von ihm nah vor uns die hohen Anstiege des Köhlgarten (1226 m) und des Blauen (1168 m), und wenden uns auf vierstündigem Weg, der zu den schönsten des Schwarzwaldes zählt, dem letzteren entgegen. Der Fußpfad zieht sich, stets auf einer Höhe von über 1000 m bleibend, über den „Hochkelch“, das südliche Felshorn des Belchen, zur Sirnitz (1072 m) herab, dem hohen Verbindungsrücken zwischen Belchen und Blauen, wo zahlreiche Fahrstraßen von Untermünsterthal, Sulzburg und Müllheim in der Rheinebene her zusammentreffen und sich ins Wiesenthal hinab fortsetzen. Ein wenig südlich von diesem Punkt bei dem Weiler Hinterheubronn blickt aus einem tiefen, zumeist von steilen, bewaldeten Berghängen, an der Südwestseite von Felswänden umschlossenen Trichter

der Nonnenmattweiher (913 m) auf, ein kleiner, oblonger, düsterer Bergsee, in welchem sich früher eine jetzt mit dem Land verbundene übergrünte, buschbewachsene Torfinsel befand, die vielleicht Anlaß zu der Sage eines in ihm versunkenen Nonnenklosters gegeben, zur Strafe für ähnliche Vergehen der Insassinnen wie derjenigen des im „Herrenwieser See“ unter der Hornisgrinde verschwundenen Frauenklosters. Der Namensursprung des Gewässers entstammt im übrigen weniger romantischer Quelle, da er von im Volksmunde „Nonnen“ genannten, zur Mästung bestimmten Kühen herrührt, die hier früher geweidet wurden. Der See war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine sumpfige „Matte“, welche von Mühleninhabern der Gegend durch Zudämmung in einen Teich verwandelt wurde; daher die Bezeichnung „Nonnenmatte“, wie der Weg, auf dem die Kühe dorthin getrieben wurden, „Nonnenpfad“ hieß. Der winzige Wasserspiegel, der an den meisten Stellen nicht über 3 m tief ist, liegt am Nordabhang des Köhlgarten und fließt zur „Belchenwiese“ ab; die Umgegend ist in mineralogischer Hinsicht als Fundort mancher seltenen Gesteine interessant. Wir drehen uns zur Sirnitz mit dem von Badenweiler aus häufig aufgesuchten „Gasthaus zum Auerhahn“ (963 m) zurück und folgen der westlich gerichteten Straße durch das hier beginnende Thal des Klemmbach abwärts nach. Von steilen Felswänden eng eingefaßt, zwischen denen das Wasser in zahllosen Fällen niedersprudelt, führt es seinen anfänglichen Namen „Im Klemm“ mit Recht; als erste Ortschaft tritt uns darin das Dorf Schweighof entgegen. Hier kündet ein an der Seite der Straße beginnender „Bürgersteig“ — um uns sprachreinigend auszudrücken — die Annäherung an Ungewöhnliches, bald erweitert sich das Thal, in welchem vor uns ein langgestrecktes Dorf — Oberweiler — liegt. Darüber thront auf dem linksseitigen, vom Abfall des Blauen

gebildeten Gelände eine hohe Burgruine und vor ihr eine hinter prächtigen Baumwipfeln verschwindende Häuserreihe — Badenweiler (427 m).

Man nennt oder denkt sich in Deutschland leicht Baden-Baden und Badenweiler als etwas Ähnelndes, doch in Wirklichkeit giebt es kaum Verschiedenartigeres. Zunächst ist das letztere keine Stadt, sondern ein Dorf, das im Winter nur gegen 600 Einwohner zählt (das Dorf Oberweiler zu seinen Füßen übertrifft es darin); dann steht es in unmittelbarstem Zusammenhang mit der Natur, von jedem Hause führen wenige Schritte in Wald und Stille. So vermag es trotz seiner Hotels, seiner Bäder und Villen und seines — im übrigen wundervollen, schattigluftigen — Kurgartens dennoch einen friedlichen Aufenthaltsort für solche zu bilden, die zu den „wunderseligen Leuten“ zu gehören trachten, „welche der Stadt entflohn“. Man kann in Badenweiler noch nach Wunsch Gesellschaft und Eleganz, Abgeschiedenheit und Ländlichkeit haben, und die Befähigung, beides jederzeit miteinander zu vertauschen, gewährt dem Ort, abgesehen von der Schönheit seiner Umgebung, einen eigenen Reiz. Das dortige „Kurtreiben“ besitzt nichts aufgebauscht Widerwärtiges, es trägt noch einen Charakter, über den man in Baden-Baden achselzuckend lächeln würde, und selbst wenn es sich laut bemerklich macht, geht es in einer gewissen stillen Weise zu. Nach allen Richtungen laden die schönsten und interessantesten Ausflüge in die Nähe und die Weite, nirgendwo sonst läßt sich mit solcher Schnelligkeit und Bequemlichkeit (zu Wagen auf vortrefflichster, scheinbar kaum ansteigender Makadamstraße) einer der höchsten und aussichtsreichsten Gipfel des Schwarzwaldes, der Hochblauen, erreichen.

Von den glänzenden Badeeinrichtungen, welche die Römer in Badenweiler — Aquae villarum — getroffen, sind Überreste, mutmaßlich aus der Zeit des Kaisers Hadrian (2. Jahrhundert n. Chr.) am Ende des vorigen

Jahrhunderts aus der Erde zu Tage gefördert worden; die damalige Badeanstalt lag am Abhang gegen Oberweiler, bis 1784 als eine mit Gras und Gesträuch überwachsene hügelartige Erhöhung, vom Volk, das sich seit Jahrhunderten dort marmorne Bausteine geholt, „im Gmur" genannt. Das heutige „Römerbad" benutzt fraglos die nämliche Therme — „ist gleichwol beim Ursprung lawlecht; getrunken eröffnet es die Verstopffung innerlicher Glieder, darinnen gebadet, hilfft es den zerschmetterten, verrenckten Gliedern" —, die sowohl zum Baden als zum Trinken verwertet wird. Zahlreichste Gegenstände aus der römischen Vergangenheit wurden aufgefunden und zuletzt das ganze 222′ lange und 81′ breite alte Badgebäude in seinen Grundmauern aufgedeckt; am westlichen Zugang stand ein Stein mit deutlicher Inschrift: DIANAE ABNOB (die beiden letzten Buchstaben, auf dem Alpirsbacher Stein vorhanden, fehlen), welche das Bad unter den Schutz der Diana Abnoba stellte. Nach seiner Größe war dies fraglos kein Privat-, sondern ein mutmaßlich von weiter Umgegend her besuchtes öffentliches Bad; eigentümlicherweise hat man keine Wasserleitungen, welche die Thermen dorthin geführt, zu entdecken vermocht. Mit dem Verschwinden der Römer aus dem Dekumatenlande verging diese Herrlichkeit unter den Händen der keiner Bäder bedürftigen Alemannen, und die Stelle, wo sie sich befunden, taucht geschichtlich zum erstenmal wieder 1144 als die Trägerin einer Zähringischen Burg „Baden" auf, die erst im 14. Jahrhundert zur Unterscheidung vom Schloß Baden im Oosthal nach dem darunter entstandenen Weiler den Namen „Badenweiler" erhielt. Burg und Herrschaft wechselten bis zum 16. Jahrhundert als Besitztum der Grafen von Freiburg, Straßburg, Fürstenberg und der Markgrafen von Hachberg; bei dem Aussterben der letzteren im Jahre 1503 fielen sie an Baden-Durlach und bildeten so einen Teil der „unteren" Markgrafschaft Baden. Das Schloß besaß, wie

noch die heutige Ruine erkennen läßt, große Festigkeit, sodaß es oft für die Umwohner als Zufluchtsplatz in Kriegsnöten diente; 1678 ward es von den Franzosen zerstört. Die hochaufragenden, herrliche Aussicht bietenden Überreste sind vom Kurgarten umfaßt. In der Kirche Badenweilers finden sich mehrere Gräber von Grafen von Freiburg und Wandgemälde aus dem 14. Jahrhundert, im Turm ward vor nicht langer Zeit durch den Kunsthistoriker Wilhelm Lübke der noch ziemlich erhaltene Überrest eines hochinteressanten, vielleicht des ältesten deutschen „Totentanzes“, wohl ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, aufgedeckt.

Eine starke Viertelstunde südlich von Badenweiler liegt an der Straße nach Schloß Bürgeln in nächster Nähe prachtvoller Laubwälder mit uralten Riesenbäumen und zugleich unter mächtigen Tannen des sich steil hierher absenkenden Blauen das großgeräumige Hôtel Haus Baden, von kunstvoll angelegtem Garten umgeben, ein Aufenthaltsort, der viele Vorzüge vereinigt und um sich her eine Fülle verschiedenartigster Naturschönheit bietet. Wir begeben uns von Badenweiler wieder ins Klemmbachthal hinab nach Oberweiler — mutmaßlich ein 775 im „Lorscher Schenkungenbuch“ erscheinendes Villaner marca —, das gleichfalls Kurgästen Unterkunft gewährt und im Norden hoch von den Trümmern, starken, mit Gestrüpp überwachsenen Hauptmauerresten der Burg Neuenfels überragt wird. Sie gehörte einem gleichnamigen, wahrscheinlich sehr alten und ursprünglich in der Stadt Neuenburg drunten am Rhein ansässigen Geschlecht, welches den seltenen Ruhm großer Güte gegen seine Unterthanen genoß; doch hat es Frau Elsbeth von Neuenfels einst verdrossen, als sie auf einem Esel durch das Dorf Murghard geritten und deshalb dort ausgelacht wurde. Wie es scheint, von Anfang ein badenweilersches Lehen, ward Neuenfels 1356 von „Ymer, comes de Strasberg“, damaligen Inhaber der Herrschaft Badenweiler, zwei

Brüdern, Jacob und Johannes Erhard, als rechtes Mannlehen überwiesen.

Gespenstisch berüchtigt ist die Burg durch das Ende ihrer letzten Bewohner im Jahre 1540. Ein Hund derselben war abgerichtet, täglich von drunten aus dem Dorf Fleisch zu holen, doch eines Tages blieb er aus und kam nicht mehr. Einige Tage vergingen, dann stieg man zum Schloß hinauf und fand droben den alten Burgherrn Christoph von Neuenfels, gemeiniglich „Herr Stoffel" benannt, mit seiner Frau, Tochter, Knechten und Mägden, zusammen acht Personen ermordet, auch den Hund erschlagen im Schloßhof. Von den Mördern ward nie eine Spur entdeckt, die Burg aber blieb fortan unbewohnt und zerfiel von selbst zur gegenwärtigen, noch mehr als andere derartige Reste erhaltenen, hoch von Baum und Busch überwachsenen Ruine. Ein seltsames Gefühl überkommt den allein in ihr Verweilenden bei dem Gedanken an die letzten Schreckenstöne des Lebens, die dort vor viertehalb Jahrhunderten in einer Nacht verklungen, und daß niemals ein Licht in das unheimliche Dunkel derselben gefallen ist. Niemand fand sich mehr, der sich getraute, in die geisterhaft verödeten Mauern einzuziehen, und diese zerfielen von selbst.

Eine kleine Dampfstraßenbahn führt von Badenweiler durch Ober- und Niederweiler nach der Stadt und Eisenbahnstation Müllheim am Ausgang des Klemmbachthales. Die 7 Kilometer lange Strecke läuft zwischen ländlichen Gehöften und behäbigen Anwesen hin, eine wahre Dorfidylle, der auch das auf der Dorfstraße der großen Verkehrsader zufauchende Bähnchen keinen Abbruch thut. Müllheim hat seinen Namen nicht verändert, sondern taucht mit ihm schon 758 in einer Vergabung eines „Hachfried" an das Kloster St. Gallen auf. Mehrere dortige Klöster verschwanden bei der Einführung der Reformation; das „Markgräflerland" von hier bis nach Basel und ins untere Wiesenthal ist überwiegend protestantisch, doch hat der verderbliche jüdische Vieh-

handel einen seiner Hauptsitze in Müllheim. Die wohlhabende Stadt, der Mittelpunkt des Weinbaues im oberen Breisgau, zählt etwas über 3000 Einwohner, zieht sich indes endlos lang hin, so daß man vom Bahnhof aus an ihrem Ende schon den halben Weg nach Badenweiler zurückgelegt hat. Hebel läßt seinen „Schwarzwälder im Breisgau" rühmen:

„Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e guete Wi:
Goht er nit wie Baumöl i,
Z' Müllen an der Post!"

Dieser „Gasthof zur Post" lag vor der Stadt und ist nicht mehr vorhanden, doch bekommt man auch heute noch in der in der Stadt gelegenen Neuen Post und am Bahnhof einen guten Tropfen. Erwähnen wollen wir bei diesem Anlaß, daß im Volksmunde sich auf „heim" ausgehende Ortsnamen in „en" oder „em" verwandeln (Müllheim, Müllen; Schopfheim, Schopfem).

Eine kleine Stunde westlich von Müllheim liegt an uralter Ueberfahrtsstelle über den Rhein die 1171 von Herzog Berthold IV. von Zähringen gegründete Stadt Neuenburg, welche im Mittelalter eine erhebliche Stellung am Oberrhein einnahm, von 1292—1331 auch Reichsstadt war und dann an Österreich verfiel. Vor Anlegung der Stadt scheint dort eine Burg mit „Grafen von Neuenburg" gestanden zu haben; der Name kommt urkundlich schon im 8. Jahrhundert vor. Traurig bekannt ist Neuenburg durch den Tod Herzogs Bernhard von Weimar, der hier 1639 auf dem Wege vom Feldlazarett in Hüningen nach Breisach wahrscheinlich nicht an französischem Gift, sondern an einer Lagerseuche starb und die Hoffnung Deutschlands auf einen protestantischen, nationalgesinnten Kaiser mit sich begrub. Neuenburg litt von alter Zeit viel durch Überschwemmungen, ward 1675 von den Franzosen niedergebrannt, und da es wieder aufgebaut worden, 1704

völlig der Erde gleich gemacht, sodaß die Einwohner den Platz verlassen und anderswo Unterkunft suchen mußten, bis sie nach zehn Jahren zurückkehren konnten. Das heutige freundliche Städtchen besitzt ungefähr 1400 Bewohner und ist Station der Eisenbahn Müllheim-Mülhausen an der Rheinbrücke; in der Nähe befindet sich die früher erwähnte, botanisch hochinteressante „Neuenburger Rheininsel".

Eine Viertelstunde südlich von Neuenburg gegen Steinenstatt ragt aus brüchigem Felde ein einsamer Mauerklotz, wohl der Rest eines römischen Wachtturmes, auf dessen Grundmauern eine Nonne des Klosters Sitzenkirch, Gutta von Neuenburg, 1181 ein Kloster Gutenau begründete. Lustige Nonnen von Sitzenkirch, denen die strenge Ordensregel im letzteren nicht behagte, machten sich ums Jahr 1258 heimlich mit Sack und Pack auf den Weg an den Rhein, um in Gutenau etwas mehr Vergnüglichkeit zu finden, wurden indes unterwegs von dem noch lustigeren Ritter und Buschklepper Rudolph von Weiler betroffen, welcher sie der Beschwernis ihrer mitgenommenen irdischen Habseligkeiten enthob und mit leeren Taschen in Gutenau einziehen ließ. Um das Mißgeschick zu vervollständigen, ordnete der Bischof Eberhard von Konstanz außerdem die Zurückführung der so heiter Ausgewanderten in die Klosterzucht zu Sitzenkirch an, und so gingen sie des erträumten Paradieses in Gutenau verlustig, das sich ohne sie fröhlichen Lebenswandels fortbefliß, bis es durch Brand, Kriegsverwüstung und Aussterben den Weg aller Klöster und alles Fleisches ging, nur den alten römischen Heidenmauerklotz sich als Gedächtnisstein hinterlassend.

Südlich von Müllheim liegen am Berggeländerand des Blauen als Hauptweinorte und Eisenbahnstationen die beiden großen, uralten Dörfer Auggen und Schliengen. Auggen ist bereits offiziell zu diesem Namen aus „Augheim" abgeschliffen (800 Ougheim) und höchstwahrscheinlich der Geburtsort des in der

Manessischen Sammlung mit fünf erhaltenen Liedern angeführten Minnesängers „Brunwart von Augheim“ (13. Jahrhundert); die bei Auggen belegene Burg seines Geschlechtes ward von den Bürgern der Stadt Neuenburg im Zwist mit den Grafen von Freiburg zerstört. Auf das schöne Vorland unter dem Blauen hinüberblickend, sang „her Brunwart“:

„Willekomne si der sumer schoene,
willekomne si diu wunnecliche zit!
Ich hort aber kleiner vogelin doene;
seht, wie heide und anger aber schone lit,
sit der Winter muoz dem sumer lazen
sinen strit; seht vröude ist uf den strazen
die uns der vil wunnecliche meie git.“

Im Frühjahr 1876 wurde auf einem Rebgrundstück bei Auggen ein interessanter Fund von fast 1000 Brakteaten gemacht, deren einige bis in die Zeit der Grafen von Freiburg zurückwiesen; der Schatz, dessen jüngste Münze die Jahreszahl 1523 trug, war vermutlich zur Zeit des Bauernkrieges in die Erde geflüchtet worden.

Bei Schliengen, das, weiter südlich, 821 als Sitz eines „Walther von Slingen“ erscheint, ward 1796 eine Schlacht zwischen dem Erzherzog Karl von Österreich und dem von seinem Rückzuge durchs Höllenthal eingetroffenen General Moreau zu Ungunsten des letzteren geschlagen. Von hier beginnt die Eisenbahn nach Basel hart an den Rhein zu treten und durchschneidet bald den vorgeschobenen „Isteiner Klotz“ in mehreren kleinen Tunneln, während die alte Landstraße von Schliengen südwärts über den Rücken desselben führte. Westlich von Schliengen aus einem kleinen Seitenthal sieht der Kirchturm des Dorfes Liel herüber, dessen Name — im 10. Jahrhundert Liela, Lielaha — stark des Keltenursprungs verdächtig ist, zumal der Ort sich unfern von dem fraglos keltischen Kandern befindet. Das alte Geschlecht „derer von Baden“, wahrscheinlich Zähringischer Dienstmannen,

von denen zuerst im 12. Jahrhundert urkundlich ein Otto de Badin erscheint, besaß zu Liel einen noch aus dem 16. Jahrhundert erhaltenen Schloßsitz; in der Kirche befinden sich viele Grabsteine mit ihren Namen.

Wir haben, vom Belchen herkommend, von Norden bis Südwesten den Blauen umkreist und kehren auf die Straßenkreuzung der Sirnitz zurück, um den Hochweg von ihr fortzusetzen und auf einsamstem Waldpfad in zwei Stunden den Gipfel des zum Unterschied vom „Zeller Blauen" Hochblauen (1168 m) genannten Berges zu erreichen. Er ist der letzte Hochkopf der mit dem Kandel beginnenden westlichen Hauptgebirgs-kette der südlichen Schwarzwaldhälfte und bietet als solcher von seinem neuen eisernen Turm aus die un-beschränkteste Aussicht auf die ihm schon nahe gerückten Alpen, den Jura und das Oberrheinthal mit den Vogesen, während nach Nordosten der Belchen ihm den Feldberg verdeckt. Ein steinernes, auch im Winter nicht verlassenes Gasthaus wenige Schritte vom Turm, mit starkwandigen, vortrefflich eingerichteten Zimmern und rühmenswerter Beköstigung durch den zuvorkommenden Wirt (Stählin) ermöglicht einen bei schönem Wetter höchst angenehmen dauernden Aufenthalt auf der obersten Spitze des vorpostenartig, dem oft erwähnten Anprall des Südweststurmes zunächst ausgesetzten Blauen. Nahe dem Hause befindet sich eine außer-ordentlich reizvolle Felsgeblöckhalde mit tropenhaft hoher und bunter Blumenpracht von Epilobium und Digitalis, zugleich einen großartigen und idyllisch-lieb-lichen Niederblick auf die Stadt Kandern und das Kanderthal tief drunten gewährend; bei Nacht leuchten eigentümlich die Gasflammen der Laternen der Rhein-brücke von Basel herauf. Eine mit der Hochgipfellage verknüpfte Schattenseite besteht in der Nötigung, bei weiteren Wegen zumeist stark bergab und zurück ebenso bergan steigen zu müssen, doch führt ein Waldrundpfad um den Kopf des Berges und breite, vorzügliche Fahr-

straße nach Badenweiler hinunter, das man auf mannigfachen Abkürzungswegen an interessanten Felsbildungen vorüber in anderthalb Stunden bequem erreicht. Der Hochblauen ist bis auf ein kleines Stück seiner Kuppe ganz bewaldet und nach Süden von unermeßlichen Waldungen des „Sausenhard“ umgeben; wenn sein Name nicht keltisch ist, wird er denselben vermutlich von der dunkelblauen Färbung tragen, in der er zumeist aus der Ferne erscheint. Am schönsten stellt er sich mit seinen hohen, südlich gerichteten Ausläuferhöckern des „Ameisenbuck“ als ein eigenartig hingelagerter Gebirgsstock von dem östlichen Höhenzug über dem unteren Wiesenthal (zwischen Lörrach [Burg Röteln] und Oetlingen-Haltingen) dar.

An der Ostseite des Blauen entspringt, bis nah vor ihrer Rheinmündung südlichen Verlauf nehmend, die Kander; wo ihre ersten Bäche sich vereinigen, liegt, von oben herabgesehen wie in einem tiefen Loch, das noch immer 710 m hohe Dorf Marzell, kein ursprüngliches „Mariazell“, sondern im 13. Jahrhundert als „Marticella“ genannt. In enggewundenem Thal, außerordentlich stark niederschießend, zieht die Kander unter dem dunklen Wipfelmeer des Sausenhardwaldes, eines alten merovingischen Königsforstes, abwärts an den Trümmern der Sausenburg vorüber, deren Entstehung unbekannt ist. Sie gehörte den Zähringern — bei ihrem Aussterben erscheint zuerst urkundlich ein „mons qui Susinberc dicitur“ — und nach ihnen den Markgrafen von Hachberg, von denen eine jüngere Linie sich nach ihr benannte und eine „Herrschaft Sausenberg“ bildete. Doch diente die Burg nur von 1290—1325 ihren neuen Herren zum Wohnsitz, da diese Schloß und Herrschaft Röteln im Wiesenthal erbten und in die freundlichere Gegend desselben hinüberzogen. Zugleich mit den Burgen Badenweiler und Röteln ward auch die Sausenburg 1678 vom Marschall Crequi, der die Kanonen dazu mühsam von Kandern herauf-

schleppen ließ, in Asche gelegt; ein hoher Baum ist aus dem Innern der einsam belegenen, noch ziemlich wohl erhaltenen Ruine aufgetrieben. Von ihr führt ein stiller, schöner Weg gegen Nordwesten nach dem Schloß Bürgeln (667 m), gewöhnlich mit dem Hebel'schen Zusatz „auf der Höh“ benannt.

„Z' Bürglen uf der Höh,
Nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
Z' Bürglen uf der Höh!“

Hier finden wir ein aus alter Zeit erhaltenes Schloßgebäude, dessen Bodengrund 1126 von einem Wernher von Kaltenbach (einer ehemaligen Burg im oberen Kanderthal, unterhalb Marzell) dem Kloster St. Blasien geschenkt wurde, in das er selbst als Laienbruder eintrat. Dies begründete auf der kleinen Bergkuppe eine Propstei, nachmals von den Äbten von St. Blasien mit Vorliebe als Sommerresidenz benutzt. Nachdem sie zweimal, 1267 und 1345, abgebrannt, ward der noch bestehende stattliche Bau wieder aufgeführt, der jetzt zur Hälfte Gasthaus ist. Der große getäfelte Speisesaal redet von vergangenen Tagen; seine Wände sind von oben bis unten lückenlos mit alten, nicht künstlerisch wertvollen, indes vielfach interessanten Gemälden überdeckt, deren Stoffe, Porträts und Landschaften, sich zumeist auf das Kloster St. Blasien beziehen. Doch finden sich auch sonderbarste Dinge darunter; Maria Theresia, Franz I., der „Prinz Ludovicus“ von Baden blicken dazwischen dem Eintretenden in lebensgroßen Brustbildern entgegen; in der Kirche ist ein solches Kaiser Heinrichs VII. Das Schloß wird an der südlichen Seite von einem mauerumfaßten reizvollen schmalen Garten umzogen, der an alte, heimliche „Klosterwürzgärtlein“ erinnert; geradevor zeigt er einen eigentümlichen Ausschnitt der Alpen, Jungfrau, Eiger und Mönch. Bürgeln ist häufiges Ausflugsziel von Baden-

weiler, das in zwei Stunden auf großer Fahrstraße erreicht wird; es liegt unter dem „Ameisenbuck“ des Blauen, dessen Haus hochher auf das Schloß herabsieht; der Anstieg im Walde zum Blauen fordert gleichfalls zwei Stunden. Gen Süden führt ein halbstündiger Weg abwärts nach dem Dorf Sitzenkirch, wohl keltischen Namensursprungs, wo der nämliche Wernher von Kaltenbach zu „Sicinchilcha“, späteren Erläuterungen nach, den „Sitz einer Kirche“ und für seine Gemahlin Idda und seine Tochter Himmeltruda ein Nonnenkloster stiftete, das im Bauernkriege zerstört wurde. In der noch vorhandenen, jetzt Protestanten eingeräumten Klosterkirche liegt eine große Anzahl von Markgrafen von Hachberg-Sausenburg-Röteln mit ihren Frauen beigesetzt.

Wir haben uns ein wenig nach Westen vom Kanderthal entfernt und gelangen nun von Sitzenkirch nach Süden rasch in dasselbe bei der Stadt Kandern zurück, falls es nicht Nacht ist und wir dem „Gespenst an der Kanderer Straße“ begegnen, das nach Hebels Gedicht manchen Wanderer schon schlimm in die Irre geführt hat. Doch beruhigt er zugleich, daß dasselbe bei der Hütung der Grabstätte seines Kindes „nüchteri Lüt ihres Weges ordeli passieren loßt“, und der Wein, den wir unterwegs von Marzell her bekommen, wird nicht allzu verführerisch gewesen sein, sodaß wir Kandern wohl unangefochten erreichen. Hier im erweiterten Thal zwischen den stark abgeflachten Südausläufern des Blauen befinden wir uns zweifellos auf urältester Ansiedlungsstätte der ersten keltischen Bewohner des Oberrheinthals, die den Namen „Chandro“, wie er schon im 6. Jahrhundert auftaucht — 784 Cantara — hinterlassen. Man sieht indes dem ländlichen, fast dörflichen Städtchen mit 1700 Einwohnern sein Alter nicht an, und von bemerkenswerten Dingen hat es wenig aufzuweisen. Einen Ruf genießen die künstlerischen Majoliken (Kacheln und Wandfliese) der Kanderer „Thonwerke“, ebenso die

Kanderer Brezeln, die in alle Länder versandt werden. Kandern besaß früher in seiner Nähe ein großes, eingegangenes Eisen-Hüttenwerk und liegt auf einem als Überrest verbliebenen kleinen Fleck oberen Juras, sodaß seine Umgegend Alabastergips und viele Versteinerungen aufweist. Im Mittelalter fand ein „Freigericht" unter offenem Himmel in Kandern statt, der Bauernkrieg spielte ihm übel mit, und am 20. April 1848 lieferte bei ihm an der „Scheideck" der große Freiheitskämpfer und Heerführer, sonst Advokat, Journalist und Phrenologe, Gustav Struve eine der in seinen Augen ruhmreichsten „Schlachten" der Weltgeschichte.

Die Stadt bildet einen Kreuzungspunkt großer Straßen zwischen dem Rhein- und Wiesenthal, sowie zwischen Badenweiler und Basel; am Wege zum letzteren durchs Kanderthal abwärts birgt, eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt, der rechtsseitige Wald die Wolfsschlucht, ein Unicum des Schwarzwaldes, wenig bekannt, doch im höchsten Maße des Aufsuchens wert. Unter tiefschattendem, lichtgrünem Laubdach liegt auf großer Strecke ungeheures Geblöck durch- und übereinander getürmt, oft bizarr in der Form, hochübermoost, von der nur wenige Schritte seitwärts vorüberziehenden Straße aus ungeahnt. Es ist fast unbegreiflich, daß sich — zum Glück — noch kein „Hôtel zur Wolfsschlucht" vorfindet, sondern die mit Schutzhütte, gutem Pfad und Bänken versehene Schlucht fast immer sich einsamer Verlassenheit erfreut. Um ihretwillen könnte man sich in Kandern zur Sommerzeit niederlassen, sie ist auch am heißesten Julimittag so kühl wie ein dunkler Tannenforst auf dem Feldberg, und unerschöpflich für den Klettertrieb, „unbekannte Welten" zu entdecken.

Kandern ist Endstation einer Zweigbahn, die in dem nun weniger interessanten Kanderthal abwärts zieht, vorbei an mehreren uralten Ortschaften, Wollbach (764 Walahpach), Wittlingen (874 Witelinghova), Rümmingen (764 Romaninchova). Bei dem

letzteren biegt die Kander aus ihrer bisherigen südlichen Richtung nach Westen um und fließt über Bingen (764 Biensheim) und die Eisenbahnstation Eimeldingen (764 Agimontinga) in den Rhein. Die Zweigbahn fährt südlich weiter und erreicht bald die nach Basel ziehende Hauptlinie bei Station Haltingen (764 Hoaltinga), wo hoch vom Weingelände das Dorf Oetlingen, ein altes „Oetlikon", herabsieht, im 14. Jahrhundert mit einem Hachbergischen Schloß überkrönt, dem 1678 die Franzosen ihre nachbarliche Mühwaltung angedeihen ließen. Dann bildet die Station Leopoldshöhe die badische Grenze gegen das etwas über den Rhein greifende Gebiet des Cantons Basel-Stadt, zu dessen Umgehung die strategische deutsche Reichsbahn nach Konstanz — der wir öfter begegnen werden — vermittelst eines beträchtlichen Tunnels von hier ins Wiesenthal hinüberführt.

Wir haben in verschiedenen Abschnitten die Bahnlinie von Freiburg nach Basel berührt, doch das interessevollste Stück derselben zwischen Schliengen und Eimeldingen noch ausgelassen. Hier tritt das Gebirge mit einem vom Blauen her absinkenden, mächtig vorgelagerten Kalkgesteinrücken unmittelbar bis zum Rhein heran und drängt die Bahnstationen dicht an den Flußrand. Es sind (von Schliengen folgend): Bellingen (828 Bollinga), Rheinweiler (erst im Ausgang des 11. Jahrhunderts genannt), Klein-Kems, Istein und Efringen-Kirchen (Eviringa, Chirichheim 805).

Klein-Kems führt seine Vorsatzsilbe zur Unterscheidung von dem gegenüberliegenden elsässischen „Groß-Kems", dessen Bewohner im Jahre 1870 mutig und tapfer über den Rhein auf deutsche Bahnzüge schossen. Beide Orte gehörten ehmals, wenigstens bezüglich ihrer Gemeindeflur, zusammen, wurden jedoch durch Veränderungen des Flußbettes auseinandergetrennt; ob hüben oder drüben die Stätte der keltisch-römischen Niederlassung „Cambes", aus der Kems entstanden, zu suchen ist, läßt sich nicht entscheiden.

Zwischen Klein-Kems und Istein, das seit 1300 dem Bistum Basel angehörte, wirft das Kalkgebirge sich mit einer weißen Felswand aus Korallenkalk, dem Isteiner Klotz (349 m), so vorspringend an den Rhein, daß die Bahn ihn mit drei Tunneln durchbrechen muß. Auf demselben, der mutmaßlich schon ein Römerkastell getragen, lag eine Doppelburg der Bischöfe von Basel, die mit ihrer Stadt vielfach in erbittertem Streit lebten. Die letztere hatte besonders von der Burg Istein häufige Drangsal auszustehen, verbündete sich deshalb im Anfang des 15. Jahrhunderts mit den Städten Straßburg, Solothurn und Bern, eroberte „mit grobem Geschütz" die für unbezwinglich gehaltene „Klotzveste" und untergrub 1411 die Mauern derselben derartig, daß sie in den Rhein hinabfielen; noch im Jahre 1827 fand ein solcher, alle Häuser des Dorfes Istein zum Schüttern bringender Niedersturz statt. Mächtige Quadergesteine wurden nach Basel gebracht und zum Bau des „Riehenthors" verwandt.

Wie der Isteiner Klotz heute liegt, bildet er eines der eigenartigsten und sehenswertesten Stücke des Schwarzwaldes, zu dem er in stärkstem geologischem Gegensatz steht. Eine besondere Fauna und Flora zeichnen ihn aus, außerdem aber noch eine sommerliche Tropenglut. An Sonnentagen ist er vom Juni bis zum September kaum zu besuchen und die Augenblendung durch sein gelblich-weißes, große Jaspisbrocken einschließendes Gestein unerträglich. Eine in dies hineingehauene hochaufsteigende Treppe führt zum Gipfel, den ein kleiner, wundervollen Umblick gewährender Pavillon krönt. Am Anfang des Aufstiegs befinden sich uralte Nischen mit Heiligenbildern, dann als große Aushöhlung die Wallfahrtskapelle „zum St. Veit" in die senkrecht abstürzende Felswand eingegraben, an der eine über dem Rhein schwebende schmale Brücke weiter aufwärts leitet; für leicht von Schwindel Erfaßte ist der Weg nicht anratsam. Die Entfernung von der Station

Istein beträgt kaum eine Viertelstunde, doch bietet die weitere Zuwanderung von Efringen oder Klein-Kems so viel des Interessanten, daß sich das Aussteigen auf einer dieser Stationen empfiehlt.

Der seltsame, besonders im Mondlicht geisterhafte Fels forderte zur Sagenbildung heraus. Eine solche vom „Isteiner Friedhof" erzählt, daß im 12. Jahrhundert ein Ritter von Istein der Verlobte eines Fräulein Jutta von Sponeck (am Kaiserstuhl) war. Doch noch vor der Hochzeit zog er zu einem Turnier des Grafen von Thierstein auf Schloß Angerstein an der Birs (im Schweizer Jura), verliebte sich dort in die Tochter desselben, Bertha von Thierstein, und verlobte sich mit dieser. Dies Gerücht drang zu Jutta, die unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach „Mariastein" gen Angerstein ging, dort auf der Birsbrücke ihren treulosen Bräutigam mit seiner neuen Geliebten antraf und, sich einen Dolch in die Brust stoßend, in die Birs hinabstürzte. Diese trug sie fort in den Rhein; der Ritter hatte sie beim Sturz erkannt, verließ entsetzt die Gräfin Bertha und floh seiner Heimatburg zu. Doch wie er bei Hüningen über den Rhein setzte, tauchte aus dem Wasser seine Braut mit der Todeswunde in der Brust vor ihm auf. Sie verschwand und kehrte wieder, zuletzt stand sie aufgerichtet tot am Isteiner Klotz. Der vom Wahnsinn gepackte Ritter stürzte zu seinem Schloß empor, schrie dort den Dienern, seine Braut komme zum Einzug, und lief wieder durch die Mondnacht hinab. Drunten an den Felszacken sah man ihn eine weiße Gestalt umfassen und mit ihr in den Strom hineinspringen; Fischer fanden nach langem Suchen die beiden sich fest umschlungen haltenden Leichen und begruben sie zusammen auf der Stelle, wo man sie aus dem Rhein gezogen. Der Bischof Berthold oder Luithold von Basel, ein naher Verwandter Veits von Istein, erbaute dort ein Nonnenkloster, das zwar lange wieder verschwunden ist, doch, wie es scheint, in Wirklichkeit bestanden hat.

Bekannt geworden in deutschen Landen ist der Isteiner Klotz durch den „Hugideo“, eine Erzählung „mit scharfumrissenem historischem Hintergrund“, wie ihr Verfasser, Joseph Victor v. Scheffel, sie bezeichnet, dessen „Dichtungsgebiet“ im südlichen Schwarzwald wir hier zuerst betreten. Sie bietet im eigentlichen manche Ähnlichkeit mit der eben erwähnten Sage, doch handelt noch zu römischer Zeit zwischen dem „Juthungen“ Hugideo und Benigna Serena, einer von ihm geliebten Kybelepriesterin in Augusta Rauracorum (Augst-Basel), deren Marmorbüste er in seiner Klause (der Veitskapelle) ausgemeißelt. Nach der Verbrennung der Stadt durch die Alemannen im Jahre 451 treibt die schöne Jungfrau, durch einen Dolchstoß in die Brust getötet, an den Isteiner Klotz und wird hier von Hugideo beerdigt, der sich nachher denselben Dolch ins Herz stößt und neben ihr begraben läßt. Eine Beeinflussung der kleinen romantischen Dichtung Scheffels durch die alte Sage ist unverkennbar. — Ungewisse Überlieferungen berichten noch von kühnen nächtlichen Truppenzügen zur Zeit des „edlen Ritters“ Prinz Eugen und von der Flucht französischer Reiter nach der Schlacht bei Schliengen 1796 über den Isteiner Klotz.

Auch das Dorf Istein selbst ist ein in mannigfacher Hinsicht interessantes. In der Bucht zwischen dem „Klotz“ und dem südlichen „Hartberg“ liegt es, nicht unwahrscheinlich auf dem Platz eines römischen Rhein-Wachtlagers, doch seinem Namen nach wohl schon keltischen Ursprungs. Im 11. Jahrhundert taucht ein „curtis de Istein“, als zuerst vermutlich Herren von Rötinlein (Röteln), dann dem Hochstift Basel gehöriger Frohnhof auf, für dessen Pferde das Dorf „weißes Stroh bis an den Bauch und Hafer bis an die Ohren“ zu liefern hatte. Dieser von einem Türmchen überhöhte Frohnhof hat sich am Südende bis heute forterhalten und leiht im Verein mit mehreren andern alten Gebäuden, besonders dem Rest des aus dem Anfang

des 16. Jahrhunderts stammenden „Scholerhofs“ oder sogenannten „Schneckenschlosses“ dem Ort ein malerisches Aussehen. Ein Cisterzienserinnenkloster, dessen Gründung im Beginn des 13. Jahrhunderts stattgefunden und das nördlich vom Dorf gegen den Klotz hin lag, ward 1387 schon durch einen Brand zerstört und ist spurlos verschwunden.

4. Die südwärts vom Feldberg zum Rhein verlaufenden Flußthäler.

Die Übersichtlichkeit macht es wünschenswert, diese Abteilung noch weiter zu zerlegen. Wir haben zwar scheinbar nur fünf Flußläufe zu betrachten, von Westen beginnend: die Wiese, Wehra, Murg, Alb und Wutach; doch die letztere nimmt wieder vier besonders interessante Zuflüsse in der Schlücht mit der Schwarza und Mettma und in der Steina auf. So durchwandern wir jedes Thal seinem ganzen Verlaufe nach, und zwar die beiden nach Westen und Osten am Außenrand liegenden der Wiese und Wutach vom Ursprung derselben bis zur Mündung. Sie besitzen einen sowohl unter sich sehr verschiedenen, als auch von den zwischen ihnen befindlichen Thälern abweichenden Charakter. Die letzteren dagegen, Wehra, Murg, Alb, Schlücht, Schwarza, Mettma und Steina weisen im großen und ganzen durchaus die nämliche Art enger, von zerrissenen, mehr oder minder mächtigen Felswänden eingefaßter Schluchten auf und unterscheiden sich in ihrer Wirkung hauptsächlich dadurch, ob die Straße in ihnen auf der Thalsohle neben dem Fluß oder in der Höhe über diesem verläuft. Bei ihnen werden wir geeigneter die umgekehrte Richtung von der Mündung zum Ursprung hinauf einschlagen.

a) Die Wiese.

Ihren Beginn am Südabhang des „Höchsten“ auf dem Feldberg haben wir schon begrüßt, ein zweiter

Ursprungsarm kommt von dem südlichen Ausläufer des Schauinsland, der Farnwiede, herab und läuft als „Langenbach“ neben der großen Straße von Freiburg-Oberried über den Notschrei nach Todtnau an den schön belegenen Dörfern Muggenbrunn und Aftersteg vorbei, um sich bei der Stadt Todtnau mit der eigentlichen Wiese zu vereinigen. Nahe vor dem letzteren erhält der Langenbach aus nordöstlicher Richtung von dem hoch herabschauenden, viel als Sommeraufenthalt benutzten Dorf Todtnauberg (1021 m) her, das seine Entstehung im Anfang des 12. Jahrhunderts einem Silberbergwerk verdankte, einen Zufluß, welcher, in mehreren Stürzen, fast 100 m hoch, zuletzt über eine senkrechte Felswand niederschäumend, den in regenreicher Zeit prächtigen Todtnauberger Wasserfall bildet; ein bequemer Weg führt in Windungen an ihm empor. Auch die Wiese selbst wirft sich beim Verlassen des Feldbergs neben der Zinke Fahl in einem schönen Fall herab und durchmißt dann ein tiefes, enges Thal, in welchem sich das weltentlegene, gleichfalls in früher Zeit durch dort betriebenen Bergbau entstandene Dorf Brandenberg birgt. Jetzt ist es durch die neue Fahrstraße von Todtnau auf den Feldbergerhof mehr in den Verkehr gerückt, doch eine gewaltige Wildnis der Berge, Wälder und Geblöckmassen herrscht ringsumher, früher und langer Winter hält das Thal mit tiefem Schnee bedeckt. Hier überall im oberen Wassergebiet der Wiese ist die größte Gebirgswelt des Schwarzwaldes, da der Feldberg seine mächtigsten Ausläufer, das Herzogenhorn, den Giesiboden, Blößling und Hochkopf an der Ostseite der Wiese weit nach Süden vorsendet und von Westen her der Belchen seine Höhentrabanten gegen sie hindrängt. Wer nach der Wirkung ungeheurer Bergmassen Verlangen trägt, muß die Umgegend von Todtnau und dies selbst aufsuchen, das, wie von jenen zusammengedrückt, vielleicht die großartigste Gebirgslage im ganzen Schwarzwald besitzt. Ringsum steigen himmelragende,

zumeist kahle Bergwände auf, unter denen besonders der gewaltige Felsenrücken im Nordosten der Stadt am Eingang des Brandenberger Thales klassische, an Griechenland erinnernde Formen zeigt. Eine wundersame Schönheit gewinnen diese vielfach mit Laubholz bekleideten Berglandschaften in der zweiten Oktoberhälfte, wenn die Blätter in allen Farbenstufen vom brennenden Rot und sonnenhaften Gold zum Achatbraun die Gipfel und Klüfte überleuchten.

Das Städtchen Todtnau (649 m) mit 2070 Einwohnern führt als Zeichen seines Ursprungs einen Bergmann mit Schlegel und Eisen im Wappen und heißt im 12. Jahrhundert schon „Totenowe", die „tote Au". Die ersten urkundlichen Nachrichten lassen 1114 Walicho von Waldecko und Burkart von Eistätt ihren Todtnauer Grundbesitz an das Kloster St. Blasien vergaben. Die Stadt brannte mehrfach, zuletzt erst am 19. Juli 1876 beinahe völlig nieder und erregt jetzt mit ihren meistens neuen Häusern und der doppeltürmig von einem Felsenvorsprung ragenden Kirche einen höchst überraschenden Eindruck im tiefen Gebirgskessel. Die Wiese durchfließt den Ort und bildete die Grenze des Brandes, sodaß südlich, jenseits derselben noch ein Überrest des alten ländlichen Todtnaus geblieben ist. Die Einwohnerschaft ist eine äußerst ruhige und gewerbsfleißige; eine Eisenbahn durchs Wiesenthal zum Anschluß an die von Basel bis Zell führende Bahnlinie läßt die Stadt leichter und rasch erreichen. Ein Sommerabendgang um sie her gehört zum Genußreichsten im Schwarzwald. Der sehr stattliche Gasthof „Zum Ochsen" erfreut sich guten Rufes; aber auch in dem etwas kleineren „Zum Bären" findet man sorgliche Bewirtung.

An die „tote Au" grenzt nach Süden sogleich die „schlechte", der Ort Schlechtnau, unterhalb dessen von Osten her der Prägbach in die Wiese einmündet. Durch sein Thal, in dem das Dorf Präg tief einge-

graben liegt, zieht die große Straße über einen Sattel zwischen dem Herzogenhorn und Blößling zur „Vogtei Bernau“ im Quellgebiet der Alb und weiter nach St. Blasien hinüber, ein Weg, reich an großartigen Wirkungen. Das Wiesenthal erweitert und verengt sich wechselnd in seinem Lauf nach Süden, doch bleibt es immer von der hohen Gebirgswelt zu beiden Seiten begleitet. In einer freundlichen, mit Wiesen bedeckten Verbreiterung erhebt sich der Hauptort des oberen Thales, den seine Begründer um des Gegensatzes willen Schönau genannt (im 12. Jahrhundert vallis Scönowa, dann Schönowe), Edle mit ältesten deutschen Namen, Selinger de Granichun, Adilgoz de Werra, Werinher von Waldecko, Eberhard von Eistatt. Es fiel an St. Blasien, das dort im 16. Jahrhundert gewaltsam die Reformation, die im Orte Eingang gefunden, unterdrückte. Schönau, mit 1450 Einwohnern, mehr dorfartig als städtisch, ist die Amtsstadt für weiten Umkreis über Berg und Thal; nach Nordwesten steigt man von hier zum Belchen hinan. Ein wenig thalauf liegt der Weiler Schönenbuchen, dessen Wallfahrtskirche „zum heil. Petrus“ ein höchst kurioses Bild mit der Darstellung der „Schlacht von Schönenbuchen“ enthält. Man weiß nicht, wann diese stattgefunden, ob die Bauern der Gegend in ihr die Armagnaken („armen Gecken“) im 15. Jahrhundert oder die Schweden im 17. Jahrhundert zurückgeschlagen haben, doch das Bild und die Sage läßt ihnen Engel in schwarzwälder Bauerntracht zur Hilfe kommen und den Pferden der eindringenden Feinde vierspitzige eiserne Fußangeln in den Weg werfen. Darüber gerieten die ergrimmten Landsknechte unter sich in Hader und Kampf, erschlugen sich gegenseitig, und ihr Blut färbte die Wiese rot bis an den Rhein. Die Kapelle von Schönenbuchen ist reichbegnadet, denn sie besitzt nicht nur noch einige jener von den himmlischen Hilfstruppen ausgeschleuderten Eisenspitzen, sondern es soll auch St. Paulus

selbst auf einem Felsvorsprung in ihrem Innern gekniet haben.

Hier kleine Ortschaften aufweisend, dort auf langen Strecken einsam, zumeist wieder sehr eng, sodaß beim Bahnbau manche Schwierigkeiten zu überwinden waren, zieht das Wiesenthal sich von Schönau weiter gen Süden; kleine Zuflüsse mit interessanten Thälern münden stets von rechts und links ein, bei dem Dorf Mambach der „Angenbach", an dem entlang eine herrliche hochaufsteigende Straße nach Todtmoos im Wehrathal abzweigt. In drei Stunden erreicht der Fußgänger von Schönau aus die Stadt Zell im Wiesenthal (428 m; 3300 Einwohner), so zur Unterscheidung von vielen gleichnamigen Orten benannt, mit sehr reger Industrie, darunter u. a. Spinnereien, Webereien und Gießereien. Zell erregt einen verhältnismäßig bedeutenden, vollstädtischen Eindruck, zählt jedoch offenbar nicht zu den ältesten Ansiedelungen, da es im 14. Jahrhundert zuerst erwähnt wird; nördlich von ihm erhebt sich der Zeller Blauen (1073 m). Die Voreltern Karl Maria von Webers stammten aus Zell, wo der Großvater und der Vater desselben, der kinderreiche Franz Anton Weber eine Amtmannsstellung einnahmen. Unterhalb der noch weit überwiegend katholischen Stadt erweitert sich das Wiesenthal, tritt aus den ehemaligen vorderösterreichischen und St. Blasischen Gebieten in das der badischen Markgrafschaft über, und nachdem die Wiese bisher ihren Lauf genommen

„Zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte
Und an mengem Chrütz vorbei, an menger Kapelle" —

muß Hebel sie nun ansprechen:

„Und schangschiersch den Glauben und wirsch e luthrische Chetzer —
Aber jez isch's so, was hilft jez balgen und schmähle!"

Die erste Station von Zell aus bildet das große protestantische Dorf Hausen, bei dem wir etwas

länger Halt machen müssen. Hier verlebte der eigentliche Dichter des Schwarzwalds, Johann Peter Hebel, 1760 in Basel als Sohn eines armen Gärtners geboren, seine Kindheit, in der er sich mit seiner Mutter durch harte Arbeit auf dem Eisenhüttenwerk bei Hausen karg und mühsam seine Lebensnotdurft verdienen mußte. Im vollsten Gegensatz zu diesem ärmlichsten Beginn starb er 1826 als Dr. theol. und protestantischer badischer Prälat auf einer Reise in Schwetzingen, dessen Kirchhof sein Grab enthält. Seine poetische und humoristische Begabung sind gleich hervorragend und liebenswürdig; die letztere tritt besonders in seinen zahlreichen, unveraltenden volkstümlichen Prosaerzählungen zu Tage, während der Dichter hauptsächlich in seinen „Allemannischen Gedichten" zur Geltung gelangt. Eines der reizvollsten derselben ist das schon mehrfach von uns citierte Idyll „Die Wiese", das diesen Fluß anmutigst als ein „Meiddeli" verkörpert und es von seiner Feldberggeburt bis zu seiner Vermählung mit dem Rhein begleitet. Niemand sollte den südlichen Schwarzwald ohne eine kleine Ausgabe jener Gedichte besuchen.

Nah am Eingang vom Bahnhof ins Dorf liegt das Haus, in dem Hebel seine kümmerliche Kindheit verbracht. Ärmlichst geartet, redet es davon durch eine Aufschrift „Hebels Heimathaus". Außerdem steht daran der Spruch verzeichnet:

„Wann Naid und Haß brent wie Ein feür,
Wär Holz und Kohlen nit so theur. — 1763."

Das gebrechliche Haus stützt sich an den „Gasthof zum Adler", ein Einblick in den Zugang von rückwärts und in die inneren Wohnungsverhältnisse berührt besonders eigentümlich, wenn man zuvor gegenüber unter einer Baumgruppe vor der Kirche die Inschrift einer Denkmalbüste aus Goldbronze gelesen: „Johann Peter Hebel, Badens erster Prälat, lieblicher alemannischer Sänger und gemütlich heiterer Volks-Erzähler." Es

war doch einer der ewigen Genien der Poesie, der die armselige Hütte drüben nicht zu schlecht für seine Einkehr erachtete, um Phantasie und Gemüt eines arbeitsmüden, blaßgesichtigen Knaben mit lieblichen Bildern und Träumen zu erfüllen.

Hier ist die Stelle, den Dichter selbst am besten die eigentümliche Frauentracht im „Markgräflerlande" beschreiben zu lassen, wie er sein „Meidli", die Wiese, anruft:

„Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide:
Do sin wißi Bauwele-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(Leg si a, wenn d' schasch!) und Schuh und silberne Rinkli
(Schnallen);
Do en grüne Rock! Vom breit verblendlete Liibli
Fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thu d' Häftli i und nimm do das Brusttuch,
Sammet und roseroth. Jez flichti den künstligi Zupfe
Us de schöne, sufer g'strehlte flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Ancken (Nacken) und biegsam in d' Zupfe
verschlunge,
Fallt mit beiden Ende en schwarze, sidene Bendel
Bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der die Chappe,
Wasserblaue Damast und g'stickt mit goldene Blume,
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene (Schnüren) durgoht,
Unter de Zupfe dure, du Dotsch (kleine Tölpelin), und
über den Ohre
Fürsi mittem Letsch (Schleife) und abe gegenem G'sicht zu!
Jez e sidne Fürtuch (Brusttuch) her, und endli der Haupt-
staat,
Zwanzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuch!
Wie en lustig Gwülch am Morgenhimmel im Frühlig
Schwebt's der uf der Brust, stigt mittem Othem und
senkt si,
Wohlet der über d'Achslen, und fallt in prächtige Zipfle
Uebern Rucken abe, sie ruusche, wenn den im Wind gohsch!"

Bei der Feldarbeit unterscheidet man im Markgräflerlande und überhaupt im Breisgau zumeist die protestantischen und katholischen Frauen von weitem an schützend über den Kopf geknoteten weißen und roten

Tüchern; die großen, fledermausartigen Flügelhauben sind, wie im Elsaß, immer Zeichen der protestantischen Zugehörigkeit.

Vom Bahnhof Hausen-Raitbach führt in einer kleinen Stunde ostwärts über das Dorf Raitbach ein Weg beträchtlich aufwärts zu dem in den letzten Jahren aus schlichten Verhältnissen zu einem eleganten „Kurhaus" ausgewachsenen Sommeraufenthaltsort Schweigmatt (750 m), auf letztem hohen Südauslauf des Schwarzwaldes belegen. Es bietet mit idyllischer Umgebung bei billigen Preisen Hochluft, unmittelbare Waldnähe und weiten, sehr schönen Niederblick auf die Nordschweiz, den Jura und einen großen Teil der Alpen. Zimmer sind reichlich vorhanden, Posthülfsstelle und Telephon; neben dem Hause befindet sich eine kleine, gemütliche Bierstube des Gasthauses, „zur Laterne" getauft. Viele Vorzüge lassen sich dem Punkte nachrühmen. Die Wiesenthalbahn führt weiter abwärts zu der alten Stadt Schopfheim (375 m; „Schopfem") mit etwa 3400 Bewohnern, schon 807 als Scoppheim, dann Scofheim genannt, ehemals stark mit Mauern und Türmen befestigt, jetzt ein freundlich offenes, gewerbfleißiges Städtchen. Als Nachbarort liegt in einem waldigen Nebenthälchen ostwärts das Dorf Eichen, wahrscheinlich seinen Namen einer uralten, früheren Wallfahrtseiche mit einem Bilde des h. Pankratius verdankend, neben der einmal ein Holzfäller von einer Eiche erschlagen worden sein soll. Das Dorf ist zum Teil an den „Dinkelsberg", einen jurassischen Höhenrücken, hinangebaut, auf dessen stark von unterirdischen Höhlungen durchzogenem Boden ein kleiner, zum Teil von Fichtenwald umschlossener, intermittierender „Eichener See" von graublauer Farbe in manchen Jahren sein Wasser völlig verschwinden, doch zu anderen Zeiten plötzlich und selbst bedrohlich für das Dorf zurückkommen läßt. Er erhält nach neueren Annahmen seinen Zufluß von der Hohen Möhr her, durch einen unter

dem Seebecken durchfließenden unterirdischen Bach, der beim Steigen der Niederschlagsmenge die Höhlen und Klüfte im Kalk durchdringt und das Seebecken ausfüllt. Weder Fische noch Pflanzen, nur Kröten und Frösche gedeihen in ihm, in trockenen Perioden wird sein Becken zum Anbau benutzt; die ganze Gegend scheint vielverzweigte unterirdische Wasserverbindungen zu besitzen. Entgegen früheren Annahmen steht diese Erscheinung in keinem direkten Zusammenhang mit der etwas östlich, bei dem Dorf Hasel (alturkundlich Hasile) gelegenen sogenannten „Erdmannshöhle", der berühmtesten Tropfsteinhöhle des Schwarzwaldes. Diese unterirdische Thalbildung im Kalkstein bietet phantastisch-seltsame Stalaktitengebilde, die mit Namen belegt sind, Säulenhallen (als interessanteste die „Fürstengruft" mit Särgen aus Sinterstein), Kammern und Gänge und enthält unter sich ein Seebecken, sowie einen „Höhlenbach", dessen Rauschen zu hören ist. Die Höhle ist jetzt vom Fackelruß gereinigt und wird elektrisch beleuchtet, man bekommt Überkleidung für den Besuch, der Durchnässung von oben und noch mehr von unten auf den feucht-glitschigen Wegen mit sich bringt. Scheffel hat auch diese Merkwürdigkeit seiner Heimat im „Trompeter" besungen:

„Schlank gewundne Säulen senkten
Von der Decke sich zum Boden,
An den Wänden rankt' in buntem
Formenspiel des grauen Tropfsteins
Geisterhaftes Steingeweb,
Bald wie Thränen, die der Fels weint,
Bald wie reich verschlung'ne Zierrat
Riesiger Korallenäste.
— — — — — — — —
Aus der Tiefe drang ein Rauschen
Wie von fernem Bergstrom auf."

Ehe man die Höhle in Verwahr genommen, wurden leider viele der schönsten Tropfsteinbildungen, die von Baumesdicke bis zur Dünne eines Rohrhalms wechseln,

abgeschlagen und in Wagenladungen zum Verkauf nach Basel gefahren.

Etwas unterhalb Schopfheim mündet bei dem Weiler Gündenhausen von Norden her in die Wiese der größte Zufluß derselben, die vom Belchen entspringende, schon genannte „kleine“ oder Belchenwiese ein. Hebel spricht hier sein „hofertig Jüngferli“ an:

„Aber z' Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
Uf di dar und git der d' Hand und fallt der an Buse?
Chennsch di Schwesterli nit? S' chunnt hinte füre vo Wisleth.
Uf und nieder hets di Gang und dine Gebehrde.
Jo de chennschs! Worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmsch in d' Arm und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!“

„Wiesleth“ (im 12. Jahrhundert Wistlat) ist ein Dorf an der Belchenwiese unweit vor ihrer Einmündung, über dem noch geringe Reste einer ziemlich in Dunkel gehüllten Rothenburg sichtbar sind, deren Rittergeschlecht, denen von Röteln verwandt, schon im 13. Jahrhundert erlosch. Nur eine Sage spricht noch von einem „Schloßfräulein von Rothenburg“, das einst einem Bewerber geantwortet, er möge nach sieben Jahren wieder kommen, und da er alsdann mit einer jungen Frau heimgekehrt, vor Leid und Reue gestorben; seitdem hütet ihr Geist ihren Brautschatz in den Trümmern und erscheint in diesen alle sieben Jahre einmal im weißen Brautkleid. — Das lange Thal der Belchenwiese blieb ungerechtfertigterweise bisher ein von Fremden kaum je besuchtes und vielleicht das wenigst bekannte des Schwarzwaldes. Es enthält allerdings keine geschichtlich bedeutsamen Punkte, doch ist es außerordentlich reich an großartiger und idyllischer Naturschönheit, an Wechsel von dunklen Schluchten und sonnigen Gründen, Wasserfällen und Felsabstürzen, prächtigen Laub- und

Tannenwäldern, blütenbedeckten Halden und Hängen, sodaß eine Wanderung vom Nonnenmattweiher (Sirnitz) bis Gündenhausen in hohem Maße lohnt. Die Hauptorte des vielfach weithin häuserlosen Thales mit zahlreichen tief einsamen Nebenthälchen sind von Norden her die Dörfer Neuenweg, noch 743 m hoch, in alten Schriften gelegentlich das „markgräfliche Sibirien“ genannt, Bürchau, mit einer „Sommer-“ und „Winterseite“ und einem „Castelberg“ in der Nähe, Tegernau (Ober-Tegernau 404 m), vormals der Pfarrort für weiten Gebirgsumkreis. Über ihm erhält eine winzige Zinke „Burstel“, aus „Burgstall“ entstanden, das Gedächtnis an die Burg Altwaldeck, auf der 1113 ein „Walcho von Waldeck“ erscheint (die Sage benennt den auf sieben Jahre abgewiesenen Freier des Fräuleins von Rothenburg „Junker von Waldeck“); unfern davon finden sich noch Trümmerreste einer Burg Neuwaldeck, und ein „Walther von Tegernowa“ wird im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Bei Tegernau zweigt ein westlicher Arm der Belchenwiese zur Sirnitz hinauf in die Nähe des Ursprungs der Kander ab, gleichfalls ein höchst reizvolles, enges Felsenthal bildend, das sich an der Stelle zu einem Wiesenkessel erweitert, wo der danach benannte größte Ort der Gegend, das Pfarrdorf Wies (593 m) mit etwa 1100 Einwohnern, zuerst im 15. Jahrhundert auftauchend, liegt.

Nach diesem kurzen Nordausflug ins Thal der Belchenwiese setzen wir den Bahnweg abwärts von Schopfheim fort. Das Thal der beiden vereinigten „Wiesen“ weitet sich mehr und mehr und nimmt vollsten Gegensatzcharakter zum früheren Verlauf an, wie es auch schon so zu Sebastian Münsters Tagen gewesen, denn er äußert sich lobend darüber: „Und ist ein fruchtbar gegenheit darumb / die sich auch noch fort erstreckt das thal hinauff bis zum stättlin Schopffem / do geht d' rauch Schwartzwald an / darinn man sich mit vieh und holtz ernert.“ Bei der Station Steinen (1113

Staine) mündet eine große Straße von Kandern her; die Herren von Röteln besaßen etwas nördlich davon ein Schloß, das mit seinem „eckige Gieble" noch steht und das „Steinemer Schlößli" genannt wird. Eine Sage haftet dran, von der Hebels Gedicht „Die Häfnet-Jungfer" berichtet. Diese, die Tochter eines Zwingherrn des Schlosses, „mitteme Zuckergesicht und marzipanene Hälsli", war so hochfahrend, daß sie nur auf einer gebreiteten Bahn von stets neuem Wollentuch oder Flanell nach Steinen zur Kirche ging. Dafür fand sie später, nach dem Tode ihrer Eltern einsam gestorben, nirgendwo im Grabe Ruh, sondern mußte, da ihr Sarg immer wieder aus der Erde heraufkehrte, in einen Brunnen auf dem „Häfnet-Bugg" (Hügel) gebracht werden.

„Dort stigt sie an sunnige Tage
Mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore"

und zieht Vorbeikommende, die am Morgen nicht gebetet oder sich nicht gekämmt, gewaschen und geputzt haben, zu sich in den Brunnen hinunter.

„Me seit so wege de Chinde,
Daß sie süferli werden."

Bald nach Steinen folgt die Doppelstation Bromberg-Haagen, und westlich über dem letzteren ragt, doch nicht von besonders starker Anhöhe, die Ruine der schon oft genannten Burg Röteln auf, mit der Hochburg um die Palme der Schönheit und Mächtigkeit im Schwarzwald streitend. Ihr Name taucht schon aus dem frühesten Dunkel des Mittelalters 670 in einer Vergabung „Ebo's und Adelsinde's von Raudinleim" an das Kloster St. Gallen hervor; im Anfang des 10. Jahrhunderts erscheinen Herren von Röteleim, nach deren Aussterben Schloß und Herrschaft 1311 an die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg überging.

Viele Belagerungsstürme und wildes Kriegsgeheul hörte die Burg um sich toben. Im Jahre 1333 erstach ein Markgraf den Bürgermeister von Basel, und die

Bürger des letzteren suchten vergeblich Röteln zu bezwingen. Doch im Bauernkriege, dann von Bernhard von Weimar ward es erobert und schließlich 1678 von den Franzosen verbrannt und gesprengt. Die gewaltigen Mauern und Türme ließen sich aber nicht völlig zum Untergang bringen und bedecken noch in weiter Ausdehnung hochragend den grauen Felsrücken, mit dem sie verwachsen sind. Die Veste bestand aus einer Doppelburg, der oberen und unteren (Vorburg), viele Jahrhunderte haben an ihr gebaut und verstärkt. Ein dicht mit Epheu übersponnenes Thor führt ins Innere der weiten Trümmerwelt einer großen, mächtig anfassenden Vergangenheit; hohe Bäume sind aus den Mauerumfassungen aufgeschossen und engheimliche Gänge umziehen diese. Hebel deutet seiner vorübereilenden Wiese hinauf:

„Siehsch dört vorne 's Rötler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäflete Stube, mit goldene Liiste verbendlet,
Hen sust Fürste gewohnt und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle deheim gsi.
Aber jez isch alles still. Undenkligi Zite
Brenne keini Liechter in sine verrissene Stube,
Flackret kei Füür uf siner versunkene Füürstet;
Goht kei Chrueg in Cheller, ke Zuber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf moosige Bäume."

In einem bewohnten Häuschen der Vorburg erhält man einen Schlüssel zum Bergfried, welcher wundersamen Blick in die Welt nach allen Seiten bis zu den Vogesen und Alpen, besonders auf das grünsammetartig nach Süden ausgebreitete untere Wiesenthal darbietet. Der Zauber Rötelns wird von nichts im Schwarzwald überboten; wer es vermag, besuche die Ruine und den Turm in der zweiten Oktoberhälfte. Dann dehnt sich gen Norden, von den Füßen des Beschauers anhebend, der endlose Sausenhardwald, rot, goldhell, braun, wie ein unermeßlich hingestrecktes

Brokatgewand oder ein türkischer Shawl bis an den Hochblauen empor, der, mit langer, dunkelblauer Gebirgskette darüber aufsteigend, vollständig in eine Apenninlandschaft Italiens versetzt.

Weitaus am schönsten verläßt man zum Besuch Rötelns die Eisenbahn Freiburg-Basel auf der Station Haltingen, steigt von hier zu dem schon genannten, hoch vom Weingelände niederblickenden Dorf Ötlingen hinan und folgt einem breiten Weg, dem weiterhin eine alte römische Hochstraße zu grunde liegt, bis im Walde ein Wegweiser zur Rechten nach Schloß Röteln deutet; die Entfernung von Haltingen beträgt kaum anderthalb Stunden. Von der Ruine steigt man dann auf gewundenem Fußpfad nach Süden ins Wiesenthal nieder, an der Rötler Kirche, mit hohem, ernstblickendem Turm aus dem Jahre 1401 und Steinsarkophagen eines Grafen von Röteln und seiner Frau, vorüber nach dem uralten Dorf Thumringen, das schon 764 urkundlich als „Tuomaringa" erscheint. Diesem nah benachbart, hat schon bis zur Burg die Eisenbahnstation und Kreisstadt Lörrach, die größte des Wiesenthals, mit 10 000 Einwohnern, stattlich sich aus freundlichster Umgebung hebend, heraufgegrüßt. Ihr Ursprung entstammt dem 11. Jahrhundert; zur Stadt wurde sie erst 1682, als nach der Zerstörung der Burg Röteln von letzterer die Behörden der markgräflichen Herrschaft hierher verlegt wurden. Aus dieser Zeit ist eine auf Lörrach bezügliche Gedenkmünze vorhanden. welche auf einer Seite ein Kind mit der Umschrift: „Ich bin zwar jung und klein anheute" — und auf der anderen einen erwachsenen Mann: „Jedoch aus Kindern werden Leute" — zeigt. Das ist die Stadt Lörrach in der That heute geworden, am Bahnhof sogar mit fast großstädtischem Anstrich, und setzt ihr Wachstum rüstig fort. Sie trägt eine goldene Lerche im roten Felde im Wappen, von der ihr Name abgeleitet wird; so wäre sie ursprünglich die „lerechenowe", „Lerchenau", gewesen.

Wahrscheinlicher indes birgt sich eine keltische Flurbenennung darunter; ein Ortsadel auf einer verschwundenen „Burg Lörrach“ erscheint im 13. und 14. Jahrhundert. Interessant liegt südöstlich von Lörrach am Westabhang des „Dinkelsberges“, von einem Weiher umgeben, das alte Tiefschloß Inzlingen bei dem gleichnamigen Dorf (1248 Inzilingin), ehemals „Herren von Richenstein“ gehörig, jetzt von einem Landwirt bewohnt, der auch einzelne Räume darin an sehr „bescheidene“ Luftkurgäste vermietet.

Die Wiese zieht nun an ältesten Ansiedelungsstätten im Thal und auf seinen Geländehöhen vorüber — Stetten (Stettheim), Tüllingen (in dessen Nähe, bei dem „Käferhölzlein“, 1702 die blutige „Schlacht bei Schloß Friedlingen“ zwischen dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Marschall Villars stattfand), Weil (786 Wile — „'s het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt“), Riehen, bereits auf schweizerischem Gebiet, hoch von der überallhin weitsichtbaren St. Chrischonakirche, einer Baseler Missionarbildungsanstalt für die Heiden der ganzen Erde, überthront. Ganz westwärts gedreht, hüpft dann die Wiese zwischen Basel und Klein-Hüningen, „bei'm Chlei-Hüninger Pfarrer“, ihrem Bräutigam in die Arme —

„Jo er ischs, er ischs mit sine blaue Auge,
Mit de Schwizerhosen und mit der sammete Chretze (Tragbänder),
Mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch.
Mit der breite Brust und mit de chräftige Stotze (Schenkel),
's Gotthards große Bueb, doch wie en Rothsher vo Basel,
Stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.“

So sind wir in langer (82 km) Wanderung mit der Wiese, der echtesten aller hurtigen Schwarzwaldtöchter, vom Feldberg bis zum Rhein hinuntergelangt.

b) Die Wehra.

Sie bildet das nächste östliche Nachbarflußthal der Wiese, doch erheblich kürzer als diese, da sie nicht vom Feldberg selbst, sondern erst vom Hochkopf entspringt und von den Oberläufen der Wiese und Alb gleichsam überdacht wird. Wir betreten ihr Thal, wie die weiter folgenden, von der Basel-Konstanzer Bahn aus, bei der kleinen Station Brennet, wo die Straße nordwärts ohne besondere landschaftliche Schönheit um sie her zu dem ebenfalls nach den meisten Richtungen nicht übermäßig anmutenden großen Fabrik-Marktflecken Wehr hinanführt. Der Haselbach mündet hier, von der „Erdmannshöhle" her, in die Wehra, die in älterer Zeit den Namen Werra und Werrach trägt; ein weithingestreckter Ringwall der Urbevölkerung der Gegend am ganzen Südabhang des Schwarzwaldes, „Heidenmauer" benannt, gegen anderthalb Meter hoch, aus unbehauenen Steinen aufgetürmt, tritt östlich auf der Höhe bei der Zinke Rüttehof am Schellenberg besonders deutlich zu Tage. Wehr selbst wird nach Osten auf niedrigem Gelände unmittelbar von der Ruine einer kleinen Burg Werrach überragt, die nur als der Mauerumfang eines großen Hauses erscheint und ihre innere Gestaltung frei überblicken läßt. Sie gehörte im 12. Jahrhundert „Herren von Werrach (oder Werr) und Wildenstein", dann „Edlen von Klingen"; Rudolph von Habsburg zerstörte sie und nahm die Herrschaft Werr in Besitz. Wieder aufgebaut, ward die kleine Burg wahrscheinlich im Bauernkrieg zertrümmert.

Mächtiger erhebt sich eine halbe Stunde nördlich von Wehr auf hohem, waldigem, nach drei Seiten steil abfallendem Bergkegel die Ruine des Schlosses Bärenfels (705 m), dessen Inhaber im 14. Jahrhundert Dienstmannen der Markgrafen von Hachberg-Sausenberg waren. Eine Burg gleichen Namens, wahrscheinlich dem nämlichen Geschlecht angehörig, lag bei Angerstein

über der Birs im Basellaand und fiel bei dem großen „Erdbidem“ von 1356 in Trümmer; danach erst scheinen die Insassen derselben hierher übergesiedelt zu sein. Die Ritter von Bärenfels bekleideten vielfältig das Bürgermeisteramt von Basel, waren aber nicht minder Freunde der Weinkanne, wovon ein im Forsthaus Kandern aufbewahrtes Trinkgefäß, „die goldene Sau“ mit ihrem „Willkommbuch“ Zeugnis ablegt, in welchem sich mehrere Bärenfelser mit gereimten Trinksprüchen verewigt haben. Mannigfach war das Geschlecht als hart, wild und grausam verrufen; ein Kuno von Bärenfels im 13. Jahrhundert ward danach der „Lütplager“ benannt und mußte nach seinem Tode als ein von Hunden gehetzter, großer, ziegelroter Köter die Burg umflüchten. Der Bergfried derselben blickt gerundet kräftig noch aus sonstigem erhaltenen Mauerwerk weit über die Umgegend herab, die auch bei der Zinke „Hütten“ noch eine Burg „Winterstein“ besaß, von der nur geringe Reste verblieben. Wann das Schloß Bärenfels zerstört worden, ist nicht sicher zu ermitteln; vermutlich im Dreißigjährigen Kriege.

Unter dem stark vorspringenden Burgberge desselben beginnt der schluchtartige und malerische Teil des Wehrathales, in dem die Straße unten im Grunde hinführt, sodaß die zerrissenen Felsenwände, Zacken und Schroffen stets an beiden Seiten über ihr aufragen. Das Thal erregt den Gefühlseindruck eines unendlich gedehnten, schmalen Kerkers, aus dem kein Entrinnen möglich fällt, nur höchst selten steigt einmal ein kleiner Pfad steil an den Felsenwandungen empor; es ist vollständig unbewohnt und bietet wohl die längste Strecke menschenlosester Einsamkeit im Schwarzwald, denn von Wehr bis Todtmoosau befindet sich, drei Wegstunden lang, keine Ortschaft und kein Haus. Von der, freilich gleichfalls äußerst bewohnerleeren Hochwelt droben zur Rechten und Linken, unter der die Straße sich langsam nach Norden emporhebt, gewinnt man nicht leiseste

Ahnung. Wie man endlich bei dem Weiler Todtmoosau den Ausgang des auf die Dauer eintönig werdenden Felsenschlauches erreicht, läßt die Gebirgslandschaft eine unvermerkt erstiegene beträchtliche Höhe erkennen, und um eine gute Stunde weiter taucht der goldene Kirchturmknauf des Dorfes oder vielmehr der weithin zerstreuten Berggemeinde Todtmoos (820 m) über einer Gruppe stattlich aussehender Gebäude auf. Es liegt am Einfluß des kleinen „Todtenbaches“ in die Wehra und erhielt von ihm seinen Namen („Feuchtbruch des Todtenbachs“); die Ansiedlung stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, um welche Zeit ein Priester Dietrich von Rickenbach dort, dem Gebot einer Traumerscheinung gehorchend, eine Kapelle zu Ehren der Jungfrau Maria gegründet haben soll; „an einer statt, wird genempt das tottmos und hat also seinen namen darum, daß es so tief ist und so unglückhafftig, es sey mensch oder roß, ochsen oder tier, die da kummt in das mauß, es mueß verderben un allen zwiffel.“ In dieser kirchlichen Legende wird die Wehra „Twerrbach“ benannt, offenbar der „Querbach“, der das Gebirge durchquert. Die Sage läßt dann weiter Rudolph von Habsburg die neue Kirche mit Besitz ausstatten, welche von den Päpsten reich mit Ablässen begabt und eine Wallfahrtskirche ersten Ranges wurde. Zahlreiche Votivtafeln und Gaben in ihrem Innern legen Zeugnis davon ab, und auch jetzt noch erhält sie von der ländlichen Einfalt aus weitem Umkreis häufigen Pilgerbesuch, gemeiniglich zu Jahrmarktszeiten; Holzbuden fassen den Aufweg zur Kirche ein, in denen der Bedürftige sich ebenso mit Heiligenbildern und Rosenkränzen, Amuletten und Wunderberichten, wie mit weltlichen Nützlichkeiten und Herrlichkeiten für bäuerliches Begehren ausgiebig bereichern kann.

Todtmoos liegt sehr eigenartig am Fuß weiter, sich nach Nordwesten gegen den Hochkopf (1265 m) hinaufhebender kahler, schön gewellter Mattenhänge, über die,

an Herrenschwand vorbei, ein schlecht befahrbarer Weg ins Prägbachthal nach Todtnau-Schönau hinüberführt; ostwärts biegt hier die Straße nach St. Blasien, westwärts nach Zell im Wiesenthal ab. Die ganze Gegend trägt vollsten, weltfremden Hochlandscharakter und eignet sich vortrefflich für den Wunsch nach einem stillen Sommeraufenthaltsort, wozu gut eingerichtete Gasthäuser, als das größte das Hotel Kurhaus mit Adler, Gelegenheit bieten. Nördlich über Todtmoos hinaus zieht die Wehra nur kurz noch ihr Ursprungsquellgebiet gegen das der Alb in menschenleer-einsamer Bergwelt um den Hochkopf empor.

c) Die Murg.

Bevor wir das Thal dieses östlichen Nachbarflüßchens der Wehra, das kürzeste unter unsern Südthälern, betreten, müssen wir ein wenig weiter nach Osten an die Mündung der Alb vorgreifen und dort am Rhein des alten Städtchens Hauenstein Erwähnung thun. Es ist heut mit 160 Einwohnern das winzigste Städtchen des Deutschen Reichs, nur aus einer kurzen Gasse bestehend mit den Trümmern einer gleichnamigen Burg, deren Geschlecht sich bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts erhielt. Vormals aber bildete es den Hauptort des „Hauensteiner Landes“ oder der Grafschaft Hauenstein, welche sich mit der Grafschaft Stühlingen in den alten Albgau teilte und die westliche Hälfte desselben einnahm. Sie erstreckte ihr Gebiet von der oberen Wiese und der Wehra bis an die Schwarza und zwischen diesen vom Feldberg bis an den Rhein und bestand in einer „großen Einung“, die in acht kleinere „Einungen“ zerfiel, mit drei „zugewandten Vogteien“ Schönau, Todtnau und Todtmoos. Es war in ältester, doch geschichtlich sehr dunkler Zeit ein Waldbauern-Freistaat mit eigner Verfassung, „Einungsmeistern“, Ober- und Untervögten und einem Statthalter, der später zum erblichen „Gaugrafen“

wurde; zur Zeit des Interregnums geriet die „Hauensteiner Einung“ an die Grafen von Habsburg und dadurch für die Folge an Österreich. Höchst verwickelt aber wurden ihre Verhältnisse und Zustände durch die Entstehung und das Umsichgreifen des in ihr belegenen Klosters St. Blasien, das zu einer mächtigen Abtei mit „Zwing und Bann“ anwachsend, durch seine Herrschsucht und Habgier zu solchen Zerwürfnissen mit den Hauensteinern führte, daß diese das Kloster als ihren Todfeind betrachteten, grenzenlose Erbitterung gegen dasselbe in ihnen wuchs und sie fortan zu Bundesgenossen aller Gegner St. Blasiens, besonders im Bauernkriege, machte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts entsprang aus diesem Anlaß auch der sogenannte Salpetererkrieg, da St. Blasien veraltete Leibeigenschaftsrechte wieder geltend zu machen suchte. Dagegen erhoben sich zu großem Teil die Hauensteiner unter der Führung von Johann Fridolin Albiez, der im Weiler Buch (874 Puach) als „Unfreier“ geboren war, das Salpetersieden betrieb und dadurch dem Bunde der Aufständischen den Namen „Salpeterer“ lieh. Es kam an vielen Orten zu gewaltsamer Widersetzung gegen die von St. Blasien verlangte „Huldigung“: auch die Frauen und Mädchen beteiligten sich aufs heftigste daran, indem sie ihren Männern und Liebsten überall drohten: „Wenn Du huldigst, ist die Eh' ab — ist die Lieb' aus!“ Bewaffnete Rotten sammelten sich, überfielen die nicht mit-aufständischen Ortschaften, plünderten und verwüsteten, bis die Sache 1730 mit ihrer Unterdrückung durch österreichische Truppen und Einkerkerung der Haupträdelsführer (Albiez selbst war 1729 gestorben) endigte. Wie hoch die Wellen fanatischen Ingrimms gingen, beweist der Wunsch einer Frau, mit einem der Hauptgegner der Salpeterer im selben Augenblick zu sterben, da alsdann alle Teufel nur darauf acht haben müßten, daß seine Seele ihnen nicht entwische. Von 1738—1744 wiederholte sich indes der nämliche Vorgang

noch einmal und zum dritten Mal bis 1755 hin und führte damit zu blutiger Niederschlagung des Aufruhrs und zahlreichen Hinrichtungen. Wenngleich die St. Blasische Zwingherrschaft von Barbarei strotzt und die tiefste Erbitterung vollauf rechtfertigt, vermag man doch für die Salpeterer nur wenig Sympathie zu gewinnen. Sie zeigen sich mit zahllosem herumstrolchenden Gesindel von Scherenschleifern, Zeunenmachern, Pfannenflickern u. s. w. untermischt, beweisen nur den Schwachen und Wehrlosen gegenüber Mut, stieben aber meist feig auseinander, sobald Soldaten gegen sie anrücken. Das in ihnen gährende Element ist das eines eigentümlichen religiös-demokratischen Fanatismus, der nach Wiedererlangung der alten Hauenstein'schen Volksselbständigkeit trachtet. Das Jahr 1815 sah nochmals einen, wenn auch rasch beendeten Salpetereraufstands-Versuch unter Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der mahnende Geist Fridolin Albiez' erschienen war, und noch heute glimmt in den Walddörfern das „Salpeterertum" da und dort in den Köpfen fort. Vor dem Beginn desselben war indes auch schon der Dreißigjährige Krieg mit ungeheurer Verheerung und Verwilderung über das Hauensteiner Land hereingebrochen, welches derartig verödete, daß es lange fast unbewohnt dalag.

Seine Bewohner nennen sich nach ihren kurzen, gefältelten, schwarzen Hosen — „Hozen" — die Hozenwälder oder kurzhin die Hozen. Sie sind öfter dunkelhaarig, Blut des slavischen Stammes der den Alemannen benachbart (sowohl früher an der Ostseeküste [Bornholm-Burgundarholm] als später an der Lahn) seßhaften Burgunder, der „Burgundiones" des Ammianus hat sich mutmaßlich in ihnen mit dem suevischen vermischt, sich forterhalten und wesenlich ihre äußere Erscheinung wie ihre Charakterart bedingt. Nach der ersteren zeigen sie sich vorwiegend groß und kraftvoll, manchmal hünenhaft, von Gesundheit strotzend. Sie wurden von alten Tagen her unter dem Namen

„das Waldvolk“ zusammengefaßt und bezeichneten auch selbst sich so, wohl unbewußt damit auf ihre Herstammung hinweisend, da bur litauisch den Wald und gunde Gau, Burgunder also die Bewohner des Waldgaus bedeuten. Ihre aus dem 15. Jahrhundert stammende Volkstracht ist die eigenartigste und interessanteste des Schwarzwaldes, doch wird sie in der Rheinniederung kaum mehr und auch in den Hochlandsgegenden immer weniger häufig gesehen; unsere Zeit ist die des Hinschwindens der Volkstrachten allerorten. Bei den Männern finden sich außer den genannten „Hozen“ weite Jacke und darunter ein über die Hüften reichendes rotes „Leible“, weitärmeliges „Krös-“ oder „Mutschenhemd“, weiße Strümpfe und Schuhe mit roten Laschen; die unverheirateten Burschen tragen statt des schwarzen, breitrandigen Filzhutes Pelzmützen oder mit Goldborten verzierte grüne Sammetkappen; alle Kleidungstücke besitzen keine Knöpfe, sondern Nesteln und Haften. Ältere Frauen gehen meistens einfach in Schwarz mit roten Strümpfen, die jüngeren und die Mädchen dagegen prangen in äußerst farbenbunter Tracht roter, schwarzbebänderter Jacke, gelben Brustlatzes, grüner Schürze, blauen oder gelben Rocks, bunter „Goller“ (Halskrausen), weißer Strümpfe und Schuhe mit roten Laschen. Den Leib umschließt ein silberner oder messingner Gürtel, an den Zöpfen hängen breite Seidenbänder herab, und den Kopf bedecken goldgestickte „Plunderkappen“ oder wunderlich gestaltete, weiße oder gelbe „Schnotzhüte“. In geistiger Beziehung sind die Hozen trotz ihren Jahrhunderte langen Kämpfen gegen die an ihnen von St. Blasien geübte geistliche Bedrückung zumeist sehr bigott, abergläubisch und ganz in der Hand ihrer vielfach fanatischen Pfarrer. Sonst bieten sie eine sonderbare Mischung von Treuherzigkeit und Verschlagenheit, Gemütlichkeit und Roheit; trotzigselbständig, widerspenstisch und rechthaberisch, stehen sie nicht ohne Grund im Ruf der Gewaltthätigkeit, Händel-

lust, Rachsucht und besonders der Prozeßsucht. Ihr Mißtrauen macht sie wortkarg, und das Sprichwort sagt ihnen nach, der Hoze antworte nie mit „Ja" oder „Nein", sondern nur: „'s ka si, 's ka au nit si." Ihr alemannischer Dialekt ist gleichfalls ein alterhaltener mit oft sonderbaren Formen; in ihren Belustigungen zeigen sie sich ausgelassen, witzig und schalkhaft, tanzen gern Walzer und „Hopper" in leidenschaftlicher, fast wilder Art, erfreuen sich indes weniger am Gesang lustiger, sondern an dem ernst-wehmütiger, alter Volkslieder. In allem ein seltsam widerspruchsvolles, gute und üble Leidenschaften verbindendes Volk, doch von einer in unsrer Zeit seltenen, unabgeschliffenen Naturkraft, sein Wesen vielfach erst aus seiner Geschichte erklärend.

Wir haben dies voraufgesandt, weil das Murgthal einen Mittelstrich des Hauensteiner Landes und seiner Bevölkerung bildet, und wir treten bei der Station Murg in das vielgewundene, doch nur kurze (18 km) Thal ein. Nach anfänglich flachem Zugang bietet es gleichartigen Felscharakter wie die ihm benachbarten Thäler; die Straße wechselt, läuft bald neben dem Fluß hin, steigt bald über ihn auf, mehrere Tunnel verleihen ihr besonders malerischen Reiz. Es ist sehr empfehlenswert, von Murg bis zum Dorf Hottingen hinaufzugehen oder zu fahren, wo die romantische, manche Stellen von hervorragender Schönheit enthaltende Strecke des Thales endet. Am interessantesten ist diejenige, wo bald nach dem Eintritt in die Schlucht zwischen den droben auf der westlichen Höhe belegenen Dörfern Harpolingen und Wieladingen von einem vorspringenden Fels die Ruine der Burg Wieladingen (570 m), gewöhnlich „Harpolinger Schloß" genannt, mit mächtigem, gemäuerumgebenem Bergfried, von Tannen und Kiefern umwildert, hoch herabsieht. Ein schöner Wassersturz wirft sich neben ihr durch die Schroffen, das Ganze ist wild-großartig, doch führt ein guter,

steiler Treppenpfad zu den Trümmern hinauf. „Herren von Wieladingen" werden seit 1268 bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts in Urkunden erwähnt, über ihre Geschichte und diejenige der Burg ist indes kaum etwas bekannt; wohl zweifellos stand schon vor dieser auf der Stelle ein Römerwartturm.

Durch völlige Einsamkeit zieht das Felsenthal sich nach dem Dorf Hottingen (676) empor, erweitert sich und bringt in zwei Stunden zu dem schon 876 m hoch belegenen, großen Gebirgspfarrdorf Herrischried hinan, das eine in der Mitte unseres Jahrhunderts eingegangene Bildschnitzerschule besaß und stark bei den Aufständen der „Salpeterer" beteiligt war. Gleich nördlich von ihm entspringt die Murg auf den Höhen des sogenannten „Oedslandes" (944 m), das hier die östliche Wandung des Wehrathals bildet. Überall auf dem weiten Hochlande zwischen den tiefen Einschnitten der Flüsse liegen die Ortschaften der alten „Hauensteiner Einung" zerstreut, welche im ganzen 158 Dörfer umfaßte. Herrischried gehörte zu den Hauptorten derselben und hat mit seiner Umgegend noch heute besonders den Hozencharakter bewahrt. Der „Schwarzwälder im Breisgau" meint:

„Minen Auge gfallt
Herrischried im Wald.
Woni gang, so denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
Z' Herrischried im Wald.

Imme kleine Hus
Wandlet i und us —
Gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
Imme kleine Hus."

d) Die Alb.

Rivus Alba — wer die Alb gewahrt, bleibt nicht im Zweifel, woher sie, in ähnlicher Weise wie die weiß

in die Ferne schimmernde Rauhe Alb des schwäbischen Jura, ihren Namen erhalten, denn sie ist die von ihrem Ursprung bis zur Mündung fast unablässig „weißschäumende". Von ihrem Feldbergbeginn an den Rhein beträgt ihre Länge 42 km.

Das Albthal ist als einer der beiden Hauptzugänge nach St. Blasien, zu dem von der Station Albbruck viertehalbstündige Wagenfahrt hinaufbringt, das bekannteste unter den Südthälern des Schwarzwaldes; wenig Wege desselben werden so viel von fremden Gästen befahren, als die große in die Felswand eingesprengte Kunststraße, welche durch den eigentlich romantisch-wilden Teil des Thales — von Albbruck bis Tiefenstein — stets hoch über dem reißend abwärts schießenden Sturzwasser hinführt. Dieser dadurch gebotene ständige Niederblick in die durchbrauste Tiefe unterscheidet das Albthal ebenso von den übrigen, wie der Vorzug, daß seine malerische Schönheit schon unmittelbar vom Rheinthal aus neben der Station Albbruck, an der großen Eisenbahnbrücke über die Alb, beginnt. Doch entfernt die Straße sich im Anfang von der letzteren ein wenig nach Osten, und dazwischen liegendes Gebüsch entzieht dem Auge die Felsschlucht, an deren Rand man erst wieder nach einer halben Stunde bei dem neuen, zwischen Wald und Fels hoch über dem Flußbett an der Straße belegenen Hotel Hohenfels tritt, das trotz seiner in Wirklichkeit höchst pittoresken Lage mehr nach dauernden Gästen auszublicken, als solche zu beherbergen scheint. Die unmittelbare Niederschau aus den Gartenanlagen des Gasthofes in den langen Schaumkessel des Alb zählt allerdings fraglos zu den großartigsten des ganzen Thales, aber dem Umkreis mangelt von dort die Bewegungsfreiheit, man ist etwas gefangen, kann über die Schlucht nicht fortgelangen, sondern einzig auf der Straße stets den gleichen Weg an ihr entlang einschlagen.

Dieser bietet freilich eine Stunde weit bis Tiefenstein unausgesetzten Reichtum wechselnd sich ähnelnder hoher malerischer Schönheiten von Zacken und Zinnen, krümmt und windet sich kunstvoll zwischen dem jähen Absturz zur Linken und der steilen Felswand zur Rechten, die er mit fünf kleinen Tunneln durchbricht, auf und ab. Dann liegt das Dorf Tiefenstein in einer kleinen Erweiterung an der Einmündung zweier Nebenbäche, eng zusammengekauert zwischen hohen Bergwänden, doch Straßen über diese hinaufschlängelnd. Aus Wiesengrund hebt sich, großem Block ähnlich, ein Felshügel und trägt unter Buschwerk, Epheu, Moos und Haidekraut begrabenes zerbröckeltes Gestein des alten Stammschlosses der „Herren von Tiefenstein". Sie benannten offenbar ihre Burg so nach der tiefeingesenkten Lage und im Gegensatz zum „Hauenstein", dessen Name durch „Howenstein" aus „Hohenstein" abgewandelt worden.

Der Tiefenstein trug vermutlich schon einen römischen Wartturm vor der mittelalterlichen Burg, deren Rittergeschlecht, anfänglich „von Tüffenstein, Tiufenstein", weit zurückreicht, eine bedeutende Stellung im Albgau einnahm und großes Gebiet zwischen der Wehra und Schlücht, im Albthal, sogar über den Rhein hinaus und im Breisgau und der Ortenau besaß. Doch geriet es im 13. Jahrhundert in Zusammenstoß mit seinen Nachbarn, den mächtigen, ländergierigen Grafen von Habsburg, und infolge davon wurde die Burg Tiefenstein 1272 von Rudolph von Habsburg erstürmt und zerstört. Die letzten Tiefensteiner verfielen in Armut und Not, flüchteten in einen ihnen gehörigen festen Turm im oberen Albthal auf dem Felsen „Bildsteinflue" (bei Kutterau) und endeten ihre Tage in Todfeindschaft mit den Habsburgern und St. Blasien als Raubritter. Mit zweien Brüdern, Ulrich und Hugo (der in der Nähe von Freiburg 1317 starb), erlosch das stolze Geschlecht; ein Sohn des ersteren

soll als der letzte desselben zuvor von habsburgischen Knechten erschlagen worden sein. Früher hatte ein Diethelm von Tiefenstein am Ursprung des von Nordwesten her in die Alb einmündenden „Ibach“ ein kleines Kloster „Neuenzell“ (Nova cella) gegründet, dessen Mönche später Rudolph von Habsburg verjagte. Die Sage läßt diesen auch das dort in der Kirche befindliche „Haupt des heiligen Cyrillus“ nach Hauenstein fortführen, doch dasselbe am andern Morgen wieder auf dem Altar in Neuenzell stehen. Der nämliche Vorgang wiederholte sich nochmals und aufgestellte Wächter des „heiligen Hauptes“ wurden in der Nacht „unsinnig“. Als Rudolph dies vernahm, „do ist er deß übel erschrocken seines Fürnemens gegen der Kirchen“. Überhaupt ist die Gegend vielfach mit sagenhaften Erinnerungen an Rudolph von Habsburg verknüpft. Eine mächtige hochwipflige Tanne überragt droben auf dem Hochland in einem Walde all ihre Nachbarinnen und trägt den Namen „Kaisertanne“, weil der nachmalige Kaiser als Jäger unter ihr oft von seiner zukünftigen Herrlichkeit in Traumbildern umgaukelt worden. Teilen mußte er indes seine Herrschaft im Albthal mit einem nixenhaften „Albkönig“, der in einem kleinen See bei Tiefenstein hausend, aus einem Laubbusch hervor süße Liebeslieder sang und hübschen jungen Dirnen, falls sie denselben zuhörend am Uferweg stehen blieben, die Sinne damit verwirrte, so daß sie, von Schwindel gefaßt, in seine Wasserarme hinunterstürzten.

Bei Tiefenstein, das an seiner Brücke eine wohlbeleumundete, schönbelegene Wirtschaft als angenehme Raststelle aufweist, trifft die Straße auf gleicher Höhe mit der Alb zusammen und erhebt sich fortan nicht mehr so beträchtlich über diese, wie bisher. Der wirkungsreichste Abschnitt des Albthales ist durchmessen, das in der weiteren Fortsetzung nach St. Blasien den Charakter zahlreicherer anderer Schwarzwaldthäler kundgiebt. Unbewohnt zieht es sich, immer noch eng und felsig, lang

bis zu einer kleinen Häusergruppe hin, unter der sich die Niedermühle befindet, die Geburtsstatt des Anführers des Hauensteinschen Waldvolks im Bauernkriege, des „Redmanns“ Kunz Uehlin (der Name ist noch in dem des Dorfes „Ühlingen“ im Schlüchtthal, sowie auch in dem häufig vorkommenden „Jehle“ erhalten), der hier Lehensmüller von St. Blasien war. Er ward 1525, nach der Eroberung der Abtei, durch österreichische Hilfstruppen derselben gefangen, von diesen bei Waldshut an einer Eiche aufgehenkt und gab dadurch den Anlaß zur Racheübung der Bauern und Verbrennung des Klosters (seine an dies angenagelte Hand). Idyllisch friedlich liegt heut die Niedermühle im jetzt sich erweiternden Thal ziemlich in der Mitte zwischen Albbruck und St. Blasien. Die Straße führt von hier an ebenerdig neben der Alb durch die Ortschaft Immeneich und die Thalzinke (Unter- und Ober-) Kutterau. Über dieser liegt ein wenig nach Westen auf der Höhe das Dorf Urberg, ein alter Bergbauort, darunter nah der Einmündung des „Urbachs“ in die Alb die schon bei Anlaß des letzten Herrn von Tiefenstein erwähnte, schwer zugängliche Felswand „Bildsteinflue“ mit einer Höhle. Bis zum Anfang unseres Jahrhunderts sollen auf der Schroffe Überbleibsel einer Burg „Bildstein“ sichtbar gewesen sein, von der im 13. Jahrhundert „Henrik und Erlamin von Bilstein“ urkundlich genannt werden. Das Albthal verengt sich kurze Strecke noch wieder, doch manche Anzeichen, darunter eine „Pension Waldeck“ deuten auf Herannahendes hin, und plötzlich blitzt für den Unwissenden hochüberraschend zwischen den Tannenbergen des Schwarzwaldes nah die große Goldkugel über der gewaltigen Pantheonskuppel der Kirche von St. Blasien (772 m) auf, des in Deutschland bekanntesten und besuchtesten Ortes im ganzen Hochlande.

Um zunächst kurz die Geschichte desselben zu überstreifen, beginnen wir mit unserm alten Freunde

Sebastian Münster: „St. Blasien ist anno 1013 in cellen weiß angefangen worden von Reginberto dem Einsidler/ wie ich in einem alten geschribenen buch hab gefunden. Doch bin ich etwas gründlicher bericht worden/ das S. Blasi sey angefangen worden und' keyser Otten dem ersten/ do was ein Freyherr von Seldenbeuren/ der bekümmert sich fast mit kriegen. Und als er auff ein zeit im krieg ein hand verlor/ bekert er sich vor der welt/ er gab sich in das bruder hauß an der Alb/ also hieß das closter von dem fürfließenden wasser Albis genennet." Grosserus in seinem „Itinerarium historicum politicum" legt St. Blasien „in die Einöde, in welcher zu Zeiten des Kaisers Diocletian die Christen sich zuerst heimlich aufgehalten" (vermutlich, weil St. Blasius unter Diocletian zum Märtyrer geworden), während Crusius „nach einem geschriebenen Pergamentinbuch" die Erbauung des Klosters 962 einem Mönch Bruno von Corvey zumißt und im übrigen Reginbert und Seldenbeuren richtig zu einer Person macht. Geschichtlich ist die Abtei aus einer Cella ad Albam hervorgegangen, von Einsiedlern im 9. Jahrhundert gegründet und mit „Gebeinen des heiligen Blasius" (von Koppadocien, dem Schutzpatron gegen Halsweh, weil er einem Knaben eine Gräte aus dem Hals gebetet, daher der „Blasiussegen") durch Rheinauer Mönche ausgestattet, welche vor den Hunnen hierher flüchteten, doch bald wieder mit der Hirnschale des großen Heiligen davongingen und nur seine Armknochen zurückließen. Dann ward das Kloster in der That 945 von einem Ritter Reginbert von Seldenbeuren aus dem Zürichgau, der in dasselbe eintrat, vergrößert, mit Gütern ausgestattet und 963 von Kaiser Otto II. mit umfangreichem Landbesitztum begabt, das den Namen „Zwing und Bann von St. Blasien" erhielt. Die Weltflüchtigkeit in den vornehmsten Geschlechtern jener Jahrhunderte war eine kaum mehr begreifliche; Tausend um Tausende übermachten zur Erringung ihres Seelenheiles

allen Besitz der Kirche und traten in Klöster ein, willig die niedrigsten Dienste darin verrichtend. Ganz besonders zeichnete sich St. Blasien bald durch seine adligen Insassen aus. Der Ritter Arnold von Uehlingen hütete die Schweine des Klosters, Lambert von Fahrnau diente den Mönchen als Packträger, Graf Berthold von Frickingen als Bäckergehilfe. Werner von Bottingen, kränklichen Leibes, zettelte Garn zum Weben, und Graf Ulrich von Sulz war Ofenheizer, Küchenjunge und täglicher Ausläufer des Großkellners, mit der Pflicht, die Fische vom Schluchsee für die Mönchstafel zu holen; um weder den Abend- noch den Frühgottesdienst zu versäumen, vollzog er den letzteren beschwerdevollen, fünf Stunden heischenden Dienst allnächtlich in tiefster Finsternis. Das Gebiet des Klosters wuchs in solcher Weise rasch durch weitere Schenkungen aufs außerordentlichste an und bildete allmählich eine mächtige Herrschaft zwischen den österreichischen Breisgau-Vorlanden, den Grafschaften Fürstenberg, Stühlingen und Hauenstein; die Kastenvogtei ging nach dem Aussterben der Zähringer Herzoge an Österreich über, doch der Abt von St. Blasien ward 1612 als Herr der Grafschaft Bonndorf reichsunmittelbar, 1746 „Reichsfürst“ und kaiserlicher „Erb-Erzhofkaplan“. Verschwendung, Ländergier, Herrschsucht und Hochmut kennzeichneten zumeist den fürstlichen Hof der großen Prälaten, mit maßloser, grausamer Bedrückung der Leibeigenen und Hörigen gepaart; vielfach führte das fromme Kloster Raubkriege gegen seine Nachbarn.

So fiel es im Bauernkriege 1525 unter dem Abt Johann III. Spilmann, der, in die Schweiz fliehend, dort starb, der rächenden Vergeltung anheim und ward vollständig niedergebrannt. Ähnliches Geschick betraf das Kloster im Dreißigjährigen Kriege, sowie im Jahre 1768, nach welchem der kunstsinnige und hochgebildete Fürstabt Martin II. Gerbert mit außerordentlichem Kostenaufwand die brandzerstörte Kirche in italienischem

Geschmack nach dem Vorbild der Pantheonskirche Maria della Rotonda in Rom wieder erbauen ließ; in der Kirche ward eine Familiengruft hierher aus Basel und Königsfelden überführter Särge des Habsburgischen Hauses eingerichtet. Das Jahr 1807 brachte die Aufhebung der Abtei und die fernere Benutzung der gewaltigen Klostergebäude zu Fabrikzwecken mit sich; ein Teil derselben mit der Kirche ging 1874 abermals durch ein in der Fabrik ausgebrochenes Feuer in Flammen auf, doch die Kirche wurde aus Staatsmitteln in ihrer früheren Pracht und Gestalt wieder hergestellt und ragt aufs neue, säulengetragen, mit ihrer machtvollen Kuppel, der Goldkugel und dem Goldkreuz darüber ebenso aus dem dunklen Tannenrahmen des Schwarzwaldthales empor. Sehr beeinträchtigt wird sie allerdings durch den hohen Anbau an ihrer Südseite und das ganze Fabrikwesen um sie her. Den schönsten Niederblick auf sie gewährt die „Felsenhütte" des östlichen Berggeländes, doch einen zugleich gründlich verdorbenen durch das ungeheure „Bleikammerdach" der Baumwollspinnerei unter ihr, und ebenso bildet das unablässig die Luft füllende Schnurren von Turbinenrädern in der letzteren für das Ohr keine besonders erquickliche Zugabe des Aufenthaltes in St. Blasien. Der Teil des Klosters, der dem Fürstabte zur Wohnung gedient, blieb von dem letzten Brande verschont und blickt noch in vornehmer Pracht des vorigen Jahrhunderts mit zwei phantastisch-gewaltigen Wasserspeiern an. Selbst eine kurzgefaßte Geschichte der Abtei würde Bände anfüllen; uns verstattete der Raum nur, mit ein paar Worten Grundzüge ihrer Vergangenheit hinzustellen.

St. Blasien, mit 1300 Bewohnern, ist keine Stadt, doch noch weniger ein Dorf, sondern Mittelpunkt eines weitausgedehnten Amtsbezirks, um die Kirche, Klosterfabrik und das „Kurhaus" eine gedrängte Ansammlung städtischer Häuser, Villen und Gärten darbietend, denen sich, eigentlich unvermerkt, die Wohngebäude der Orts-

ansässigen hinzugesellen. Alles zeigt sich auf zahlreichsten Fremdenbesuch eingerichtet und zugeschnitten, dem sich im Kurhaus ein Speisesaal für dreihundert Personen, eine Restauration, Konversations-, Lese-, Rauchzimmer, daneben im Kloster bayrische Bierstube, umher Colonnaden und Promenaden nach allen Richtungen zur Verfügung stellen. Das Kurhaus übt den alten St. Blasischen „Zwing und Bann" in moderner Weise fort; man kann demselben freilich in der „Krone" und im „Hirschen", ganz lobenswerten Unterkunftsstätten, entgehen, allein dem sich länger in St. Blasien Aufhaltenden ist das Bleiben im ersteren fraglos mehr zu empfehlen und, wie anerkannt werden darf, für das Gebotene kein übermäßig teures. Selbstverständlich kommt die Umgegend der Bequemlichkeit der Gäste überall aufs sorglichste durch vorzüglich angelegte und erhaltene Wege entgegen, und das Albthal bietet mit seinen waldigen oder kahlen, von Straßen überzogenen Bergwänden mancherlei Schönheit. Hervorragender Art ist diese in der Nähe St. Blasiens jedoch nicht und der Aufenthalt in demselben wesentlich für „gute" Gesellschaft suchende Großstädter geeignet, deren Naturideale in Waldpromenadepfaden bestehen, welche alle nach Rom, d. h. in den Speisesaal des Kurhauses zurückführen.

Das Bedeutendste in der näheren Umgebung bietet zweifellos Höchenschwand, das auf großer, mählig, doch hoch ansteigender Fahrstraße in einer guten Stunde erreicht wird. Halbwegs, von dem Dorf Häusern (891 m) an, kürzt die „alte" Straße erheblich und gewährt, wo sie zur Höhe gelangt, einen interessanten Niederblick auf die sehr eigenartig, wie große, dichtgedrängte, graue Schuppen drunten in grüner Thalmulde zurückgebliebenen Dächer von Häusern. Nach Süden steigt zugleich auf weiter, kahler Gipfelfläche dicht vor dem Emporgeschrittenen der hohe, rotbraunbehaubte Kirchturm von Höchenschwand (1010 m), des, nach Hofsgrund, höchstbelegenen Pfarrdorfs im Schwarz-

wald, auf. Es erscheint urkundlich schon im 10. Jahrhundert als „Hachinswanda“ (die „Schwindung des Hacho“) und gab St. Blasien, zu dessen Zwing und Bann es gehörte, seinen ersten Abt „Beringer“; 1092 erbaute der Abt Uto hier eine kleine Kirche. Reste einer Burg im 12. Jahrhundert genannter „Derer von Tombruggo“ (Tomburg) befinden sich ostwärts im Wald gegen das Schwarzathal hinüber.

Das Dorf Höchenschwand erregt trotz seiner schwarzwäldlerischen Häuser einen halbnordischen Eindruck, es erscheint einem, als ob es auch in seinem Aussehen etwas Windverwehtes besitze. Mit dem Gasthaus auf dem Hochblauen ist es am meisten im Schwarzwald dem Wettersturm preisgegeben und stille Luft droben eine Seltenheit; auch das Äußere des beträchtlichen, viel als Luftkurort besuchten „Hotel und Kurhaus Höchenschwand“ redet von dem fast beständigen Windanprall, denn es legt seine Vorfenster nach der Südwestseite selbst im Sommer nicht ab. Der Aufenthalt im Hotel ist nichts für kleine Börsen; Schatten bietet die nächste Umgebung nirgendwo, doch bedarf man desselben auch in der Mittagssonne kaum. Es überrascht, die Hochfläche angebaut und Blumen- und Obstgärten um die Häuser zu finden.

Höchenschwand besitzt ein sogenanntes „Belvedere“, das nach Süden vor dem Dorf als kleiner, mit Läden umschlossener Holzturm einsam im Feld liegt; hier (auch vor dem Häuschen) entrollt sich eine alles im Gebirg übertreffende, weitest umfassende und unbehindertste Alpenaussicht. Nach Norden und Westen liegt der Schwarzwald mit zahllosen Gipfeln und Rücken übereinandergewölbt, man erkennt (wie immer) den Feldberg in langhingestreckter Linie nur an seinem Turm; eigentümlich, für die Lage auf dem Schwarzwaldhochland bezeichnend, heben sich aus der Vordergrundtiefe gen Westen und Südosten die Pfarrdörfer Urberg und Berau auf. Nur das Albthal gewahrt man, über

alle andern Südthäler geht der Blick hinweg, ohne von ihren jähen Einschnitten eine Ahnung zu gewinnen. Die Umschau von Höchenschwand vereint Lieblichkeit mit erhabenster Größe; sie ist unvergeßlich und das Kronjuwel St. Blasiens. In der Nähe des letzteren bietet auch noch der Lehenkopf mit hohem Aussichtsturm prächtige Alpenaussicht, die noch den Vorzug eines romantischen Vordergrundes hat.

Von St. Blasien führt bei dem Dorfe Häusern die von uns beschrittene Straße in das nahe Thal der Schwarza hinab und durch dasselbe nach Schluchsee, zu dem sich auch direkt von St. Blasien aus eine nähere Fahrstraße nordostwärts über die Berge zieht, wie gegen Westen ins Wehrathal nach Todtmoos. Wir folgen der im Albthal langsam weiter emporsteigenden, die sich nach einer Stunde mit der Alb selbst in zwei Arme zerspaltet, sich zur Linken nach Bernau, zur Rechten nach Menzenschwand anhebend. In ersterer Richtung erreichen wir bald die in einer weiten völlig baumlosen Hochthalmulde zwischen dem Herzogenhorn und Blößling belegene „Vogtei“ Bernau (878—925 m), seit 1173 durch eine Bulle des Papstes Calixtus III. dem Zwing und Bann einverleibt und eine der vier „Vogteien“ St. Blasiens bildend. Der Name bezeichnet schwerlich die „Bärenau“, sondern stammt, schon früh als „Bernawa“ auftretend, mutmaßlicher von einem ersten Ansiedler „Bero“ her, der sich im obersten nördlichen Thalgrunde unter dem Herzogenhorn an der Stelle des heutigen „Bernau-Hof“ niedergelassen, wo auch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Pfarrkirche stand. Seitdem erhebt sie sich auf einer kleinen Anwölbung ziemlich inmitten des Thals und der Häusergruppe „Bernau-Innerlehen“ (917 m), die ganze weite Thalgemeinde überblickend, welche, 1500 Einwohner zählend, noch in mehrere andre, eigens benannte Abteilungen, „Bernau-Kaisershaus, -Oberlehen, -Weierle, -Riggenbach, -Dorf“, zerfällt. An dem Paßübergang im Westen

zum Wiesenthal, wo sich jetzt die große Straße kunstvoll durch mächtige Bergwelt ins Prägbachthal über Präg nach Schönau-Todtnau hinunter windet, fanden oft blutige Kämpfe, im 12. Jahrhundert ein solcher der Unterthanen St. Blasiens gegen die des Bischofs von Basel statt; später auch eine mutige Verteidigung der Bauern gegen heraufdringende Franzosen.

Die Bernau bildet eines der entlegensten und eigenartig-reizvollsten Hochthäler des Schwarzwaldes. In seinem Grunde mit zahlreichen Häusern überdeckt, trägt es dennoch den Charakter vollster Gebirgseinsamkeit, im Norden von hohen, mit grauschwärzlichen Felsen und Gesteinblöcken durchsetzten Mattenköpfen überragt, auf denen Rinder-, Schaf- und Ziegenherden weiden. Ernst-heiter, mit einem großen Gesichtsausdruck blickt das Thal an, weiter gen Norden von fast unzugänglicher Waldbergwelt begrenzt; im letzten Winkel bei dem „Bernau-Hof" entspringt vom Herzogenhorn die Quelle der „Bernauer-Alb". In Bernau-Riggenbach und Bernau-Dorf haben sich freundliche Gasthäuser (Adler und Löwe) und ein Pensionshaus zu Sommeraufenthaltsplätzen eingerichtet, doch trotz der Großartigkeit des Thals macht die vollständige Schattenlosigkeit dasselbe für eine dauernde Niederlassung nicht eben geeignet.

Uns an die Gabelung der Straßen und Albursprungsarme zurückwendend, folgen wir, in engerem Thale aufwärtssteigend, nun dem nördlichen der beiden zu dem Pfarrdorf (Vorder- und Hinter-)Menzenschwand (860 und 884 m), dessen Bewohner sich hauptsächlich von der „Scheeflerei", der Verfertigung hölzerner Geräte und Schachteln, ernähren. Das Thal war ebenfalls von Anfang des Zwinges und Bannes eine Vogtei St. Blasiens; die Viehherde des Dorfes weidet größtenteils um die „Menzenschwander Viehhütte" auf dem Feldberg. Der Gasthof zum Adler mit Wasserheilanstalt wird recht gelobt und bietet den Umständen angemessenen Sommeraufenthalt in einsamster Gegend der südlichen

Feldbergwelt. Menzenschwand ist der Geburtsort des Porträt-, hauptsächlich Fürstenmalers Franz Xaver Winterhalter (1803—1873), aus dessen Hinterlassenschaft der Gasthof in Höchenschwand begründet wurde; der Name bezeichnet „den von der Winterhalde" und tritt im südlichen Schwarzwald häufig auf. Durch ein enges, rauhes Thal zwischen den Spießhörnern und der Bärhalde ziehen Weg und Bach sich nun hoch hinan weiter empor, der erstere zum Feldbergerhof, der letztere, um unfern von diesem am Südostabhang des Feldbergs als „Menzenschwander Alb" seinen Ursprung zu nehmen.

e) Die Schlücht mit Schwarza und Mettma.

Die Schlücht vereinigt sich zwar kurz vor der Einmündung der Wutach in den Rhein mit der ersteren und geht in ihr auf, stellt indes bis dorthin ein so vollselbständiges Flußsystem dar, daß sie ein Recht auf gesonderte Betrachtung in Anspruch nimmt. Bis in neuere Zeit noch eine fast weglose terra incognita, jetzt aber durch eine große Fahrstraße aufgeschlossen, bildet das mittlere Schlüchtthal ohne Vergleich das großartigste Felsthal des gesamten Schwarzwaldes, das niemand, der sich mit den Schönheiten des letzteren bekannt machen will, unbesucht lassen darf. Der gewaltige Teil des Thales erstreckt sich von der Station Thiengen bis gegen das Dorf Ühlingen und wird zu Fuß in drei, zu Wagen in zwei kleinen Stunden durchmessen.

Die Stadt Thiengen, unfern von dem Zusammenfluß der Schlücht und Wutach, wie vom Rhein, mit den Gasthöfen „Zum Ochsen" und „Zur Krone" in der engen Hauptstraße, die stets Fuhrwerk ins Schlüchtthal bereit halten, erscheint urkundlich zuerst 855 als Tingstätte „Tuoingen" und liegt wahrscheinlich an der Stelle eines römischen Ortes Tenedo oder Tenedone, der auf einer geographischen Tafel des Kaisers Theodosius I. (4. Jahrh.) einen Grenzort der „silva Marciana" auf

dem rechten Rheinufer bildete. Die stark befestigte Stadt gehörte bis gegen den Ausgang des 15. Jahrh. dem „oberen" Albgau, der Grafschaft Stühlingen an und war dann Hauptstadt des Kletgau's, ward 1499 von der schweizerischen Eidgenossenschaft erobert und verbrannt, doch von ihrem Besitzer, dem Grafen Rudolph III. von Sulz, dem Besieger der Kletgauer Bauern auf dem „Rafzer Felde" 1525, wieder aufgebaut. Später wurde Thiengen als ein „Reichskunkellehen" fürstlich schwarzenbergisch und gelangte erst 1812 durch Kauf an Baden. Es soll um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine jüdische Buchdruckerei besessen haben und beherbergt unter seinen nicht ganz drittehalbtausend Einwohnern noch viele Israeliten.

Wir erwähnen hier am besten der anderthalb Stunden südöstlich von der Stadt belegenen, mit ihr durch den Kletgaugrafen von Sulz in enger Verbindung gewesenen Burg Küssaberg oder Küssachberg, die als mächtige Ruine, weithin sichtbar von ihrer Höhe über dem Rhein herabragt. Sie erscheint 876 zuerst im Besitz eines Albgrafen Gotsbert, dann bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts in dem eines sich nach ihr benennenden Dynastengeschlechts. Mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts kam sie an die Grafen von Sulz, welche die Burg, nachdem sie ebenfalls von den Schweizern erstürmt worden, stark befestigten und ihren Wohnsitz darin nahmen. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte Küssaberg, nicht durch Feindeshand, sondern durch ihre eigene Besatzung, die bei dem Anrücken der Schweden mutlos das Schloß verließ und selbst in Flammen setzte. Die einsame Trümmerwelt desselben bietet eine herrliche Rundschau über den Oberrhein, den alten Kletgau, gegen die Alpen und den Schwarzwald.

Der Zugang von Thiengen ins Schlüchtthal zieht sich ein Weilchen noch durch Flachland bis zur ge-

deckten Schlüchtbrücke mit einem Sommeraufenthalts-platz „Bad Bruckhaus“ (375 m), das uralte Dorf Gurt-weil (Curtis villa), neben dem sich im 9. Jahrhundert schon auf der Brücke eine kaiserliche Malstätte befand, zur Linken lassend. Bald sehen zur Rechten der Straße von einem niedrigen Felshügel die überwachsenen geringen Reste der Gutenburg herab, ehmals einem gleichnamigen Geschlecht angehörig, oft umstürmt, zuletzt 1640 von dem St. Blasischen Abt Franz I. in Trümmer gelegt. Nun beginnt die Verengung des Thales, schöne Felsschroffen springen grau und nackt an den steilen, bewaldeten Wänden vor, doch der Charakter des Ganzen erhebt sich noch nicht über den der anderen Südthäler. Zinnenartig zackt sich der „Burgfelsen“ hoch in die Luft, in grauer Zeit von einem, bis auf geringste Überbleibsel verschwundenen Schloß Isenegg gekrönt; auf der anderen Seite bezeugen nur kaum wahrnehmbare Spuren noch den einstmaligen Standpunkt einer Burg Gut-Krenkingen. Dann mündet in kleiner kesselartiger Thalerweiterung bei der „Witznauer Mühle“ von Norden her die Schwarza in die Schlücht ein, die sich, von der immer in der Thalsohle verlaufenden Straße begleitet, nach Nordost umbiegt. Von hier bis zum Einfluß der Mettma, ungefähr eine halbe Stunde lang, entwickelt sich, Schritt um Schritt mehr, die überwältigende Großartigkeit des Schlüchtthals. Der festungsartig zerrissen aufgetürmte „Falkenstein“ beginnt das wilde Gemenge himmelanstrebender Felswände, unter denen der bald quer vorgelagert auftauchende, wieder verschwindende, näherrückend stets übermächtiger emporragende „Almutfelsen“ oder „Burgfelsen“ den ersten Rang einnimmt. Es ist von unten aus kaum begreiflich, daß auf dem schmalen, wolkenhohen Steingrat droben die Burg Almut gestanden, die mit einem Teil ihres Felsgrundes herabgestürzt zu sein scheint. Sie taucht im 12. Jahrhundert als Sitz der „Herren von Almut“ auf, doch Dunkel überlagert

ihre Geschichte und ihren Verfall; 1486 war sie bereits verlassen und heißt um ein Jahrhundert später „ein Burgstall, das nu lange Zeit her unerbauen und nit bewohnt ist“. Wenn irgendwo in deutschen Landen, so bietet sich hier eine Stelle für das Eichendorff'sche Gedicht:

„Und wo noch kein Wandrer gegangen,
Hoch über Jäger und Roß
Die Felsen im Abendrot hangen
Als wie ein Wolkenschloß.

Dort zwischen den Zinnen und Spitzen,
Von wilden Nelken umblüht,
Die schönen Waldfrauen sitzen
Und singen im Wind ihr Lied.

Der Jäger schaut nach dem Schlosse:
Die droben das ist mein Lieb! —
Er sprang vom scheuenden Rosse,
Weiß keiner, wo er blieb.“

Ein Versuch der Feder, die Wildheit und Übergewalt der Felsenwelt des Schlüchtthals zu schildern, ist vergeblich; wir nennen nur noch als besonders hervorragend die „Schnarswand“, den „Schwedenfelsen“ und an der Einmündung der von Norden her kommenden Mettma den zur Ermöglichung der Straßenanlage hergestellten Felsendurchbruch des „Wassertunnels“ der Schlücht. Eine hochinteressante Welt breitet sich auch nördlich auf der Höhe aus, zu der von der Witznauer Mühle aus eine Bergstraße mit mächtigen Stützmauern nach dem Pfarrdorf Berau (664 m) emporbringt, das wir schon von Höchenschwand herab wahrgenommen; besonders die Niederblicke an der Straße in den Felsenkrater des Schlüchtthals sind von einer erhabenen Schauerlichkeit. Berau besaß ein von St. Blasien im 12. Jahrhundert begründetes Nonnenkloster, das erst 1846 durch Brand verschwunden, nachdem es bis 1834 seine Insassinnen behalten. Auch ein Burgstall „Derer von Berau“, der „Heidenturm“ genannt, stand seit

dem 11. Jahrhundert bei dem weltentlegenen, bis vor kurzem von der Schlücht aus kaum erreichbaren Dorfe.

Hinter der Einmündung der Mettma vermindern sich die Schroffen und Schrunde des Schlüchtthales sehr erheblich, und dieses steigt in mählicher Hebung zur Hochfläche des oberen Albgaus hinan. Das Dorf Ühlingen (646 m), schon 816 als „Hullingun" vom Albgrafen Gotsbert an St. Gallen vergabt, liegt bereits in weiter gewellter Hochmulde, die durch nichts mehr an den eben zurückgelassenen wilden Engpaß erinnert. Sehr sauber und freundlich blickt der noch nicht lange, teilweise nach einem Brande wiederhergestellte Ort an und in ihm der „Gasthof zum Posthorn", einer der musterhaftesten des ganzen Schwarzwaldes, in seinem Zuschnitt kein „Hotel", doch von elegantem Aussehen, ansprechend im Äußern wie im Innern. Das Haus besitzt zweifellos eine bedeutende Zukunft, die es ebenso durch seine Lage über dem Eingang ins Schlüchtthal, wie durch die eifrige Beflissenheit, in jeder Richtung Tadelloses zu bieten, verdient. Nicht die Nähe der Felsenromantik allein macht den Aufenthalt dort zu einem der allerempfehlenswertesten, sondern ebenso in wenig Minuten erreichbarer Wald und die tiefe Ruhe der Hochlandsumgebung, welche von ihren Anwölbungen schönste Alpenaussicht darbietet. Ühlingen ist als Sommeraufenthaltsort noch beinahe völlig unbekannt; doch wer nach stilleinsamer Naturschönheit trachtet, wird, einmal dorthin gelangt, oft zurückkehren. Es bildet eine wirkliche Erholungsstätte für den aus dem Dunst der Großstadt Fliehenden, trotz seiner Entlegenheit bequem nach Norden und Süden durch Posten mit Bonndorf, Neustadt, St. Blasien und Thiengen verbunden.

Weiter aufwärts verliert sich das Thal auf der Hochebene des alten Albgaus; die Schlücht nimmt ihren Ursprung aus dem kleinen „Farbweiher" bei dem großen, anderthalb Tausend Einwohner zählenden

Marktflecken Grafenhausen, der, schon der früher von uns erwähnten Quelle des guten „Rothauser Bieres“ dicht benachbart, einen alten Burgsitz der Thurgaugrafen von Nellenburg bildete und ein von diesen im 11. Jahrhundert gestiftetes Nonnenkloster „Cella sanctae Fides“ besaß. Urkunden des 14. Jahrhunderts nennen den Ort „Stadt und Kloster Grafenhausen“. Die Schlücht hat von ihrem Beginn bis zur Witznauer Mühle, wo sie sich mit der Schwarza vereinigt, nur eine Verlaufslänge von 16 km und wird beträchtlich von der letzteren (30 km) übertroffen. Auch durch das unendlich gewundene Schwarzathal ist nunmehr eine Fahrstraße gebaut, die bis eine Stunde vor dem Schluchsee kaum eine Ortschaft berührt und lang durch eine der wildesten Schluchten des Schwarzwaldes hindurchführt; eine Schilderung derselben würde im Allgemeincharakter ziemlich mit der des Schlüchtthals zusammenfallen, nur sind im letzteren die Felsmassen, Kämme, Grate, Zacken und Zinnen von größerer Gewaltigkeit. Die ganze weite Strecke bietet allein bei zwei Höfen, Leinegg genannt, einen Erinnerungsplatz an vergangene Menschengeschichte, da dort mutmaßlich eine Burg der „Herren von Loneck“ oder „Laineck“ gestanden, von denen ein „Adalbert“ im 12. Jahrhundert Mönch in St. Blasien und seine Schwester Äbtissin des nahen Nonnenklosters in Berau war. Zahllose Wasserfälle und „Teufelsmühlen“ im ausgehöhlten Gestein erfüllen das Schwarzathal weiter aufwärts, bis es zu der Stelle gelangt, wo sich die Straße von St. Blasien über Häusern nach Schluchsee zu ihm hinunterzieht und eine ungeheure Felsentrümmerwelt das von hier an „Schwarzhalden“ benannte Thal überdeckt; mit zerstreuten Gehöften dehnt sich der erst im 15. Jahrhundert angesiedelte Weiler Schwarzhalden lang bis an den Schluchsee hin, aus dem die Schwarza bei Seebrugg hervorfließt. An der entgegengesetzten Nordwestecke in den See eintretend, nimmt sie ihren Beginn,

nahe dem der „Menzenschwander Alb", auf der südlichen Abdachung der Bärhalde.

Wir haben noch des Thales der Mettma zu gedenken, das mit ähnlichem Felsencharakter tief überwaldet zwischen dem der Schwarza und der Schlücht verläuft; auch die Mettma entspringt wie die letztere nahe bei Rothaus. Ihr Thalgrund selbst ist beinahe gänzlich unbewohnt, doch auf der Höhe über ihm liegen sowohl gegen die Schwarza als gegen die Schlücht altgeschichtliche Wohnstätten: Mettenberg mit eignem Adelsgeschlecht im 13. Jahrhundert — Staufen (916 m) an einem alten „Stoupher Berg" (12. Jahrhundert), dicht neben Bulgenbach, berühmt-berüchtigt als Geburtsort des obersten Führers im Bauernkriege, Hans Müllers, der als „Hans von Bulgenbach" zu Laufenburg enthauptet wurde. Auch Buggenried (907 m; i. J. 1276 Bucginrute) und Brenden (898 m) mit altem Silberbergwerk sind frühe Ansiedlungen; zwischen ihnen hin schäumt in der Tiefe die Mettma. Bei Riedern am Wald stiftete das 12. Jahrhundert ein Mönchs- und ein Nonnenkloster; von der Bergwandung eines Seitenthälchens in der Nähe der „Lochmühle" sieht die kleine Ruine der Burg Mandach herab, mutmaßlich ursprünglich ein Schloß der „Herren von Ühlingen", seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verfallen. Unweit südlich von ihm schäumt die Mettma aus ihrer Felsenenge in die Schlücht.

f) Die Steina.

Lang vom obersten Hochland (1042 m) des alten Albgaus zwischen der Schlücht und Wutach herabfließend, mündet die Steina oder „Steinach" ebenfalls unweit von Thiengen in die letztere ein. Sie schlängelt sich, gleich der Schwarza, in zahllosen kleinen Krümmungen; ihr Unterlauf bis zum Dorfe Detzeln (844

Tetzelheim) durchzieht ein flaches Thal, dann folgt bis Untermettingen (871 Mettigun) eine schluchtartige, unbewohnte Strecke, ein enges Waldthal begleitet den ganzen Oberlauf über Steinabad hinauf fort. Unfern von Detzeln liegen bei dem Dorf Krenkingen auf waldiger Höhe die Trümmer der gleichnamigen Burg, eines der Schlösser des schon im 11. Jahrhundert auftauchenden Freiherrngeschlechts von Krenkingen, das noch drei andere Burgen in der Oberrheingegend besaß, das schon erwähnte „Gut-Krenkingen" im Schlüchtthal, „Alt-Krenkingen" in der Hegaustadt Engen und „Neu-Krenkingen" oder „Weißenburg" bei Weisweil (Bahnstation Erzingen zwischen Thiengen und Schaffhausen) im Kletgau. Das große Dynastengeschlecht „derer von Creinkingen", schwäbischer Herkunft, erlosch im 15. Jahrhundert; von einem Ritter desselben, der von seiner Stammburg über dem Steinathale in die Stadt Thiengen hinunterzog, berichtet die Sage, er sei in letzterer auf einem Stuhl vor dem Rathause, nur leicht sein Barett lüftend, sitzen geblieben, als Friedrich Barbarossa mit großem Gefolge an ihm vorübergekommen. Auf die verwunderte Frage des letzteren, wer der unhöfische Mann sei, habe er dann erwidert: „Ich bin der Freiherr von Krenkingen, dieses Ortes Herr, trage weder vom Kaiser, noch von sonst einem ein Lehen, bin frei an Leib und Gut. Ich habe vor dem Kaiser den Hut gezogen, mehr bin ich nicht schuldig." Friedrich soll, über diese stolze Antwort erfreut, dem Sprecher das Recht zuerteilt haben, Goldmünzen mit dem kaiserlichen Bildnis zu prägen, und die Bürger von Thiengen nahmen den Stuhl des Freiherrn in ihr Stadtwappen auf.

Die Burg Krenkingen soll schon von Rudolph von Habsburg zerstört worden sein; um fast drei Stunden weiter aufwärts durch die unwirtlich-wilde Einsamkeit des Steinathales unter dem uralten Bettmaringen (11. Jahrhundert Betimaringa) vorüber, in welchem man

nach einer Erwähnung des Ammianus Marcellinus den Wohnsitz eines alemannischen Heerführers Vedimar aus dem 4. Jahrhundert vermutet, gelangen wir zu zwei anderen Ruinen, welche gewöhnlich die „Roggenbach-Schlösser“ genannt, im 13. Jahrhundert gleichfalls in den Besitz derer von Krenkingen gerieten. Unweit der Stelle, wo von Westen her das kleine Thal des „Erlenbach“ in das der Steina einmündet, ragen, sich benachbart, die Trümmer der Burgen Steinegg und Roggenbach aus Walddickicht auf, die erstere mit einem, die andre mit zwei unter sich durch Gemäuer und ein Zwischenthor verbundenen Bergfrieden; im Volksmunde der Umgegend heißen diese beiden „Grüningen“ und „Weißenburg“ (von den Krenkingen-Weißenburg her). Die ersten Inhaber waren, im 13. Jahrhundert, wie es scheint, erloschene Zähringer Dienstmannen „von Rockinbach“; das Schloß ward 1438 von St. Blasien zerstört, durch „Ital Johann von Weißenburg“ jedoch 1443 wieder aufgebaut und fiel später dem Bauernkrieg zum Raube. Ebenso die Nachbarburg Steinegg, bis zum 13. Jahrhundert von einem gleichnamigen Geschlecht bewohnt. Die Wege zu den Roggenbach-Schlössern sind gut begehbar hergestellt und der Zugang zum „Weißenburgturm“ vermittelst einer Leiter zu erklettern, doch geht die Aussicht von ihm nur über endlose Waldhöhen hin.

Wieder ein Stündchen weiter aufwärts liegt das in neuester Zeit oft als Sommeraufenthaltsort genannte Steinabad (726 m), aus einer „Steinamühle“ daneben zum Luft- oder, wie es sich betitelt, „Waldkurort“ erwachsen. Die Lage desselben ist diejenige am oberen Anfang eines engen Schwarzwaldthales, d. h. waldige Berglehnen sogleich links und rechts, aussichtslos und bedrückt. Das Haus, nicht groß an Umfang, doch freundlich, macht nach vorn einen Schweizerstilversuch; eine „Altdeutsche Bierstube“ gegenüber mit grausamen Wandreimen macht durch ihre Benennung

einen drolligen Eindruck. Dies scheint indes ein Tribut an unsere Zeit; sonst bietet Steinabad noch keine modernste Verkünstelung. Alles in allem aber ist es ein bischen langweilig, wie ein zu braver Mensch, und man befindet sich dort der Thalengnis halber mit den Mitgästen ein wenig stark „auf Zeit verheiratet“.

Von Steinabad wenden wird uns auf schönem, vortrefflich gehaltenem Waldwege, eine Viertelstunde ziemlich stark ansteigend, nach Osten und erblicken, aus dem Wald hervortretend, auf der weiten baumlosen Hochfläche des oberen Albgaus nah vor uns die stattliche Häusermasse der Stadt Bonndorf (848 m).

Es ist zugleich überraschend und befreiend, wenn man aus dem engen Waldgrund der Steina hierher emporgelangt, und einmal auf dieser Höhe hinschreitend, erträgt man das Eingesperrtwerden drunten in den Thälern kaum mehr. Die gewellte Hochfläche trägt schon ganz den Charakter der Baar, von der, eine Stunde gegen Norden, der Mittellauf der Wutach den Albgau scheidet; nach Süden steht jedes Haus von Bonndorf gewissermaßen mit den Alpen auf du und du, lebt in einer eignen Weise, wie kein andrer Ort, gleichsam „ebenerdig“ mit ihnen und sagt ihnen aus jedem Fenster „guten Morgen“, d. h. wenn ein guter, heller Morgen ist. Das Vollendetste darin bietet der ein Viertelstündchen östlich von der Stadt leicht anschwellende, von zwei alten, hohlstämmigen Linden gekrönte „Lindenbühl“ oder „Lindenbuck“ (900 m), auf dem sich unter einem Pavillondach eine Orientierungstafel befindet. Der Rundblick von hier über die Baar und den Albgau, im Süden die ganze Alpenkette umfassend, im Westen vom hügelartig erscheinenden Schwarzwald, im Osten von den „Wutachbergen“ Eichberg und Buchberg und vom hohen Randen begrenzt, ist zauberhaft großgewaltig; die Umschau kann sich kühn neben diejenige von Höchenschwand stellen, ist noch

„intimer“ und die am mühelosesten zu Fuß erreichbare des ganzen Schwarzwaldes.

Bonndorf mit 1500 Einwohnern wird erst im 14. Jahrhundert genannt, die im Winter höchst rauhe Höhenlage hielt vermutlich lange von einer Ansiedlung ab; im Anfang erscheint dort ein Zähringischer Orts-Lehensadel im Besitz, dann das benachbarte Geschlecht „derer von Blumegg“; später wechselte die „Grafschaft Bonndorf“ vielfach ihre Herren, bis sie 1612 an St. Blasien fiel. Die Stadt war Sitz des St. Blasischen „Hoch- und Blutgerichts“, das bis 1794 auf dem „Galgenbuck“ (an der Wutach) geübt wurde. Darauf bezieht sich eine Zuthat in ihrem eigenartigen, aus drei grünen Hügeln mit Bohnenstauden bestehenden Wappen; die letzteren deuten auf die früher vermittelst Bohnen veranstaltete Schultheißenwahl hin. Über den Hügel befinden sich ein Anker und „fasces“ als Zeichen des Blutbanns und im mittleren ein Glöckchen, dessen Einfügung von einer Sage herstammt, nach der sich einmal ein Fräulein von Tannegg hier oben im Schneegestöber einer wilden Winternacht verirrt, doch durch den Schall der Gebetglocke des (1402 gestifteten) Bonndorfer Paulinerklosters gerettet worden. Sie begabte das letztere mit einem 1827 bei einem Brande verschwundenen Silberglöckchen. Feuersbrünste verheerten die Stadt außerdem 1810 und 1842, auch die vierhundertjährige „St. Peter und Paulskirche“ des Klosters vernichtend, sodaß der Ort heut noch ein vollständig neues Aussehen besitzt. Zu dauerndem Sommeraufenthalt ist er wegen seiner schattenlosen Umgebung nicht wohl geeignet, doch dem Einkehrenden bietet der große Gasthof zur Post (Hirsch) gediegenste und gedeihlichste Unterkunft; auch der Gasthof zum Kranz ladet, sehr freundlich anblickend, zum Besuch ein; ebenso, am Wege nach Steinabad, Hotel Waldeck.

Die Stadt bildet einen Kreuzungspunkt nach allen Richtungen von ihr ausstrahlender großer Straßen und besitzt Postverbindung nach Thiengen, Titisee, Donau-

eschingen, sowie nach der Bahnstation Weizen im unteren Wutachthal, von wo sie am schnellsten, in starken zwei Stunden, erreicht wird. Auf der Hochfläche um Bonndorf in dem von der Wutach um dieses geschlungenen Halbkreis liegen viele sehr alte Ortschaften: Gündelwangen, dessen „Liebfrauenkirche" schon im 12. Jahrhundert in einer päpstlichen Bestätigung erscheint — Münchingen, anfänglich ein „Mönchhof", mit Spurresten eines Schlosses „Guggelsberg" in der Nähe — Ewatingen, 816 „Ekipetingun", später Sitz „derer von Egbotingen" auf einem 1370 von den Schaffhausern zerstörten Schloß, im Bauernkrieg ein Hauptsammelplatz der Aufständischen; ein nachmaliges St. Blasisches Schloßgebäude aus dem 15. Jahrhundert mit dem Wappen der Abtei an der Vorderseite steht noch als Privateigentum im Dorf — schließlich an der Straße nach Weizen Brunnadern, wo alte Suevengräber gefunden, und Schwaningen, schon in einer Urkunde Kaiser Konrads I. 912 als „Scueininga" genannt. Hier befinden wir uns bereits überall im Gebiet der mittleren Wutach.

g) Die Wutach.

In alten Urkunden „Wota" genannt, bildet sie mit einem Lauf von 112 km, die Kinzig noch um 16 km übertreffend, den längsten, eigentümlichsten und zum größten Teil nicht nur im übrigen Deutschland, sondern selbst in Baden am wenigsten bekannten Fluß des Schwarzwaldes. Wir haben sie schon öfter angetroffen, wie sie, in einer Höhe von 1113 m aus dem Feldsee entspringend, als „Rothwasser" und „Seebach" ostwärts zum Titisee fließt, aus diesem als „Gutach" wieder hervortretend, sich gegen Nordosten wendet, den Hochfirst umkreisend bei Neustadt den Lauf nach Südosten zurückdreht und unter der Höhe von Kappel vorüber, sich in die Hochfläche der Baar eingrabend, als

„Wutach" grade östliche Richtung fortsetzt. Diesen Namen nimmt sie von der Stelle an, wo von Lenzkirch her die Haslach in sie einmündet und sie das Gneis-Granitgebiet des Schwarzwaldes verläßt, um auf den Buntsandsteinboden der Ostabdachung desselben überzugehen. In diesen, der sich weniger widerstandsfähig erwiesen, hat sie sich tief und tiefer hineingefressen, und in ihrem weiteren Verlauf finden wir ein im untersten Grunde nicht durch Faltung entstandenes, sondern durch Wassererosionskraft ausgehöhltes Thal, das, nicht von so ungeheuren aufragenden Schroffen und Graten eingefaßt, im ganzen weniger „romantisch" als die übrigen Südthäler, doch dafür nach manch andrer Richtung desto merkwürdiger und interessanter ist.

Wir beginnen die Wanderung an der Wutach entlang von der „Kappler Höhe" aus, nur selten indes vermögen wir eine kurze Strecke an ihrem Flußbett selbst fortzuschreiten, sondern müssen uns da und dort mit Niederblicken in dasselbe begnügen. Das mittlere Wutachthal besitzt keine Straße, wird nur an drei Stellen von einer solchen überkreuzt; zuweilen führt sogar kein Fußweg durch die ungangbare Steilschlucht, die ein gewaltiges Verkehrshemmnis zwischen die Baar und den Albgau einschneidet. Auch oben an den Thalrändern ziehen sich keine Pfade entlang, weil zu viele kleine, schroff abstürzende Seitenthäler unübersteigbar einmünden. So bildet die Tiefkluft der Wutach zumeist eine nie betretene, unbekannte Welt.

Wir schauen in diese zunächst von der linken Uferhöhe hinunter bei dem Gündelwangen gegenüber belegenen Dorfe Göschweiler (831 m), schon 850 als „Cozcerisvilare" erwähnt. Hier zweigt sich ein tief niedersteigender Übergang über den Fluß ab, an dem auf der Felswand die Trümmer der Burg Stallegg liegen, im 13. Jahrhundert „denen von Stahelegge", mit den Rittern von Blumberg nahe verwandt, später

den letzteren gehörig. Ein wenig unterhalb an der Wutach erheben sich auf dem „Nägelefelsen" die Reste der im 14. Jahrhundert erbauten Burg Neublumberg, im Volksmunde das „Räuberschlößle" genannt. Die Thalwände fallen hier, wie am ganzen Bett der mittleren Wutach, über 200 m senkrecht ab, drunten schäumt in düstrer Tiefe „der schwarze Waldstrom" über wildes Geblöck, von zahllosen hinuntergestürzten, weißschimmernden, modernden Tannenstämmen wie umkränzt; das Wutachthal besitzt hier, im Verein mit den beiden Ruinen, seine größte malerische Wirkung.

Eine halbe Stunde abwärts überschreitet bei der den ganzen Winter hindurch sonnenlosen „Schattenmühle" auf eiserner Brücke die Straße von Löffingen nach Bonndorf die Wutach. Von beiden Orten herkommend, besonders vom ersteren aus, ahnt man auf der Hochfläche nicht, daß man zwischen ihnen eine fast tausend Fuß tiefe Schlucht zu überwinden hat; kunstvoll schlängelt die Straße sich in den Abgrund nieder und wieder empor. Nördlich und südlich von diesem Übergang liegen auf der Höhe die Dörfer Reiselfingen (1218 Risoluingin) und Boll; von beiden führen schöne Waldwege in einer halben Stunde und kürzer tief hinab in das drunten an der Wutach belegene Bad Boll (620 m), das sich aus kleinen Anfängen neuerdings zu einem größeren, sowohl „behaglich" als „komfortable" eingerichteten Bad- und Luftkurort heraufgehoben hat. Seine Lage in dem jäheingeschnittenen, prächtig bewaldeten Felsschlund, dicht unter einem 50 m hohen, schmalen Wasserfall des „Mühlbachs" kann in Wirklichkeit romantisch benannt werden, und trotz tiefster Weltabgeschiedenheit zeigt es sich der Nacht in elektrischem Lichtgewand.

Auf steiler, bewaldeter Höhe des rechtsseitigen Ufers finden sich über dem Bade im Dickicht die Trümmer der Burg Tannegg, Mauerteile und der Rest eines Rundturmes, vom Ausgang des 11. Jahrhunderts im

Besitz der „Herren von Tannegg", die schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts erloschen und einem gleichbenannten Dienstmannenadel Raum gemacht zu haben scheinen, welcher drei schwarze Hügel mit drei Tannen darauf im Wappen führte. Dann kamen Burg und Herrschaft Tannegg an die Herren von Blumberg und später an die von Blumegg, noch mannigfach die Besitzer fortwechselnd, bis sie im Anfang des 17. Jahrhunderts in den Besitz St. Blasiens überging. Tiefer unten über der Wutachschlucht, am Fußwege vom Bad zum Dorfe Boll ragt trotzig aus dem Wald ein hoher, turmloser Mauerrest der Burg Boll empor, im 13. Jahrhundert „Rittern von Boll", Dienstmannen der Freiherren von Krenkingen, angehörig. Sie starben vermutlich im 14. Jahrhundert aus, und ihr Besitz ging an die Blumegger von Tannegg über, welche die Burg hinfort „Neu-Tannegg" und ihr höher droben belegenes Schloß „Alt-Tannegg" hießen. Über die Zeit der Zerstörung oder des Verfalls beider Burgen ist nichts bekannt; wahrscheinlich ging Schloß Boll im 15. Jahrhundert durch teilweisen Niederbruch seines Felsgrundes unter.

Vom Bade Boll oder vielmehr seiner eine kleine halbe Stunde nach abwärts belegenen „Fischzuchtanstalt" bis zur „Wutachmühle" ist das Flußthal eine dritthalbstündige Strecke nach Osten lang vollkommen weglos und nur bei niedrigem Wasserstande durchgehbar oder vielmehr durchwatbar. In zahllosen kleinen und kleinsten Krümmungen biegt hier die Wutach hin und her, hat sich, Höhlen und Grotten schaffend, tief in ihre senkrechten Kalkgesteinwandungen hineingegraben und verschwindet dazwischen stellenweise fast ganz in den gleichfalls unterhöhlten Boden hinunter, um weiterhin wieder aus Löchern und Spaltungen desselben heraufzutauchen; es ist dies der sogenannte Baarlauf der Wutach. Zu beiden Seiten vermag man an der nicht wahrnehmbaren Schlucht nur in ziemlich

weitem Abstand auf der Höhe entlang zu kommen, im Norden von Löffingen-Reiselfingen über Bachheim (838 Phacheim), im Süden von Bonndorf-Boll über die schon genannten Dörfer Münchingen und Ewatingen. Vom letzteren zieht sich die neuangelegte, alljährlich kostspieliger Nachbesserung bedürftige Kunststraße nach Donaueschingen in den Thalschlund nieder, den sie bei der „Wutachmühle" überkreuzt, wo aus Norden her die Felsthäler der vereinigten Mauchach und Gauchach mit dem der Wutach zusammentreffen. Hier, zwischen Döggingen und Unadingen, kreuzt die neue, im Bau befindliche Eisenbahn von Neustadt nach Donaueschingen, bezw. Hüfingen, in großem Bogen die genannte Straße und die beiden Nebenflüsse der Wutach. Wir haben die Bahn bereits als Fortsetzung der Höllenthalbahn an betreffender Stelle erwähnt.

Es ist dem Wanderer, der sich in diese entlegene, seltsame Welt hineinbegiebt, nicht Schöneres anzuraten, als das kleine Büchlein „Juniperus" von Scheffel mit sich zu tragen und dasselbe hier, wo es zum großen Teil handelt, mit offenem Blick und Verständnis zu Rat zu ziehen; nichts vermag den schon an sich eigenartigsten Reiz der Gegend noch mehr zu erhöhen. Von der Wutachmühle führt die Straße im veränderten, erweiterten Thalgrund über das kleine, uralte Dorf Aselfingen (802 Asolvingas) rasch nach dem Pfarrdorf Achdorf (775 „Thiotfrit von Ahadorf").

«Tunc per rupes prominentes
Et convallia descendentes
Scisne, quo tetendimus?
Septus hortis et pometis
Portus adnuit quietis
Achdorf, pagus rusticus.»

„Dort hielt ein wackerer Vogt das Zeichen des Wirtes ausgesteckt an seinem Steinhaus; der hatte eine Tochter mit krausem Haar und lieblichem Lächeln und

fand sich bei ihm allezeit ein frischer Labetrunk Weines, fröhliche Gesichter, Reigentanz und bäuerlicher Hoppaldeia um die Linde."

«O dulcissimam tabernam
O rosaceum pincernam.
Rusticas delicias.
Vinum tilia sub frondosa
Haurit filia graciosa,
Marigutta-Springmitdemglas!»

Gleich, wenn man von Aselfingen her in Achdorf hineintritt, begrüßt vor dem „Gasthaus zur Linde" die „tilia frondosa", an der eine Tafel die obige, von Scheffel selbst so ins Deutsche übertragene Strophe darbietet:

„Süß winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspaß;
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmucksten Kinde:
Marigutta-Springmitdemglas!"

Interessant ist, daß Scheffel den ihr beigelegten Zunamen unverkennbar einem im Dorf vorhandenen entnommen, denn ein Haus zeigt die Aufschrift „Johann Springinsglas". Erwähnen wollen wir bei diesem Anlaß noch, daß nördlich von Achdorf zwischen Hüfingen und Donaueschingen dicht am letzteren das Dorf Allmendshofen (Almishoven, Almashofen) liegt, auf dessen Ritterhof im Donauried um der schönen „Almishofer Blume", der krausköpfigen Rotraut willen die Tragödie des „Juniperus" ihren Beginn nimmt.

Schon weither vom Hochland der Baar und des Albgaus gewahrt der Blick im Osten zwei gleichgeformte kleine Berge mit steilem, westlichem Abfall und einer Einsattlung zwischen ihnen, den Eichberg (nördlich) und Buchberg (südlich). Sie sind Ausläufer eines Gebirgszugs, den sie mit dem weiter noch gegen Norden vorgeschobenen „Fürstenberg" (Gebiet der Schwarzwald-

bahn) verbinden; südwestlich dicht unter ihnen liegt Achdorf, bei dem die merkwürdige rechtwinklige Umbiegung der Wutach nach Süden stattfindet und dadurch dem kleinen Ort auch geologisch ein höchstes Interesse verleiht. Hier floß in unbekannter Vorzeit die Wutach zwischen Eichberg und Buchberg hindurch weiter nach Osten, um sich in die Donau zu ergießen; deutlich erkennt man droben in ihrem alten Bett noch das Granitgeröll, das sie vom Hochfirst her mit sich fortgerissen. Bei ihrer jetzigen Wendung gegen Süden aber traf sie auf das weiche Jurakalkgestein der Hohen Randen-Region und nagte sich allmählich in dasselbe ein neues Bett ein, durchbrach es zuletzt vollständig und gelangte derartig zum Anschluß an den Rhein. Achdorf liegt 541 m, der Sattel zwischen den Bergen dagegen 705 m hoch, sodaß die Wutach ehemals um 164 m höher geflossen sein muß, als heut, wie sie noch in einem verhältnismäßig flachen Rinnsal über die Baar herabkam. Erst als sie sich im Buntsandstein und Kalk derselben einen immer tieferen Schlund ausgehöhlt, wuchs ihr die Kraft, dieses Durchgraben in südlichem Umbug fortzusetzen, und seitdem verödete ihr altes Bett hoch droben nach Osten, wo sich auf der Höhe noch ein Weiher vorfindet, dessen Wasser als Aitrach östlich zur Donau und als „Schleifbach“ in vielen kleinen Stürzen westlich, bei Achdorf mündend, zur Wutach abfließt, dergestalt eine, wenn auch schmale, doch ununterbrochene Wasserverbindung zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer vermittelnd. So scheint die Sache wenigstens; neueste Untersuchungen sollen dagegen ergeben, daß die Aitrach ein weniges weiter östlich (aus Torfwiesen beim „Zollhaus“) entspringt und jener Weiher um 1½ m tiefer als ihr Beginn liegt. Doch bleibt auch so die erwähnte Wasserstraße, freilich minimalster Art, durch eine, mit einer Stellfalle versehene Grabenleitung hergestellt.

Über der Waldschlucht des genannten Weihers ragt

hoch ein Mauerrest der Burg **Blumberg** auf, ursprünglich Stammsitzes eines gleichnamigen Geschlechts, dann den „Herren von Randegg“ gehörig, deren Schloß auf dem Südabhange des Hohen Randen stand (überall in dieser Gegend tritt bei dem Burgnamen die Endung „egg“ von der Lage an Felsenecken auf). Blumberg, später fürstenbergisch, ward im Dreißigjährigen Kriege zerstört; bis zum Jahre 1873 lag unweit von der Burg auch ein Städtchen Blumberg, das, damals völlig niedergebrannt, nur mit wenigen dörflichen Häusern wieder aufgebaut worden.

Die Fußwege im Wutachthal sind fast überall bedenklicher Natur, besonders wenn nicht längere Dauer hindurch Trockenheit geherrscht, doch wir wollen, auf den Himmel bauend, Mut fassen, den weiteren, zwei Stunden langen Abweg von Achdorf nach Grimmelshofen nicht über die rechts- oder linksseitigen Uferhöhen der Wutach, sondern durch den Thalschlund derselben zurückzulegen; jedenfalls betreten wir damit einen der sonderbarsten, jetzt fast einzigartig gewordenen, oft nur einer Wildspur gleichenden Pfad des Schwarzwaldes. Eine halbe Stunde lang führt er noch als schmaler, halsbrecherischer Fahrweg unter dem Buchberg hin durch das ziemlich weite, sonnige Thal nach dem östlich über dem Wutachgrunde belegenen Dorf **Füetzen** hinauf; wir biegen nach der erwähnten halben Stunde von dem Achdorf-Füetzener Fahrwege zur Rechten hinunter an die „Mogernmühle“, das letzte Haus im Wutachgrund bis Grimmelshofen ab, plötzlich verengt das Thal sich wieder, senkrechte, ungeheure Kalksteinwände steigen, nur schmalen Spalt zwischen sich lassend, rechts und links auf, und die Wutach schäumt über Alabastergeblöck hindurch. Indes nur selten gewahrt man das Schimmern der weißgrauen Schroffen, eine grüne Wildnis überwuchert und verschlingt alles, die Felsmauern, den Fluß, häufig den dichtverwachsenen, auf langen Strecken kaum schuhbreiten Pfad. Dann

und wann fällt die Mittagssonne in eine winzige Lichtung, die ein Stückchen Himmelsblau erblicken läßt; rote Erdbeeren und Himbeeren leuchten am Wegrand, um den sich nach ihnen Bückenden stiebt plötzlich eine golbraun- und silbern-funkelnde Wolke von Perlmutterfaltern auf, gleich einer verzauberten Prinzessin segelt, prachtvoll schillernd, eine Iris dazwischen und umgaukelt neugierig den Eindringling in ihr weltentrücktes Bereich. Wahrscheinlich sieht sie zum erstenmal einen Menschen, denn kaum je betritt ein Fuß diesen Pfad; fast unglaublich erscheint's, daß einmal in der Wildnis zur Linken von der jähen Wand ein Steig herabkommt, auf einem Brückensteg die Wutach überkreuzt und jenseits die Höhe wieder erklimmt. Wozu, woher und wohin? Da öffnet sich kurz der Blick, und man gewahrt, es ist der Weg, auf dem einst von drüben her Diethelm von Blumenegg und Gottfried von Neuenhewen in den Wutachschlund hinuntergeklettert sein müssen, um auf dem hinter uns liegenden Pfad nach Achdorf zu gelangen, und auch ihr Schöpfer Juniperus-Scheffel ist manchmal hier durch diese Einsamkeit mit kräftigem Fuß durchgebrochen. Der quer über den tiefen Einschnitt hinführende Steig aber kommt vom Dorf Füetzen herab, um dies drüben und droben nach Westen mit dem Dorf Blumegg zu verbinden. „Du Aff! Stand still und gaff!" redet es von der Wand eines Hauses in ihm.

Wir haben der Burg Blumegg, früher, wie bei Scheffel, auch „Blumenegg" genannt, und ihrer Inhaber schon mehrfach Erwähnung thun müssen. Cementreste des Schloßfelsens weisen auf einen römischen Wartturm hin; die „Herren von Blumegg", mit denen „von Blumberg" nahverwandt, bildeten ein bereits im 10. Jahrhundert benamtes, doch erst im 13. urkundlich beglaubigtes, zu den mächtigsten zählendes Dynastengeschlecht des Albgaus, das die Herrschaften von Blumegg, Blumberg und Lenzkirch vereinigte. Zweiglinien besaßen Grundherrlichkeiten auf der Baar, im Kinzig-

thal und Breisgau. Manche von ihnen genossen den Ruf üblen Raubgezüchts, der Grausamkeit und Rachsucht. Von 1372—1450 saßen zwei Brüder von Blumegg auf der Burg Wißneck im Dreisamthal, von denen einer, wie schon berichtet, den St. Märgener Abt, Johannes II., bei Mördingen erschlug; als 1390 die ihnen benachbarte Raubburg Alt-Falkenstein im Höllenthal durch die Stadt Freiburg zertrümmert wurde, leisteten sie der letzteren für ihre gefangenen Freunde von Falkenstein Bürgschaft. Auch verräterisch und treulos erwiesen sich bei andren Anlässen Angehörige des Geschlechts, das 1577 mit Gregor Gaudenz von Blumegg ausstarb. Im Jahre 1432 kam die Stammherrschaft, deren Besitzer schon weit früher erloschen, an das Kloster St. Blasien.

Man erreicht Blumegg bequem auf gutem Wege von Ewatingen und Achdorf-Aselfingen aus, wir folgen unserem noch lange gleichartig verbleibenden Pfad im vielgekrümmten Wutachschlunde weiter nach, bis dieser sich plötzlich lichtet, verbreitert und — ein überraschendes Bild — die Eisenbahnbrücke „beim Blumegger Weiler" vor uns aufragt und sich turmhoch über die Wutach spannt. Unmittelbar hinter ihr, zur Rechten, gähnt das schwarze Portal des hier tief unter den Wutachflühen des rechten Thalhangs durchgebohrten Kehrtunnels. Bald haben wir das Dorf Grimmelshofen erreicht, dem wir später auf unserer Eisenbahnfahrt noch einmal begegnen. Von hier abwärts verliert das Thal der Wutach seinen landschaftlich interessanten Charakter, und es entgeht uns nichts, wenn wir seine Bilder vom Fenster des Eisenbahnzuges aus an uns vorübergleiten lassen. Ehe wir uns jedoch diesem unteren Teil des Thales zuwenden, wollen wir eine kurze Darstellung des oberen Gebietes der neuen „strategischen Bahn", gewissermaßen als Einschaltung in diesen Abschnitt, versuchen.

Die Linie Oberlauchringen-Hintschingen, oder besser

nach den Endpunkten ihres Betriebs Waldshut-Immendingen, ist die wichtigste der in neuerer Zeit (1887—1890) im südlichen Baden auf Veranlassung der deutschen Reichsregierung hergestellten Eisenbahnverbindungen, deren Zweck es ist, militärische Bewegungen an der Südgrenze des Reichs auf ununterbrochen durch deutsches Gebiet laufenden Geleisen zu ermöglichen. Früher war dies nicht durchführbar, da die badische Oberrheinthallinie sowohl bei Basel als bei Schaffhausen größere Strecken schweizerischen Gebietes durchfährt. Erst mit der Erstellung der neuen Strecken Leopoldshöhe-Lörrach, Schopfheim-Brennet und Oberlauchringen-Hintschingen, den sogenannten strategischen Umgehungsbahnen, ist eine durchweg auf deutschem Boden liegende Bahnverbindung längs der Schweizergrenze geschaffen worden.

Da für die Beförderung schwerer Militärzüge über eine Steigung von 1 : 100 nicht hinausgegangen werden sollte, so ergab sich für die in gerader Linie bloß 9½ Kilometer lange Strecke von Weizen bis Station Zollhaus auf der Wasserscheide eine Verteilung der Steigung auf die Länge von 25½ Kilometer, also auf fast das Dreifache der geraden Entfernung, um den 231 Meter betragenden Höhenunterschied zwischen diesen beiden Orten zu bewältigen. Es ist klar, daß diese Verhältnisse starke Schlangenwindungen der Bahnlinie und bedeutende Anlagen von Tunnels und Thalübergängen mit sich bringen mußten. Die Bahn beschreibt denn auch auf der genannten Strecke drei große offene Schleifen („Kehren“) und eine als Kehrtunnel unterirdisch verlaufende Spirale; die Gesamtlänge der sechs Tunnels beträgt über 4½ Kilometer, beinahe die Hälfte der direkten Entfernung Weizen-Zollhaus, und die Gesamtlänge der (4) größeren Überbrückungen etwa 850 Meter.

Den von Immendingen her Kommenden führt der Zug auf dem Geleise der Schwarzwaldbahn noch ein

Stück der Donau entlang, am Dörflein Zimmern vorbei; wir überschreiten dieselbe und zweigen bei der Station Hintschingen in südwestlicher Richtung von der Schwarzwaldbahn ab. Bei Kirchen-Hausen verlassen wir die Donau und treten in die flache Thalmulde ihres Nebenflüßchens, der Aitrach, ein. In schwacher Steigung geht's weiter thalauf, es folgt Aulfingen (770 Auwolvinca), ein uralter Ort mit Römerspuren, und nun wird von hier an das breite, von flachen, bewaldeten Höhenzügen eingefaßte Thal immer einsamer und einförmiger. Wir passieren die Station Leipferdingen, bei welcher links zurück in einem Seitenthälchen das alte Pfarrdorf gleichen Namens, das schon 778 urkundlich erwähnt ist, liegt. Gleichfalls von der Bahn abgelegen, erscheint dann links hinten im Wald, in einem vom Randen sich herabsenkenden flachen Hochthälchen, das Pfarrdorf Riedöschingen.

In immerfort einsamem, flachem Thalgrund geht es weiter. Rechts in einem engen Seitenthal zeigt sich das Dörfchen Hondingen und darüber der stattlich aufragende Kegel des Fürstenberg, den wir schon früher im Gebiet der Schwarzwaldbahn kennen gelernt. Das Thal der Aitrach verbreitert sich; am Steppacherhof (zur Linken), einer alten Niederlassung (Stetibach), und am schwarzen Boden frischangestochener Torfmoore, das „Ried" genannt, vorüber, wo die Quellen der Aitrach zu suchen sind (vgl. S. 374), erreichen wir bei der Station Zollhaus-Blumberg den Scheitel der Bahnlinie (702 m) und damit die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein. Nach Westen zu, über die Hochflächen der Wutachufer weg, kommt die Kuppe des Feldbergs zum Vorschein. Früher herrschte bei dem Zollhaus großer Frachtverkehr; die Straße von Schaffhausen zog damals, aber östlich von der jetzigen, über Hondingen am Fürstenberg vorüber nach der Baar.

Von hier ab befinden wir uns im Wassergebiet der Wutach und des Rheins, und thalab beginnen hier die

Windungen und Schleifen des Schienenwegs, die uns beständig von einer Richtung in die andere werfen und gewissermaßen im Kreise drehen. Aus westlicher Richtung biegen wir südlich, durchfahren am östlichen Buchbergabhang den 805 Meter langen Buchberg- oder Wasserscheidetunnel und genießen beim Ausfahren, aus den Fenstern der rechten Zugseite, an der sogenannten Wannsteig einen überraschenden und umfassenden Blick auf die Landschaften gegen den Randen und das Wutachthal hin, die wie eine Reliefkarte vor uns liegen; über den fernen Höhen rechts vom Randen steigt weißes Gipfelgezack der Alpen empor; die Orte Epfenhofen und Füetzen, beide von ihren großen Eisenbahnviadukten überragt, liegen malerisch in den Mulden, und Blumegg mit seinem Kirchturm grüßt uns freundlich über die Wutachkluft herüber. Die Bahnlinie aber schraubt sich von Füetzen herauf in großen, ohne Karte kaum in ihrem Zusammenhang erkennbaren Krümmungen zu uns her. Nun rollt der Zug über den langen und geschmackvollen Biesenbachtobel-Viadukt, der, mit seinen sechs eisernen Pyramidenpfeilern und den darüber liegenden sieben abwärtsgeschwungenen Tragbogen, in einer Gesamtlänge von ca. 260 Meter und in einer Höhe von ca. 20 Meter den Tobel überspannt, und umkreist auf der obersten Schleife der Bahn, nach Westen und Norden umdrehend, hoch über die Dächer weg das freundlich in eine Randenmulde gebettete Dorf Epfenhofen. Kurz vor dem Einbiegen in die hochgelegene Station geht's über den imposanten Epfenhofer Viadukt, den größten der Bahnlinie. Wieder westlich gewendet umfahren wir die obersten Rinnsale und Mulden des nach Füetzen hinabfließenden Kommenbachs. Hier genießen wir, rückwärts schauend, noch einmal zuerst rechts den Anblick auf den Biesenbahnviadukt und dann links auf Epfenhofen. Hinter den schlanken, hohen Pfeilern und unter der langen Brücke seines Viadukts erscheint dieses, wie ein eingerahmtes Bildchen,

malerisch hindurch. Unser Blick fällt zur Linken auf das Thalbecken von Füetzen und auf zwei unter uns liegende Geleisestrecken hinab, während wir im Rückwärtsschauen die zwei über uns liegenden Geleise der Epfenhofer Kehre gewahren. Wir durchfahren den 540 Meter langen Buchbergtunnel „am Achdorfer Weg“ und sehen uns nach der Ausfahrt, wenn unser Auge aus dem Dunkel wieder ans Tageslicht gelangt, plötzlich ganz nahe am linken Hochrand der Wutachflühen, in welche wir hineinblicken. Gegenüber ragt wieder das Wahrzeichen der ganzen Gegend, der Blumegger Kirchturm, über die Waldhöhe hinter der Wutachspalte hervor.

Aber rasch führt uns der Zug wieder rückwärts, eine kahle, flache Bergkuppe (Ausläufer des Buchberg) umlaufend, macht eine große Kehre, die sich fast bis zu derjenigen von Epfenhofen zurückwindet, durcheilt das Thalbecken von Füetzen und erreicht, am linken Ufer des Kommenbachs sich herabsenkend, das aussichtsreiche Bahnhofsgebäude von Füetzen. Das Dorf selbst, in sonniger, waldloser Lage am Nordwestabhang des Randen, breitet sich rechts zu unsern Füßen, auf beiden Seiten des Kommenbachs oder Mühlbachs, mit seiner hochliegenden Kirche behaglich und freundlich aus. In der Nähe befinden sich schöne Alabaster- und schwarze Muschelmarmorbrüche; einige alte Flurbenennungen in der Gemarkung weisen auf früheren Weinbau hin, von dem heut allerdings keine Spur mehr vorhanden ist.

Bald hinter Füetzen bringt uns der Zug, unterhalb des Dorfes, auf einer ca. 170 Meter langen, eisernen Brücke, getragen von drei 28 Meter hohen Sandsteinpfeilern und zwei Widerlagern, also mit vier Öffnungen, von der linken auf die rechte Seite des Mühlethales, wie es von hier abwärts genannt wird. Eine Zeit lang noch bleiben wir am rechten Ufer des Baches im sich verengenden Thälchen und blicken, nach einer Rechts-

wendung, zum Dorf Grimmelshofen und dem dahinterliegenden Wutachthal hinab; dann umfängt uns plötzlich abermals tiefdunkle Nacht, wir durchfahren den 1700 Meter langen „Kehrtunnel an der Stockhalde". Dieser unterirdische Weg beschreibt im Innern des Berges fast einen ganzen Kreisbogen in einer schwachgeneigten Schraubenlinie, sodaß Anfang und Ende ungefähr 16 Meter übereinanderliegen. Nach Passierung dieses, sowie des kleinen Stockhaldetunnels (85 m) können wir im Rückblick rechts oben etwa 20 Meter über uns, bei einem zierlichen Bahnwärterhäuschen, den oberen mit uns gleichlaufenden Teil der Bahnspirale vor ihrem Eintritt in den Kehrtunnel verfolgen. Gleich darauf haben wir Grimmelshofen und das Wutachthal erreicht und damit die Stelle, wo wir unsere Fußwanderung beschlossen.

In einem weiteren, 225 Meter langen, dem „Grimmelshofer Tunnel" wenden wir uns im Bogen durch den Bergvorsprung zwischen Mühlethal und Wutachthal und durchfahren nun die unterste der drei großen Bahnschleifen. Zuerst geht's unterhalb der Flühen des linken Wutachufers flußaufwärts, mit schönen Rückblicken auf das Dorf und das Wutachthal abwärts bis Weizen, sowie links hinüber auf das Weilerthälchen mit den Gehöften der Weilermühle im Vorder- und dem Lausheimer Kirchturm im Hintergrund; dann über die große Wutachbrücke, die wir am Ende unserer Fußwanderung von unten her gesehen hatten. Sie ist etwa 120 Meter lang und überquert, in schwachem Bogen gebaut, auf zwei freistehenden Steinpfeilern und zwei Widerlagern, also mit drei Öffnungen, ca. 28 Meter hoch das Thal. Kaum haben wir im Darüberfahren rechts einen Blick in die Waldschlucht und aufwärts auf die hellen Felsbasteien mit dem Blumegger Ruinenfels über den schwarzen Tannen senden können, so umnachtet uns abermals der gleich hinter der Brücke beginnende ca. 1200 Meter

lange Kehrtunnel, der die Blumegger Flühen durchbohrt.

Wir setzen über das schmale Weilerthälchen, in das wir schon vom oberen Geleise aus hinübergeschaut, und kehren auf der rückläufigen Schlinge, deren oberer Teil parallel mit uns jenseits des Flusses hinläuft, nun immerfort am rechten Wutachufer, im Rückblick die Blumegger Flühen, bis wieder fast nach Grimmelshofen zurück. Nun aber liegt dies, mit dem Eingang ins Mühlethal dahinter, zu unserer Linken; wir grüßen, Abschied nehmend, noch einmal hinüber und gelangen im nun schon weiter geöffneten Thale nach Station Weizen. Einige Häuser mit einer Wirtschaft liegen nah am Bahnhof, das uralte Dorf Weizen selbst dagegen, nicht sichtbar, etwas aufwärts in dem von Bonndorf her einmündenden Ehrenbachthal. Hier finden sich, wahrscheinlich keltische, Hügelgräber, und schon 787 schenkt eine „Himma" ihr Besitztum in „Wiza" an St. Gallen; im Anfang des 12. Jahrhunderts hat der Name sich in „Wizin" geändert. Nun führt die Bahn in wenigen Minuten nach dem Hauptort des oberen alten Albgaus, nach Stühlingen.

Dies bildet die am mächtigsten im Schwarzwald belegene Ortschaft. Sie besteht aus vier Teilen, dem Dorf Stühlingen im Thal und der Stadt gleichen Namens darüber auf dem Berghang; neben der letzteren erhebt sich abgetrennt ein erst 1737 gestiftetes Kapuzinerkloster, und das ganze wird hoch von dem erhaltenen Schloß Stühlingen, gewöhnlich nach seinen späteren Besitzern „Hohenlupfen" benannt, überkrönt.

Zahlreiche Altertumsfunde (selbst Münzen des Kaisers Augustus und der Republik) beweisen, daß hier eine älteste Römerniederlassung, vielleicht ein Heerlager, bestanden, doch ist das „Juliomagus" derselben vermutlich eher in dem gegenüberliegenden großen schweizerischen Dorf Schleitheim zu suchen, das die größte Anzahl aller römischen Überreste aufgewiesen.

Die Wahrscheinlichkeit spricht für die Bedeutung eines „Grafenstuhles" des Albgaus, der seit grauen Tagen sich hier befunden.

Urkundlich wird zuerst 1093 ein Graf Gerung als Herr der Burg Stühlingen erwähnt, dann erscheint diese im Besitz Derer von Kussaberg und geht mit dem Erlöschen derselben 1251 an die ihnen verschwägerten Grafen von Lupfen über, die mächtigen Herren der von nun an als bedeutendste Herrschaft im Albgau hervortretenden „Landgrafschaft Stühlingen". 1524 ging hier vom Schloß „Hohenlupfen", der Überlieferung nach durch die Hochmutsthorheit der Gemahlin des Grafen Sigmund II. von Lupfen-Stühlingen, der Bauernkrieg aus. Die Burg selbst aber wurde von diesem, wohl durch ihre Lage und Festigkeit geschützt, überraschenderweise nicht mit verheert; nach dem Aussterben der Grafen von Lupfen 1582 fiel die Herrschaft an die Grafen von Pappenheim, deren dreifach über dem Eingang ins Schloß angebrachtes Wappen noch von demselben herabsieht. 1639 ward Stühlingen fürstenbergisch und 1805 badisch.

Äußerst steil hebt die Fahrstraße sich aus dem Dorf zur kleinen, doch altertümlich anmutenden Stadt hinan, die als eine der wenigen des Schwarzwaldes seit Jahrhunderten nicht durch Brand vernichtet worden; aus den engen Gassen, dem Zusammenschluß der Häuser um den Marktplatz und ihrer Bauart blickt noch eine vergangene Zeit auf. Das hoch betürmte Schloß drüber erregt von unten stattlicheren Eindruck, als in der Nähe und besonders im Innern, wo es sich kleinbürgerlich bewohnt zeigt und außer einer Burgkapelle mit kuriosen Pinselerzeugnissen kaum Betrachtenswertes enthält.

Von Stühlingen an ziehen die Wutach und die Bahn in breit geöffnetem, nichts Besonderes mehr bietendem Thal zusammen südwärts hin abwärts. Sehr alte Ortschaften bilden die Stationen — Eber-

fingen (929 Eperolfinga), Ofteringen, mit seinem Schlößchen ehemals Sitz eines Statthalters des Klosters Rheinau, Horheim-Schwerzen (1135 „Guntram de Swerzin") —, dann mündet die Bahn bei Oberlauchringen (844 Louchiringa, alte Dingstätte) in die Basel-Konstanzer Eisenbahn ein. Die Wutach, von Osten her noch den Klingengraben, dann aus Norden die Steina und Schlücht aufnehmend, tritt unterhalb von Thiengen in ein Altwasserbett des Rheins ein und ergießt sich in diesen unfern der Stelle, wo von Süden her die Aar ihr Alpengletscherwasser in ihn hineinwälzt. So haben wir von der Wiese bis zur Wutach die Südthäler des Schwarzwaldes durchmessen; was östlich von der letzteren liegt — der Hohe Randen — ist Juragebiet und gehört jenem und unserem Buche nicht mehr an.

5. Der Oberrhein von Waldshut bis Basel.

Wir müssen uns, wie eben gesagt, auf das Schwarzwaldgebiet beschränken und können deshalb die Stadt Schaffhausen mit ihrem Nachbarort Neuhausen und seinem weltbekannten Rheinfall — ebenfalls auch das auf einer Rheininsel weiter unterhalb desselben belegene uralte Kloster „Rheinau" (Augia Rheni, Rinowe), das zum Teil den Schauplatz des Scheffelschen „Juniperus" bildet — nicht mehr in unsere Betrachtung hineinziehen.

Mit der Mündung der Wutach senkt sich an den Rhein von Norden her die flache Abdachung des Schwarzwaldes heran, der von dem breiten Flußthal aus überall bis gegen Basel hin nur als ein niedriger Höhenzug erscheint. Die Bahn zieht sich bald hinter Thiengen, stets im Angesicht des Rheines, zumeist dicht an ihm entlang und erreicht in wenig Minuten von jenem aus die Stadt Waldshut, mit über 3000 Ein-

wohnern, die „Hut des Waldes“, eine der früher sogenannten österreichischen „Vier Waldstätte“ (Waldshut, Säckingen, Laufenburg, Rheinfelden), von denen der Volkswitz mit drastisch kurzer Beziehung angab:

„Rifelde ischt e richi Stadt,
Säckinge ischt e Bettelsack,
Lauffeburg ischt e Lürekübel,
Waldshut ischt d'r Deckel drüber.“

altertümlich wie diese sämtlich, mit langer, wechselvoller Geschichte. Den Ursprung Waldshuts bildete im 9. Jahrhundert ein kaiserliches Jagdhaus am Rhein, um das sich allmählich ein Dorf „Stunzingen“ ansiedelte; im Jahre 1242 begann Graf Albert IV. den Bau der heutigen Stadt, die von größerem Umfang als jetzt gewesen sein soll. Sie ward oft belagert, vergeblich 1468 von den Eidgenossen, doch im Bauernkrieg, im Dreißigjährigen und von den Franzosen 1744 erobert; ein großer Brand verheerte sie 1498, Thortürme und Mauerreste der mittelalterlichen Umwallung sind noch geblieben. Auch die „Salpeterer“ der Grafschaft Hauenstein zogen 1745 vor Waldshut und suchten dies, damals Sitz der von Freiburg vor den Franzosen hierhergeflüchteten vorderösterreichischen Regierung, zu erstürmen. Heftige Unruhen anderer Art erlebte die Stadt von 1522—1525, zu welcher Zeit der Reformator Balthasar Hubmaier (Hübmör) aus dem Augsburgischen in ihr Pfarrer war, durch Thomas Münzer zum Wiedertäufertum gebracht wurde, einen Bildersturm in Waldshut entfesselte und hunderte von Hauensteiner Bauern auf dem Markt desselben taufte. Er war stark in den Ausbruch des Bauernkriegs mit verwickelt, entkam bei Nacht, als König Ferdinand 1525 die Stadt einnahm, ward jedoch später in Mähren gefangen und zu Wien 1528 verbrannt.

Die Umgegend von Waldshut ist reich an mancherlei Schönheit und vielen Erinnerungen, überall schreitet

man auf altrömischem Boden. Eine große Brücke über den Rhein nach Coblenz (Confluens, an der Mündung der Aar) zweigt eine Hauptbahn in die Schweiz ab; die Bahn auf der deutschen Gebietsseite führt über das alte Hauensteiner Einigungsdorf Dogern, wo 1445 der Vogt von Gilgenberg durch das Waldvolk erschlagen wurde, an der uns bekannten Ausmündung der Alb (Albbruck) und dem Städtchen Hauenstein vorbei nach der zweiten der „Waldstädte“ Laufenburg, in der großartigsten Lage, die überhaupt von irgend einem Orte Deutschlands geboten wird. Die Stadt besteht aus zweien, sich hart am Flußufer aufbauenden, dem deutschen Klein-Laufenburg und dem schweizerischen, mit diesem durch eine gedeckte Brücke verbundenen Groß-Laufenburg: zwischen beiden stürzt sich der Rhein in engzusammengepreßtem Felsenbett über zahlreiche schwarz aufragende Klippen und Riffe langhin, in weißschäumenden Gischt aufgelöst, mit rasender Gewalt nieder. Unablässiges Getöse der wilden Stromschnellen, besonders zur Nacht weithin vernehmlich, erfüllt die Luft; die Schiffahrt auf dem Rhein endet hier unterhalb und oberhalb der Fälle, über die selbst der Salm, dessen Fang an dieser Stelle eifrig und interessant betrieben wird, sich nur selten mehr emporzuschnellen vermag. Ist ein solcher „Salmenfang“, hier „Fischwage“ genannt, im Betrieb, so werden die langen horizontalen Stangen mit großen Netzen versehen und letztere unter Wasser gesetzt. Der Fischer, welcher sich während des Fangs zur Beobachtung in einem kleinen Häuschen befindet, löst, sobald ein Fisch über dem Netze ist, die „Wage“, und diese zieht durch das Gewicht ihres schweren Endteils das Netz in die Höhe.

Ein Engländer, Lord Montagu aus der durch ihre Excentricität bekannten Familie der Herzöge von Manchester, versuchte über den Laufenburger Rheinabsturz in einem Kahn hinunter zu gelangen, ward jedoch in die Tiefe gewirbelt und zerschmettert.

In der Gesamtheit des Bildes, das man am vollkommensten aus dem Zuge am Bahnhof genießt, übertreffen die Laufenburger Stromschnellen fraglos an großartiger und vielfältiger Schönheit den weit berühmteren Rheinfall von Neuhausen. Sie stehen diesem allerdings an Sturzhöhe des Wassers beträchtlich nach, bilden überhaupt keinen eigentlichen „Fall", aber an Wildheit sind sie ihm vollebenbürtig, und ihre Umfassung ist unvergleichlich wirkungsreicher. Malerisch überspannt die bedeckte Brücke das tobende Gewässer, und jenseits desselben steigt unmittelbar vom Felsrand des Ufers grau, uralt, düsterblickend Groß-Laufenburg empor. In seinem Hinübersehen liegt etwas Drohendes, vor allem im Mondenlicht, wenn man nur finstere Umrisse der Stadt oder bleichen, unsicheren Schimmer ihres dem Rhein zugewandten Häuserbogens gewahrt. Mit festem Zusammenschluß die alte Ringmauer deutend, blickt dieser in das Schaumgezisch hinunter, überragt von hohen Mauer- und Kirchtürmen, und auf felsiger, noch in der Stadt belegener Höhe gekrönt von den Trümmern eines von den Habsburgern erbauten Schlosses „Laufenburg" (die Burg am „Laufen", wie die Rheinstromschnellen hier aus ältester Zeit benannt wurden), in einer Vergabung aus dem Jahre 1383 auch mit dem Namen „Storckenneſt" bezeichnet. Der gewaltige massive Turm, auf dem eine Tanne emporgewachsen, ist leider nicht zugänglich.

Groß-Laufenburg besitzt ein Geflecht mittelalterlich enger, dunkler Gassen, während Klein-Laufenburg eigentlich nur aus einer einzigen solchen besteht; über dem letzteren erhebt sich auf einer steilen Felswand gleichfalls eine Ruine, die der Burg Offtring, ehemaligen Stammsitzes derer von Offteringen. Beide Städte gehörten unter österreichischer Herrschaft von 1386—1802 zusammen und wurden erst dann politisch und kommunal zertrennt; gemeinsam erlebten sie zahlreiche Feuersbrünste und Eroberungen. Bernhard von

Weimar erstürmte 1634 die Stadt, welche bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) in Besitz der Schweden verblieb; 1638 gelang es hier dem in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen genommenen österreichischen General, Herzog von Savelli, in Priestertracht zu entfliehen, und zwei Geistliche, auf welche der Verdacht fiel, ihm zur Flucht verholfen zu haben, wurden hingerichtet, wie es scheint, in den Rhein gestürzt und ertränkt.

Wir wiederholen nochmals, daß der Bahnhof von Klein-Laufenburg selbst dem nur Vorüberfahrenden die volle Übersicht des gewaltigen Fluß- und Stadtbildes darbietet, und setzen an der Mündung der Murg vorbei die Fahrt nach der geschichtlich als die älteste germanische Niederlassung im ganzen Schwarzwaldgebiet bekannten Stadt Säckingen fort. Diese tritt schon im 6. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Secconia" als Klosterstiftung des schottischen Glaubensboten Fridolin, Tridolin oder Tudelin auf; die Berichte über ihn entstammen einer sehr fabelreichen Darstellung eines Säckinger Mönchs Balterus aus dem 10. Jahrhundert. Fridolin scheint hier ein Doppelkloster, sowohl für Mönche als für Nonnen, gegründet zu haben; das letztere stieg als hochadliges Damenstift zu höchstem Ansehen, so sehr, daß es im 13. Jahrhundert in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Es beherbergte die heiligen Gebeine seines Stifters bis zur Aufhebung 1806, und dieselben gingen alsdann in einem silbernen, im Zopfstil gearbeiteten Glasdeckelbehälter in die heutige, 1726 erbaute Pfarrkirche über, die auch noch sechs außerordentlich interessante, bemalte Lindenholztafeln aus dem 15. Jahrhundert mit höchst realistisch-naiven Szenen aus dem Leben des heiligen Fridolin besitzt. Dem Nonnenkloster gehörte auch die um dasselbe entstandene Stadt Säckingen (1207 noch „Villa" Seckinga genannt), welches diese den Grafen von Habsburg zu Lehen gab; Stadt und Damenstift gerieten dadurch nachher an Österreich.

Die Ungarn sollen hier im 10. Jahrhundert eine große Niederlage durch den Grafen Hermigerus erlitten haben.

Die Stadt Säckingen mit viertehalb Tausend Einwohnern besitzt gleichfalls eine lange, überdeckte Rheinbrücke zur Schweiz hinüber und im ganzen altertümliches Ansehen mit einigen Überresten der Vergangenheit, unter denen sich der St. Gallusturm hervorhebt. Doch besonders Sehenswürdiges bietet sie nicht; ihr neuzeitlicher Ruf entstammt hauptsächlich dem „Trompeter von Säckingen", Scheffels bekanntester und beliebtester, wenn auch keineswegs bedeutendster Dichtung. Durch diese ist auch der „Bergsee" zu allgemeiner Kenntnis gelangt, ein kleiner, nördlich von Säckingen im Stadtwalde zwischen den letzten niedrigen Höhenabsenkungen des Schwarzwaldes anmutig belegener, von Edel- und Rottannen des „Säckinger Hochwalds" eingefaßter Wasserspiegel. Übrigens war dieser See ehemals wohl nur ein flachgründiger Wassertümpel; jetzt ist er ein künstlich geschaffener und gespeister Stauweiher, in dem für das hier ausgesetzte Wassergeflügel eine kleine Insel aus Trockenmauerwerk aufgeschichtet wurde. Scheffel lebte 1850—1851 als Referendar in Säckingen; auf dem Markt sein Denkmal, im Turm des Schlosses „Schönau" befinden sich Freskenbilder, welche Szenen aus dem „Trompeter" darstellen. Hinter der Fridolinskirche der Grabstein eines Werner Kirchhofer, der 1690 hier starb, und seiner Gattin Marie Ursula von Schönau.

Während gleichzeitig von hier die sogenannte „strategische Bahn" abzweigt, welche über Wehr und Schopfheim in die Wiesenthalbahn einmündet und dann wieder von Stetten aus, ohne schweizerisches Gebiet zu berühren, mit der Hauptbahn verbunden wird, zieht diese hart neben dem Rhein entlang weiter. An der Wehramündung (Brennet) vorüber, läßt sie alte Ortschaften unter der Abdachung des zwischen die untere Wiese und den Rhein lang hineingelagerten D i n k e l b e r g e s zur Rechten: S c h w ö r s t a d t, mit den Resten

einer im 14. Jahrhundert genannten Burg „Schwerstätten", nah darüber Riedmatt, bei dem sich eine Tropfsteinhöhle „Tschamberloch", eine Felsspalte von ungefähr 300 m Länge, befindet — Beuggen (1215 Buchein), seit 1298 Sitz einer Deutschordenscommende, deren Schloß jetzt Lehrerbildungsanstalt ist —, dann folgt eine Station, welche den Namen „Bei Rheinfelden" führt, und drüben über dem Rhein hebt sich, noch ganz mit mittelalterlichem Gewand angethan, die vierte der alten „Waldstädte", das jetzt schweizerische Rheinfelden, gegen drittehalb Tausend Bewohner zählend, auf. Eine zur Hälfte gedeckte Brücke führt über den hier stark wieder strudelnden Fluß, aus dessen Mitte ein Felsen emporsteigt, der früher eine habsburgische, 1445 von den Eidgenossen durch hochinteressante Belagerung eroberte und völlig niedergelegte Burg „Stein" trug. Diese wird mit dreizehn Fuß dicken Mauern als „überdiemaßen" stark gebaut geschildert und hatte jahrhundertelang eine Zwing- und Drängburg für Rheinfelden gebildet; jetzt ist alles von ihr verschwunden und der Felsgrund, auf dem sie gestanden, in Gartenanlagen umgewandelt. Unter diesem schäumt der Rhein mit einem „Höllenhaken" benannten Wirbel; die in zwei Teile zerfallende Brücke benutzt den „Stein" als Stützpunkt.

Rheinfelden ist als Stadt fraglos die besichtigungswerteste der Waldstädte, wenig Orte haben sich solche Mauer-, Turm- und Thorüberreste der Vergangenheit erhalten, die an zahlreichen Stellen Kugelspuren ehemaliger Belagerungen aufweisen. Ein Rundgang um die ganze Stadt, soweit er möglich fällt, lohnt außerordentlich, doch ebenso sehr, überall in die Winkel und Ecken einzudringen und kleine, verborgene und verbaute Überbleibsel einer andern Zeit aufzuspüren, von denen da und dort noch die Geschichte eines halben Jahrtausends und darüber hinaus anblickt. Im Jahre 934 wird zuerst ein Graf Kuno auf der Burg Stein ge-

nannt, dann tritt im 11. Jahrhundert Rudolph von Rheinfelden als Gegenkaiser Heinrichs IV. auf und fällt in der Schlacht an der Elster 1080. Seine Tochter brachte die Herrschaft durch Heirat an Herzog Berthold II. von Zähringen, der die Stadt Rheinfelden gründete. Sie ward nach dem Erlöschen der Zähringer Reichsstadt doch 1328 von Kaiser Ludwig dem Baiern an Österreich verpfändet und verblieb bei diesem bis zu ihrem Anfall an die Schweiz 1801. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie in mehrfachem Wechsel von den Schweden und Kaiserlichen erstürmt, bis 1638 bei ihr die große, merkwürdige Doppelschlacht von Rheinfelden (28. Februar und 3. März) stattfand, in welcher Bernhard von Weimar zuerst unterlag, doch zwei Tage darauf durch kühnen Überfall das ganze siegestrunkene kaiserliche Heer vernichtete und sämtliche Führer desselben, darunter den Herzog von Savelli und den berühmten Reitergeneral Jean de Werth, gefangen in seine Hand brachte. Eine Belagerung Rheinfeldens durch Crequi 1679 blieb erfolglos; dagegen ward es 1744 von den Franzosen erobert und die Befestigung der Stadt geschleift, sodaß nur ihre mittelalterliche Ummauerung blieb.

Wir wenden uns auf die badische Seite des Flusses zurück, wo noch immer der Abhang des Dinkelberges die Bahn zur Rechten fortbegleitet. An diesem Berghang gewahren wir in einiger Entfernung das große Dorf Degerfelden, ehemals einem Geschlecht zugehörig, von dem ein Konrad von Degerfelden 1368 unter den Mördern Königs Albrecht I. in Vindonissa bei Brugg erscheint; dicht neben der Bahn näher liegt Herthen (754 Hardun), das auf den Überresten eines römischen Aredunum oder Artio stehen soll und dem gegenüber jenseits des Rheins sich die — bis auf weniges verschleppten — Trümmer der großen Römerstadt Augusta Rauracorum (Augst-Basel) befinden. Dann folgt Wyhlen, ursprünglich „Weilheim“, mit einem Salzwerk und dem erhaltenen Gebäude des 1303

gestifteten Prämonstratenser-Nonnenklosters „Himmelspforte", auch „Weißherrnkloster" genannt, in nördlicher Nähe. Hinter der Station Grenzach unter dem „Grenzacher Horn" des Dinkelberges, mit der Kuranstalt „Emilienbad", überschreitet die Bahn rasch die Grenze des Kantons Basel, vereinigt sich mit der von Nordost hinzukommenden Wiesenthalbahn und führt, in langem Bogen einen Teil der Stadt Basel umkreisend, auf den „badischen Bahnhof" derselben nach Klein-Basel, welches, nördlich am Rhein belegen, durch eine gewaltige, wundervollen Blick darbietende Brücke über diesen mit dem eigentlichen Basel verbunden ist. In den „badischen Bahnhof" mündet auch die Bahn von Freiburg her, und wir haben dergestalt den Kreis, der unser großes, inhaltsreiches „Feldberggebiet" umfaßt, geschlossen. Wer aus dem Süden der Schweiz herkommt, gewinnt von der schönen, wipfelüberschatteten Münsterbastei Groß-Basels, der alten Kaiserpfalz, einen ersten Gruß des Schwarzwaldes durch die lang im Norden hingelagerte Bergkette des Köhlgarten und Hochblauen.



Der Kaiserstuhl.

Im heißen Mittag hielten
Wir Rast am Keltenstein,
Die schwülen Lüfte spielten,
Tief drunten zog der Rhein.

Weißlichte Nebel ballten
Sich über seinem Lauf,
Draus kam es in Schatten-gestalten
Schreitend und reitend herauf.

Und plötzlich ob tausend Köpfen
Sah ich in wachem Traum
Den Kaiser, das Recht zu schöpfen,
Sitzend am Lindenbaum.

Auf seinen Knieen blinkte
Das Schwert mit goldnem Griff,
Er hob's, der Goldgriff winkte,
Und andrer Schwerthieb pfiff.

Ein Haupt herunter rollen
Sah ich von blutigem Rumpf;
Wie dumpfes Wettergrollen
Ging's rund: Das Recht ward stumpf!

Drum, wie die Stirn der Alten
Umwand hier die Inful,
Beschritt, des Rechts zu walten,
Der Kaiser heut den Stuhl. —

Und wie die Stimmen rannen,
Zerrann im Mittagsschein
Um mich das Bild von dannen —
Nur auf den Keltenstein

Hernieder auf den Gipfel
Des Kaiserstuhles fiel
Vom alten Lindenwipfel
Ein Blatt in Windesspiel.

Freilich ist es nur unbeglaubigte, sagenhafte Überlieferung, daß der Kaiserstuhl ein alter „Schöffensitz“ deutscher Kaiser gewesen sei; die Nähe der angenommenen Geburtsstätte Rudolfs von Habsburg mag besonders Anlaß dazu gegeben haben. So liegt der Ursprung des Namens im Dunkel. Die Neigung zu solchen Benennungen geht auch aus dem „Königsstuhl“ bei Heidelberg hervor (der „Königsstuhl“ bei Rhense und der auf Rügen stehen dagegen in wirklicher geschichtlicher Verbindung mit Königen); wahrscheinlich hat nur die von Osten her sitzartig eingesattelte Gestaltung des vereinzelt aus der Rheinebene

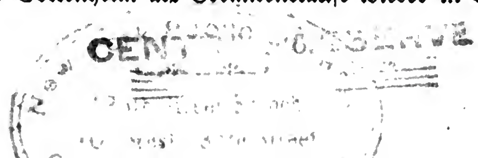
aufsteigenden Bergzugs die Bezeichnung verursacht. Die Entstehungszeit derselben läßt sich nicht feststellen, von den Römern wurde das kleine Gebirg vermutlich mit unter den Namen Mons Brisiacus begriffen; eine Deutung, daß die Benennung etwa schon von Kaiser Valentinian herstammen könne (als Mons Caesaris), der sich gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts in Breisach aufgehalten, erschiene recht gewagt. Auch das herabfallende Lindenblatt auf dem „Totenkopf", der höchsten Spitze des Kaiserstuhls, ist zur Sage geworden. Bis vor wenigen Jahren ragte von jener Stelle als ein unendlich weit ringsum sichtbares Wahr- und Erkennungszeichen eine uralte Linde auf (unter der eben Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben soll), oder vielmehr aus ihrem Wurzelstock, dessen Hauptstamm längst zusammengebrochen, waren neun mächtige Sprossen als neue Stämme emporgestiegen, der Höhe den Namen „Neun Linden" eintragend. Wilde Sturmwetter stürzten erst einige derselben um, dann folgten die übrigen nach; jetzt ist das alte Wahrzeichen des Kaiserstuhls verschwunden. Man hat statt seiner neun andere junge Lindenbäume droben angepflanzt, doch Jahrhunderte werden vergehen, bevor sie annähernd wieder die Bergkuppe mit grüner Krone wie ihre Vorgänger überwölben.

Der Kaiserstuhl erstreckt sich, der großen Freiburger Einbuchtung des Schwarzwaldes nach Osten (zwischen den Eisenbahnstationen Kenzingen und Schallstadt) gegenüber belegen, in einer Länge von 4—5 Wegstunden 15 km von Süden gegen Norden und bietet, ostwärts her gesehen, einen ziemlich einförmigen, wallartigen, nur von drei bewaldeten Spitzen — dem Totenkopf (559 m), der Eichelspitze (522 m) und dem Katharinenberg (494 m) — übergipfelten Verlauf. Allein dies Bild ändert sich vollständig, sobald man überschauend auf den Höhen steht oder von Westen her kommt. Da breitet sich — in etwas den „Euganeischen Bergen" vergleichbar — eine

Fülle von fast einem halben Hundert mehr oder minder abgerundeter Kuppen mit verhältnismäßig zumeist nur gering vertieften Thaleinschnitten überallhin aus. Der Eigenart der Bodenbeschaffenheit des Gebirgs, des Überzugs seines Eruptivgesteins mit einer mächtigen, bis nah an die obersten Höhen hinanreichenden Lößschicht ist im „Schwarzwald" S. 7 Erwähnung gethan, ebenso seines in Deutschland unübertroffenen Reichtums an seltenen Pflanzen, besonders Orchideen. Von poetischer Blumenschönheit ist der Kaiserstuhl vor allem im April und Mai, wenn weite Strecken auf ihm von der Küchenschelle violettblau überdeckt liegen, ganze Abhänge mit Maiglöckchen wie dicht besteppt erscheinen. Von den Rändern der schmalen Lößschluchten nicken dann tausend und abertausend weiße Kelche der großen Anemone sylvestris (etwas lucus a non lucendo, da sie nicht im Walde steht) auf hohem, schwankem Stiel, weißblühendes Gesträuch aller Art giebt den engen Wegen den Anstrich für einen Brautzug geschmückter Gassen, und Millionen Veilchen umduften ihren Fußrand. Im vollsten Gegensatz zum Schwarzwald besitzt der Kaiserstuhl äußerst wenig Nadelholz, nur Kiefern mischen sich da und dort in die lichten, dünnstämmigen, die Höhen krönenden Laubwälder und Büsche; alles erregt freundlich-heiteren, wenn auch oft fremdartigen Eindruck. Die emporgestaffelten Weinberge, welche das ganze Gebirge rund umgürten, sind, ihrer Gesamtart allerorten gemäß, nicht für das Auge ansprechend, sondern höchst unmalerisch nüchtern; doch es wäre ein großer Fehlgriff des Vorüberfahrenden, daraus einen Schluß auf das Innere und auf die Höhen der seltsamen Berggruppe zu ziehen. Für denjenigen, der die Rebenterrassen durchstiegen, findet sich kaum eine Stelle darin, die nicht in der Nähe eigentümlich Interessantes böte, noch mehr aber in der Weite. Von den an der Eisenbahn Freiburg-Breisach belegenen Dörfern Ihringen oder Wasenweiler in etwa 1½ Stunde durch Lößschluchten

zum Totenkopf hinaufgelangt, kann man vom letzteren, immer auf der Kammhöhe bleibend, in 2½ Stunden äußerst bequem über Matten bis zum nördlichsten Gipfel, dem Katharinenberg, fortwandern. Auf dem ganzen Wege behält man fast überall den wundersamsten Rundblick um sich her. Das Elsaß von Straßburg bis Basel, gegenüber die Ortenau, der Breisgau und das Markgräflerland liegen dem Beschauer zu Füßen; er übersieht, in der Mitte stehend, die langen Ketten der Vogesen und des Schwarzwaldes beinahe von ihrem nördlichsten Beginn bis zu ihrem südlichen Auslauf. Westwärts krümmt und windet sich das glimmernde, vielfach in Schleifen gezogene Band des Rheines, von Osten grüßt der Spitzenturm des Freiburger Münsters nachbarlich herüber, und ganz am Ende der Welt im Süden schimmern in klarer Frühmorgen- oder Abendluft weißrötlich wie Horizontwölkchen der Montblanc und die Diablerets.

Der Katharinenberg trägt seinen Namen von einer ihn krönenden, weithin weißschimmernden Kapelle, der hl. Katharina geweiht, doch ist nicht mehr feststellbar, welcher von den vielen, gleich rühmlichen Heiligen des Namens, ob der von Alexandrien, Siena, Bologna, Ricci, Genua oder von Schweden. Gewiß ist nur, daß sie bereits im Jahre 1388 durch die Frömmigkeit der wohledlen Frau Snewelin von Wyswyl (drunten in der Rheinebene) gestiftet worden. Jedenfalls erhält die Kapelle gegenwärtig ein Gesamtangedenken an die vielfältige heilige Verdienstlichkeit des Namens Katharina fort, wenn auch nicht mehr in ihrer ursprünglich ersten Gestaltung. Denn fast selbstverständlich bethätigte sich die Gottlosigkeit des Dreißigjährigen Krieges auch an ihr, und sie ward erst nach erheblichem Zwischenraum — man könnte sagen, einer Art Interregnum „katharinenloser, schrecklicher Zeit“ — im Jahre 1715 von einem, wie die Urkunde besagt, „frommen Bauernkerl“ aus Gottenheim als Eremitenklause wieder in die



Lüfte emporgerichtet. Viel Ungemach nicht nur von Franzosen und bösen Buben, sondern auch vom Blitz und staatlicher Sparsamkeit hatte sie auch dann noch zu erdulden, bis das Jahr 1862 ihre Erneuerung in jetziger Gestalt und auch die Wiederherstellung ihrer inzwischen verloren gegangenen Weihe sah.

Von der Kapelle führt ein schöner Abweg nach dem alten Städtchen Endingen und weiter am Rand des flach absinkenden Bergrückens entlang nach der Station Riegel der Offenburg-Freiburger Bahn. Eigenartiger noch und das Bezeichnende des Kaiserstuhles in großer Mannigfaltigkeit am besten vor die Augen führend, ist eine Wanderung von Ihringen über Bickensohl, Oberrothweil, Bischoffingen, Küchlinsbergen, Amoltern nach Endingen, wo die Einkehr im „Hirschen“ für Hunger und Durst wohl zu empfehlen ist. Die Zeitdauer beträgt für solche, die sich nicht verlaufen, 4—5 Stunden, doch ist diese günstige Annahme für den Unkundigen fast mit Sicherheit auszuschließen. Wegweiser finden sich im Kaiserstuhl für die Fußpfade nur äußerst selten, und wer einmal in den Stollen einer falschen Lößschlucht geraten ist, muß, ausweglos und umschaulos, darin verharren und geduldig abwarten, an welches zuweilen höchst unvermutete Ziel die steilen Wände ihn zu bringen für gut befinden. Nirgendwo ist es ratsamer, sich bei jedem Begegnenden wieder und wieder zu erkundigen, ob man auf dem richtigen Wege sei; am Sonntag, wenn die Feldarbeit ruht, muß der Fremdling unbedingt manchen Umweg in Rechnung ziehen. Doch hat ein derartiges Verirren hier nichts Bedenkliches oder Unfreundliches, wie im Schwarzwald, führt im Gegenteil manchmal zum Auffinden besonderer Schönheiten. Der Kaiserstuhl, vorzüglich die Westseite desselben, ist in deutschen Landen noch viel zu wenig bekannt, gewürdigt und besucht. Freilich trägt die übliche Reisezeit mit Schuld daran, denn vom Juni bis zum Ausgang des September ist es nicht ratsam, sich an sonnenklarem

Tage in ihn hineinzuwagen. Aber im März und April, wie im Oktober bietet bei günstiger Witterung Deutschland schwerlich Schöneres an leichter, anstrengungsloser Umherwanderung.

Der Zugang zum Kaiserstuhl findet von der Station Riegel der Offenburg-Freiburger Bahn oder auf der Zweigbahn Freiburg-Kolmar von den Stationen Gottenheim, Wasenweiler, Ihringen und Altbreisach aus statt. Rundum schließen große Fahrstraßen das Gebirge hart an seinem Fuß ein, doch nur eine durchschneidet es in der Mitte, von Oberschaffhausen im Osten nach Oberrothweil im Westen, über die Sattelhöhe zwischen dem Totenkopf und der Eichelspitze ansteigend und sich dann in den tiefen Thaleinschnitt von Schelingen unter den völlig kahlen, mattenbedeckten Badberg niederziehend. Die übrigen befahrbaren Wege des Kaiserstuhles dringen nur an den Seiten ein Stückchen in ihn hinein, ohne seinen Grat zu überschreiten. Im Nordwesten erstreckt er sich durch eine Abdachung unmittelbar bis an den Rhein, von dem er an der südlichen Westhälfte durch eine breite, überaus fruchtbare Niederung, die „faule Waag“ benannt, getrennt wird. Nach allen Richtungen erhebt er sich frei aus dem Thalgrund der Rheinebene; mit dem Schwarzwald steht er nirgendwo in Verbindung, doch tritt er mit seinem Nordostauslauf bei Riegel nah an die Abflachung desselben oberhalb Kenzingens heran. Zwischen diesen beiden Städten floß, wie man von Süden aus der Weite her sogleich an dem eigentümlichen Einschnitt des dort thorartig verschmälerten Thales vermutet, in vorgeschichtlicher Zeit der Rhein oder ein Arm desselben an der Ostseite des Kaiserstuhles, sodaß dieser damals eine Berginsel bildete. Noch deutlicher erkennt man dies alte Flußbett zwischen ihm und seinen ihn im Osten und Süden begleitenden Vorhügelketten, der „March“ und dem „Tuniberg“. Der steile Westrand des letzteren besonders giebt sich klar als ein altes abgespültes Ufer kund, und der fremdartig klingende Name

desselben ist nichts als eine erst seit kaum einem Jahrhundert entstandene sinnlose Verderbnis aus „Dunberg, Dünberg“, der alten Rheindüne.

Unzweifelhaft sah der Kaiserstuhl um seinen Fuß die erste Menschenansiedlung im Oberrheinthal. Dieses selbst war unter dem Schwarzwald gleich ihm dicht mit undurchdringlichem Walde bedeckt, nur wo die Gewalt des mächtigen Stromes bei Hochfluten auf weiten Strecken die Bäume fortgerissen und, wieder absinkend, Geröll und Sand zurückgelassen hatte, fanden sich sonnige, freie Lichtungen. So gelangten die ersten Wanderscharen Asiens, an dem Fluß auf dem von ihm gebahnten Wege entlang ziehend, hierher; ob von Norden oder Süden, läßt sich nicht entscheiden, doch gewiß nicht aus Osten über den Schwarzwald und durch seinen breiten Waldgürtel der Ebene. Vielleicht auch kamen die frühesten Eindringlinge in die Wildnis nicht zu Fuß, sondern in den ersten Böten der Menschheit, in ausgehöhlten Baumstämmen daher und ließen sich um den Felsen von Breisach nieder.

Denn das scheint der älteste Besiedlungspunkt der Gegend gewesen zu sein, wie auch schon seine Art und Lage es von vornherein vermuten läßt. Ob die Kelten die ersten waren, oder auch sie schon Vorgänger besaßen, weiß niemand, doch jedenfalls hausten die ersteren schon jahrhundertelang vor unserer Zeitrechnung dort, nach Dio Cassius: „Antiquitus populi, qui ex utraque parte Rheni habitabant, Celtae uno nomine vocati sunt.“ Sie hinterließen hauptsächlich bei Ihringen am Südfluß des Kaiserstuhls, bei Gündlingen und Gottenheim am Tuniberg Gräber oder, wie diese noch jetzt vom Volk mit keltischem Namensursprung benannt werden, „Löhbücke“, Bronzewaffen und Schmuckwerke enthaltend, sowie Ringwälle und Trichtergräben (Mardelles). Wahrscheinlich erbauten sie sich auch hier schon burgartig feste Wohnsitze und Ortschaften; sie waren keine „Wilden“ mehr, nach Diodor „hatte schon Herkules, als er aus

Iberien zurückkehrte, die Kelten ihrer rohen Sitten entwöhnt." Die Römer hießen nachher die letzteren „Gallier", doch fügt Cäsar hinzu: „Ipsorum lingua Celtae appellantur."

Die weitere geschichtliche Völkerentwicklung am Oberrhein ist im „Schwarzwald" S. 47 ff. dargestellt, und hier geht uns nur an, daß im „Itinerarium" (einer „Reisekarte") des Kaisers Antoninus (86—161) zuerst und zweimal der „Mons Brisiacus" auftaucht und zwar unverkennbar als jenseits des Rheins im heutigen Elsaß belegen. Der letztere änderte sowohl sein Hauptbett als das seiner Nebenarme noch in historischer Zeit zu häufigen Malen, sodaß der Breisacher Berg oft völlig von ihm umflossen als Insel erscheint, bis mit dem 14. Jahrhundert sein Verbleiben auf der östlichen Seite eintritt; doch ward er sogar im Jahre 1778 noch einmal wieder bei einer Hochflut mehrere Tage hindurch ganz von Wasser umschlossen. Der Berg ist ein kleiner, letzter südwestlicher Felsausläufer des Kaiserstuhls, indes ohne Zusammenhang mit diesem, vielmehr fast eine Stunde breit von ihm durch die Niederung der „faulen Waag" abgetrennt; die Erhebung des schmalen, lang von Norden gegen Süden gestreckten Felsrückens über den Wasserspiegel des westlich hart unter ihm vorbeifließenden Rheines beträgt ungefähr 30 m. Auf dieser steilen, vielfach senkrecht abstürzenden Höhe legte aller Wahrscheinlichkeit nach Nero Claudius Drusus (38—9 v. Chr.), der Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius und Erbauer zahlreicher Römerkastelle am Rhein, die Festung Brisiacum an. Über die Bedeutung des Namens, der später auch dem bis ins 6. Jahrhundert Neomagia (nach dem Fluß des Münsterthals) benannten „Breisgau" (Pagus Brisiacus) seine Benennung gab, haben wir schon früher gesprochen. Die Endung ist von den Römern einem keltischen Brisiac (vermutlich aus brisin, brechen, und ac, Wasser zusammengesetzt, dem „Einbruch des Wassers" oder der Stelle, wo das Wasser sich — am Felsen — gebrochen)

hinzugefügt. Breisach blieb im Besitz der Römer oft, von Kaisern derselben besucht, bis das Dekumatenland am Ende des 4. Jahrhunderts dem Andrang der Sueven-Alemannen völlig erlag, welche ein Jahrhundert lang bis zu ihrer Besiegung durch die Franken bei Zülpich (496) die, wie es scheint, nicht von ihnen zerstörte Felsenstadt bewohnten. Dann legt sich langes Dunkel über die Weiterdauer derselben, und nicht die Geschichte, sondern die Sage spricht von dem königlichen Geschlecht der „Harlungen", dessen Burg auf dem Südausläufer des Breisacher Felsens, dem heutigen „Eckardtsberge" gestanden. König Harlung, der jüngste der „Amelungen", herrscht im Breisgau von seinem Schloß aus, wohin Kaiser Ermenrich von Rom einen Reichstag entbietet, zu dem er mit Dietrich von Bern und auch dem Hunnenkönig Attila anreitet. Doch der falsche Sibich, des Königs Ratgeber, plant die Vernichtung des ganzen Geschlechtes der Amelungen, bereitet Harlung den Untergang und danach auch den beiden Söhnen desselben, die ihr Behüter, der greise Eckart, vergeblich zu schützen sucht. Sie verlassen gegen seine Warnung ihre sichere Burg, werden überfallen und auf Befehl ihres Oheims Ermenrich an Bäumen gehenkt. Ein wilder Kampf entspinnt sich danach, in welchem der Kaiser Breisach verbrennt und auch Eckart, nachdem er Wunder der Tapferkeit vollbracht, zuletzt fällt. Doch sein Geist verbleibt als der „treue Eckart" an der Stätte; der Berg, der seinen Namen trägt, birgt im Innern einen Tempel der Venus, und warnend steht er als Schatten am Eingang zu diesem, um die Verlockten vom Hineintreten abzuhalten.

Das ist die Sage von den Harlungen, eine der ältesten des deutschen Volkes und dementsprechend auch an der ältesten Wohnstätte in Deutschland haftend. Die Geschichte dagegen redet von Breisach („Brisache") erst wieder im 10. Jahrhundert bei einer Eroberung der Burgveste durch Kaiser Otto I. (939); die Verteidiger

derselben, der Frankenherzog Eberhard und Giselbert, Herzog von Lothringen, verfielen dem Untergang, der erstere in der Schlacht, der andere flüchtete auf ein Schiff, das im Rhein versank. Nun erscheint Breisach als die vielbevorzugte „Stadt" der Kaiser, Heinrichs II., Ottos IV., Heinrichs VI., Friedrichs II., der sie 1215 mit Mauern umgeben ließ. Sie hielt treu zu den Staufen, bis sie nach dem Niedergang derselben 1275 der neuen Kaisersonne Rudolph von Habsburg huldigte und 1330 durch den Kaiser Ludwig von Baiern an Österreich verpfändet wurde.

Inzwischen war unmittelbar neben Breisach ein mächtiges Dynastengeschlecht „Derer von Üsenburg" aufgewachsen, deren Stammburg hart unter dem nördlichen Ende des Bergrückens auf einem Felsen am Rhein lag. Diese „Üsenburg" ist — man weiß nicht wann — frühzeitig spurlos verschwunden, doch nicht sie allein, sondern auch die Felsklippe, auf der sie sich erhoben. Keine Nachricht spricht, ob der Rhein das Schloß unterwühlt hat, oder ob es „als stäter Schlupfwinkel der Rebellen gegen Gott und den Kaiser" zerstört worden; eine Sage berichtet, dies sei von den Breisachern geschehen, welche dafür zum Ersatz den Üsenbergern die (im Bauernkriege zertrümmerte) Burg Höhingen hätten wieder erbauen müssen, deren geringe Reste noch auf einer steilhohen Kaiserstuhlkuppe bei dem Dorf Achkarren sichtbar sind. Der Fels, auf dem die alte Üsenburg gestanden, ist noch auf einem die Belagerung Breisachs 1638 darstellenden Bilde, mit Geschütz bedeckt, vorhanden, am Ausgang des 17. Jahrhunderts, bei der Anlage von Festungswerken durch Sprengung verschwunden.

Die Üsenburger, zumeist den Namen „Hesso" und einen blauen Lerchenflügel auf weißem Feld im Wappen führend, wuchsen vom 9.—14. Jahrhundert zu gewaltigem Ansehn im Breisgau auf, in dem sie eine weitumfassende Herrschaft an sich brachten, zu welcher der größte Teil des Kaiserstuhls gehörte; auch das Schultheißenamt von

Breisach gelangte eine Zeit hindurch an sie. In den zahllosen Kämpfen und Fehden zwischen den Städten und Herren am Oberrhein, besonders in dem sogenannten „Kaiserstühler Kriege“ (1321/22) spielten sie, als stätige Gegner Freiburgs, eine Hauptrolle. Doch bald nach jenem begann ihr Niedergang, 1325 nahm ein Junker Friedrich von Üsenburg Solddienst bei Freiburg, und 1371 erlosch das stolze, hochfahrende Geschlecht mit einem „Hesso“, wie es geschichtlich zuerst mit einem solchen begonnen. Seine Tochter, die letzte ihres Stammes, war jene Agatha von Üsenburg, von der wir mitgeteilt, daß sie als letzte Äbtissin des Nonnenklosters zu Waldkirch 1434 „in bitterlicher Armut“ starb.

Wir wenden uns zur Stadt und Burgveste **Breisach** zurück, welche 1469 mit den „österreichischen Vorlanden“ an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verpfändet wurde und von diesem „Peter von Hagenbach“ (vom Schloß Hagenbach bei Altkirch im Sundgau) als Statthalter erhielt. Dieser übte tyrannischste Bedrückung an der Bevölkerung aus, weckte besonderen Grimm durch Steuerauflage eines „Weinpfennigs“, in Folge dessen er vier Bürgern Breisachs die Köpfe abschlagen und sie unbeerdigt auf der Straße liegen ließ, und brachte schließlich durch Gewaltthat an einer schönen, ehrbaren Bürgerstochter die Stadt zum Aufstand. Er ward überwältigt, in den Turm des „Windbruchthors“, noch „Hagenbachturm“ genannt, geworfen und, nachdem er gefoltert worden, von einem durch den Erzherzog Sigismund gebildeten Gericht von Schweizern und Rheinländern 1474 zum Tode verurteilt. Die Enthauptung fand sogleich nach dem Spruch nachts bei Fackellicht vor dem „Kupferthor“ (Norderthor) durch den Scharfrichter von Kolmar, ein unansehnliches Männchen, „mit Meisterschaft“ statt. „Do fuort er je biß über die Rinbrück mit schouben und torstchen (Fackeln) mit nachfuolgen großen menig des volckes, zu roß und zu fueß und schluog im sin houpt ab.“

„Also schied Peter von Hagenbach
zu Breisach in der stadt,
Gott der seelen send
Fried und gut gemach“,

sagt eine bald über ihn, wahrscheinlich von dem damaligen Breisacher Stadtschultheiß Stähelin verfaßte, mit Abbildungen geschmückte Reimchronik. Die Kinder auf der Straße aber sangen:

„Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen;
Deß sollen wir froh sein,
Sigmund soll unser Trost sein.
Kyrie eleison!“

Er ging mutig in den Tod und sprach als Letztes: „Mich dauert nicht mein Leben, sondern das von manchem, der um meinetwillen sterben wird; denn Herzog Karl wird dies schrecklich rächen.“ Das gedachte namenlose Wut des Letztern beim Eintreffen der Kunde in der That zu vollbringen, und die Hinrichtung seines Landvogts in Breisach ward so der Anlaß zum Untergang Karls des Kühnen in seinem Rachekriege gegen die Schweizer.

Der Bauernkrieg prallte ohnmächtig von dem Felsen Breisachs ab, und „der Schlüssel Deutschlands und des heiligen römischen Reiches Ruhekissen“ sah ein Jahrhundert lang verhältnismäßig ruhige Tage, bis im Jahre 1638 das erste große Verhängnis über die Stadt hereinbrach. Länger als ein Jahr hielt Bernhard von Weimar mit einem Belagerungsheer die unerstürmbare, durch den österreichischen Kommandanten Johann Heinrich von Reinach bis zum äußersten verteidigte Festung umschlossen und erzwang die Übergabe zuletzt nur durch den völligsten Nahrungsmangel der Besatzung. Eine der grausigsten Tragödien der Menschengeschichte spielte sich während dieser Zeit auf dem Felsenrücken Breisachs ab. Als dies am 19. Dezember 1638 kapitulierte, waren

droben über 2000 Menschen am Hunger gestorben, man hatte monatelang zur Stillung desselben Häute zerschnitten, Kalk von den Wänden gekratzt, Leichen aus den Gräbern geholt, Kinder und Schwächlinge geraubt, geschlachtet und gegessen. Männer hatten ihre Frauen, Mütter ihre Kinder zu dem gleichen Zweck getötet; die ganze Geschichte der Menschheit kennt nicht Entsetzensvolleres, als der heut so friedlich daliegende Felsen damals gesehen. Die abziehende Besatzung von 400 Mann vermochte kaum an dem Sieger vorüber zu schwanken, viele stürzten tot zu Boden, einige hielten noch Menschenfleisch zum Verzehren in den Händen. Tiefste Empörung schüttete Bernhard von Weimar auf den Generalfeldzeugmeister von Reinach über das von ihm ungeahnte namenlose Elend aus, das dieser durch eine tierische Halsstarrigkeit über die Stadt und ihre Bewohner verhängt.

Nach dem kurz darauf erfolgten Tode Bernhards kam Breisach durch schimpflichste Käuflichkeit des von jenem zum Festungskommandanten eingesetzten Generalmajors von Erlach in die Hände Frankreichs, welches solchen Wert auf diesen Gewinn legte, daß der Kardinal Richelieu seinem berüchtigten Agenten und diplomatischen Unterhändler „Pater Joseph" (Joseph Leclerc du Tremblay), der im Sterben lag, durch den Zuruf: „Courage! Courage, père Joseph! Nous avons Brisach!" noch ein Lächeln um den Mund gelockt haben soll. Nun verblieb Breisach französisch bis zum Ryswicker Frieden (1697), der es als „Vaubansche Festung" an Österreich zurückgab, von jetzt an zur Unterscheidung von der durch Ludwig XIV. gegenüber im Elsaß angelegten Festung Neubreisach „Altbreisach" genannt. Im Jahre 1703 eroberten die Franzosen dieses jedoch abermals und behielten es wiederum bis zum Rastatter Frieden 1714. In völlig unfaßbar sinnloser Weise ließ die „Allerdurchlauchtigste und Großmächtigste Fürstin und Frau" Maria Theresia 1744 die Festungswerke schleifen

und den alten Burgturm, der mehr als einem halben Jahrtausend getrotzt, niederreißen, „weil man den Franzosen keinen Platz lassen dürfe, wo sie sich festsetzen könnten.“ Bald darauf hauste der berüchtigte Pandurenführer von Trenck mit seiner wilden Schar als Guerillakriegführer gegen Frankreich in der Stadt.

Wir haben in unserer historischen Übersicht (siehe „Schwarzwald“ S. 67) ausführlich den Untergang der Bergstadt durch die Beschießung vom Fort Mortier aus im Jahre 1793 und den dadurch entstandenen heutigen Anblick auf dem Felsenrücken — den eines deutschen Pompejis — geschildert. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigen Bilder die Stadt in stolzestem Ansehen auf die steile Höhe hin- und von dieser an den Rhein herabgelagert, überkrönt von den Doppeltürmen des Münsters am Südrande, dem mächtigen Schloßturm am Nordrande, wo heut das „Tulla-Denkmal“ steht, und hohem Turm des „Radbrunnens“ in der Mitte. Zwischen diesen hoben sich außerdem noch zahlreiche kleinere Türme von Augustiner-, Kapuziner- und Barfüßerklöstern, sowie diejenigen von vier Thoren nach den vier Himmelsrichtungen am Fuß des Berges auf. Der „Eckardtsberg“ zeigt sich mit einer Kapelle bedeckt, und die Einsattlung zwischen ihm und dem Münster, heut von der eigentlichen Stadt Altbreisach ausgefüllt, enthält eine kleine, turmüberragte „Vorstadt“.

Altbreisach hat jetzt 3500 Einwohner, darunter sind 500 Juden. Den interessantesten erhaltenen Bau der Felsenstadt bildet das alte, bis vor kurzem noch zum Teil mit Gesträuch überwucherte, grau seltsam anblickende, jetzt leider kunstgerecht und „herrlich“ außen und innen restaurierte Münster. Außer den beiden Haupttürmen besitzt dieses noch mehrere höchst eigentümliche kleine Seitentürme und stellt ein absonderliches Gemisch byzantinischen und gotischen Stils dar. Wann seine Erbauung begonnen, ist nicht zu erforschen, vermutlich reicht sie ins vorige Jahrtausend zurück; die Vergrößerung und

Erweiterung zur jetzigen Gestalt fand der Hauptsache nach 1473—1494 statt. Der Hochaltar mit seinem Hans Liefrink zugeschriebenen Bildschnitzwerke, gebildet nach einem Goethe'schen Wort:

„mit leichter Hand und so verständig,
als würde Geschnitzeltes wieder lebendig",

entstammt, wie eine Zahl auf dem Psalterbuch eines Engels kundgiebt, dem Jahr 1526. Der Künstler schuf damit zugleich ein zum Wahrzeichen Breisachs gewordenes Kuriosum, „einen Altar, höher als die Kirche," indem er den mittleren, höchsten turmartigen Aufsatz desselben sich an der Spitze umbiegen ließ, einer Sagenerzählung nach, um sich durch dies Kunststück ein Mädchen der Stadt zur Frau zu gewinnen, das ihr Vater ihm verweigerte, wenn er nicht einen Altar, „höher als die Kirche" zu bauen im stande sei. Höchst drollig war bis vor kurzem an der Westseite des Münsters eine umfangreiche plastische Gethsemane-Verbildlichung, wo Petrus in Lebensgröße mit käseweißem Gesicht saß, als ob es ihm „steinübel" sei; bei der neuerdings ausgeführten Renovierung, einer sogenannten „schönheitlichen Wiederherstellung" des Dombaus ist auch der unbewußte Humor dieser alten Gruppe in die Rumpelkammer gewandert, nur ein Teil der Figuren zur sinnlosen Absperrung des eigenartigen Vorderportals verwendet. Eine Zeitlang vor ihrer Überführung nach Weimar war die Leiche Bernhards von Weimar in dem „Rosenkranzchor" des Münsters beigesetzt; unter den Bogen des eben erwähnten Portals, an der Südostseite, gewahrte man bei durchsichtiger Frühmorgen- oder Abendluft den Montblanc.

In der Mitte des Weges vom Münster zum Nordrande des Bergrückens liegt der interessante, schon 1300 erwähnte Radbrunnen, der, in den Felsen bis zum Rheinniveau hinunter getrieben, die Oberstadt vermittelst einer Radtretung mit Wasser versorgte. Der

seit 1793 zur Hälfte vernichtete Turm darüber war ursprünglich 180 Fuß hoch und trug eine große Goldkugel, deren Strahlenblitzungswinkel in der Sonne weit um Breisach den Hinüberblickenden als Uhr diente. Durch die Trümmerwelt mit ihren vereinzelt wieder aufgebauten Häusern nordwärts weiter gelangt man zu dem ehemaligen Standplatz der alten Burg. Keine Reste geben mehr Kunde von ihr, an ihrer Stelle erhebt sich, von Anlagen umschlossen, höchst gegensätzlich zu dem Charakter Altbreisachs und der von diesem erweckten Stimmung, ein 1874 errichteter Turm als Denkmal des „Bändigers des wilden Rheines, Johann Gottfried Tulla", der im Beginn unseres Jahrhunderts die verdienstvolle, Baden 12 Millionen Thaler kostende „Rheinkorrektion" durchführte. Von dem Platz umher bietet sich einer der schönsten Blicke auf die langen Ketten des Schwarzwaldes und der Vogesen, besonders auf den von hier aus sich in zahlreiche kleine Vorkuppen zergliedernden Kaiserstuhl mit dem höheren Kamm und seinen Waldgipfeln drüber. Grad nach Norden schimmert am Ende der „faulen Waag" das uralte Städtchen Burkheim auf und drüberhin die ruinenbedeckten Erhöhungen der „Sponeck" und „Limburg". Breit wallt drunten im Westen der Rhein vorüber, von einer Schiffbrücke, weiter aufwärts von einer mächtigen Eisenbahnbrücke überkreuzt.

Auch Sebastian Münster stand einst hier, als es noch anders umher aussah, und sagt: „In der Stadt Brisach ligt auch ein schloß das ist lang zerbrochen gewesen / und neuwlich wiederumb erbauwen / darinn steht fast ein wehrlicher und starcker thurn / den hat etwan Hertzog Berthold von Zäringen der 3 bauwen lassen / wie das anzeigen dise zwen nachfolgende verß / daran in einem stein gehauwen:

«Hanc dux Bertholdus portam struxisse notatur,
A quo pro fraude Burgundiae gens populatur.»

Seltsame Inschrift! Sie kündet, daß Herzog Berthold III. das „Burgundische Volk“ wegen Treu- und Rechtbruchs züchtigen gemußt, und ist vom Erdboden verschwunden. Aber sonderbar besitzt Altbreisach dafür drunten an seinem „Rheinthor“ noch eine andere lateinische Versinschrift Königs Ludwig XIV., des „Großen“ und „Gerechten“, wir setzen — zur besseren Gedächtnisbewahrung für jeden deutschen Leser — das schöne Distichon des königlichen Dichters in unserer Sprache hierher:

„Grenze den Galliern war ich, nun werd’ ich zum Thor und zur Brücke;
Schreiten die Gallier vor, giebt’s keine Grenzen für sie.“

Sollten diese „Gallier“ nicht sehr nah mit der „Burgundiae gens“ verwandt sein, „a duce Bertholdo pro fraude populata? Und war etwa das Jahr 1870 die späte, gewaltige Eposantwort auf das Distichon am Rheinthor zu Breisach?

Dieses ward 1655 durch den großen Befestigungskünstler Sebastian le prestre de Vauban an der Ostseite des Rheins als Ausgang über die damalige Brücke ins Elsaß erbaut, und bei niedrigem Wasserstande vermag man dasselbe von den Kieswerdern des Flusses her gut in Augenschein zu nehmen.

Wir haben lange (und doch verhältnismäßig nur kurz) bei der Vergangenheit und Gegenwart Altbreisachs verweilt, denn dieses kann durch sein geschichtliches wie landschaftliches Interesse ziemlich Anspruch auf die Hälfte des dem Kaiserstuhlgebiet zugemessenen Raumes erheben. Uns bleibt noch eine Anzahl bemerkenswerter Punkte des kleinen Gebirgs zu besuchen, und indem wir dies, uns von Breisach nach Norden wendend, rund umschreiten, treffen wir zunächst am Ende der „faulen Waag“ auf das stadtartig große Dorf Rothweil, ehemals einheitlich, doch später vielfacher Rheinüber-

schwemmungen halber, welche ein Zurückziehen aus der Ebene auf erhöhteren Boden ratsam machten, in „Nieder=“ und „Oberrothweil“ getrennt. Der alte Rebort erscheint als „Rottwilla“ unter den Vergabungen der ersten Habsburger an die von ihnen gegründeten Klöster Ottmarsheim (im Elsaß, Neuenburg gegenüber) und Muri (Schweiz), ebenso wie das Rothweil südlich im Gebirgsinnern benachbarte Achkarren (zuerst 1085 als „Ahtecarle, Hatcharl“ erwähnt), unverkennbar keltischen Namensursprung in sich bergend. Das Gleiche gilt von dem sich östlich nah an Oberrothweil anschließenden Bickensohl (1110 Bikkensola); wir erwähnen hier noch die anderen Nachbardörfer des ersteren im Kaiserstuhl: Oberbergen (992 Berga), Vogtsburg (972 Vockesberg) und Schelingen (erst im 14. Jahrhundert genannt). Die beiden letzteren liegen in tiefster Thaleinsenkung der Mitte des Gebirgs zwischen Totenkopf und Katharinenberg still=idyllisch, von hohen, völlig kahlen Mattenkuppen überragt. Wieder am Westrande des Kaiserstuhls, etwas nördlich von Rothweil, befindet sich Bischoffingen (1004 Piscofinga), an den letzten armen „Bettelherzog“ Reinhold von Urßlingen gemahnend, der durch Vermählung mit der letzten „Anna von Üsenberg“ (der Schwester Agathas) in den Besitz des Dorfes gekommen war, aber dies alsbald 1421 zur Schuldendeckung wieder verkaufen mußte.

Oberrothweil und Bischoffingen im Westen nah gegenüber lagert — fünf Minuten über das an der Wegkreuzung belegene Gasthaus zum Kreuz hinaus — an der Abflachung des Kaiserstuhls gegen den Rhein eine der kleinsten, 1897 668 Bewohner zählenden, sonderbarsten und interessantesten Städte Deutschlands, das uralte Burkheim. Kaum wohl giebt es in jenem noch einen weltentrückteren, traumhafter anblickenden Ort mit überraschenden Resten einer bedeutungsvolleren Vergangenheit; ein altes Thor führt auf einen Platz zu stattlichem Rathaus, das, von einigen altersgebrech=

lichen Häusern und von Dorfhütten umgeben, die „Stadt Burkheim“ darstellt. Sie wird schon 763 als Besitz des Klosters Ettenheimmünster genannt, und in ihrer Burg, deren noch sehr vollständig erhaltener — leider nur vermittelst Schlüssels und Begleitung zugänglicher — Mauerrest im Westen dicht an den Ort stößt, übernachtete einst Karl der Große, den Burkheimern dafür eine milde Gabe zur Ausbesserung ihrer schon damals halbverfallenen Stadtmauer hinterlassend. So berichtet wenigstens die Legende. Burkheim sah im langen Lauf seiner Tage viel wechselnde geistliche und weltliche Besitzer und bildete eine Herrschaft, welche „der Thalgang“ (des Kaiserstuhls) genannt wurde und die im Mittelthal des letzteren belegenen Dörfer umfaßte. Ihr interessantester Herr war seit 1560 der Burgvogt von Breisach, Freiherr von Hohen-Landsberg (im Elsaß), der durch viele Kriegsthaten in Deutschland, Frankreich und besonders gegen die Türken weitberühmte Feldhauptmann Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II. Lazarus Schwendi, 1525 auf dem Schloß Schwendi im Schwabenlande geboren. Ein seltener Geist seiner Zeit und naher Freund Maximilians, trachtete er eifrig danach, diesen zur Landesverweisung der Jesuiten und Ablegung des spanischen Wesens am Hofe zu bestimmen, redete und schrieb für religiöse Toleranz und Deutschtum, zog sich 1567 als Philosoph vom Kriegsdienst auf seine Besitzungen am Oberrhein zurück und starb 1583 zu Kirchhofen (bei Freiburg), wo er ein Spital für Arme und Heimatslose gestiftet hatte. Sein Angedenken in Burkheim verhinderte jedoch nicht, daß hier dreißig Jahre nach seinem Tode sieben Hexen zusammen verbrannt wurden, an welche noch die Bezeichnungen „Hexenturm“ und „Hexenplatz“ erinnern.

Von Burkheim, das im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden fast ganz in Asche gelegt ward, führen Wege durch eine der botanisch reichhaltigsten Gegenden Deutschlands, sowohl über den Bergrücken des nord-

westlichen Kaiserstuhl-Ausläufers, als unter diesem hin am Rhein entlang und weißen Kalkklippen vorüber, in einer kleinen Stunde nach der tiefeinsam über einem „Altwasser" des Rheins thronenden Ruine der Burg Sponeck. In ihrer Nähe (nach älteren Quellen bei der Insel Rheinau) ertrank 1281 bei einer Fahrt auf dem Strom Hartmann von Habsburg, der älteste Sohn Kaiser Rudolphs, doch war die — nur wenig umfangreiche — Burg selbst nie habsburgisches Besitztum. Sie scheint von ihren frühesten, sich nach ihr benennenden, im 14. Jahrhundert ausgestorbenen Inhabern als ein Raubnest zur Sperrung des Rheins angelegt worden zu sein, gehörte nachmals den Grafen von Pfirt und den Grafen von Württemberg als Erben derselben. Ein völlig verschwundenes Dorf lag neben ihr, und der Dreißigjährige Krieg fand auch sie selbst schon ziemlich in Verfall, sodaß die Schweden und Kaiserlichen, die sich wechselnd darin einnisteten, keine große Mühe mehr für die schließliche Zerstörung aufzuwenden brauchten. Jetzt befindet sich neben den Überresten eine vielbesuchte Wirtschaft.

Etwas ostwärts von der Sponeck liegt das in den ältesten Urkunden „Uechtigen" genannte Dorf Jechtingen, in dessen Kirche die Schweden einmal eine andächtige Versammlung von Männlein und Weiblein zusammt dem Pfarrer ihrer sämtlichen Kleidungsstücke, mit Einschluß der Hemden, beraubten, sodaß der gute Ort, wenigstens durch den Anblick seiner Bewohner, ein Weilchen an das Paradies erinnert haben muß. Dann folgt nördlich mit einer nach Markolsheim im Elsaß (Endstation einer Straßenbahn Straßburg-Markolsheim) führenden Schiffsbrücke, sehr alt, Sasbach (886 Sahspach), nicht mit dem gleichnamigen Turenne-Denkmal-Ort bei Achern zu verwechseln. Über ihm erhebt sich als letzter Nordostausläufer des Kaiserstuhls ein vereinzelter, ziemlich abgerundeter, ehemals als Insel vom Rhein umschlossener Berg, der von allen Bergen am Oberrhein

zu den meisten Untersuchungen Anlaß gegeben, weil er die Ruine der als Geburtsstätte Rudolfs von Habsburg ebensoviel angenommenen wie bestrittenen Limburg trägt. Die Trümmer derselben, auf halber Berghöhe gegen den Rhein belegen, sind noch sehr beträchtlich; von dem hohen, ein großes Viereck bildenden Mauerwerk der Hauptburg ziehen sich mannigfach abgestufte Vorwerksreste zum Fluß hinunter, hier wegen der Schroffheit des Felsberges unzugänglich, ein ziemliches Stück des Bergfrieds ist erhalten. Man sieht von dem Ganzen aus nur ins Elsaß hinüber, da der Bergrücken nach Osten den Blick in den Breisgau absperrt. So war die Burg offenbar ebenfalls zur Beherrschung der Rheinschiffahrt angelegt; sie giebt durch ihre Bauart keinen Anhalt über die Zeit ihrer Entstehung, wie alle aus dem Material des Kaiserstuhls hergestellten Burgen eines solchen entbehren.

Wir vermögen hier nicht näher auf die weitläufige geschichtliche Streitfrage einzugehen, deren Entscheidung sich jetzt dahin neigt, daß Rudolf von Habsburg nicht auf der Limburg geboren worden; die Annahme dieser Geburt geht im wesentlichen überall auf eine erste, unbegründete Behauptung des Dichters und Pegnitzschäferordensritters Siegmund von Birken in seinem „Spiegel der Ehre des Hauses Österreich" (1657) zurück. Der Ursprung der Habsburger, von der sagenhaften Überlieferung bis zu einem Herzog Ethiko von Alemannien im 7. Jahrhundert hinaufgeleitet, ist ein völlig dunkler, erst im 10. Jahrhundert treten sie beglaubigt und bald, besonders in der Schweiz, im Elsaß und Breisgau, doch auch in der Ortenau, auf der schwäbischen Alb, im Frick- und Kletgau reich begütert auf, um schon kurze Zeit nachher als Landgrafen im Oberelsaß zu erscheinen. Ob ihre Stammburg im Aargau oder in einer „Pfalz" in Ottmarsheim zu suchen, ist durchaus zweifelhaft, die Limburg war es jedenfalls nicht. Doch gehörte diese ihnen fraglos als „Stamm-

gut“ an, wie viele Kaiserstuhl- und Elsaß-Ortschaften um sie her (Sasbach, Niederrothweil, Achkarren — Markolsheim, Arzenheim, Bennweier, Ammerschweiher). Mit dem Tode Rudolphs II. (1233) trat eine Zerspaltung des Hauses in eine ältere und jüngere (Habsburg-Laufenburg) Linie ein; der schon 1239 auf einem Zuge nach Palästina gestorbene Stammherr der ersteren, Albrecht IV., der Weise zubenannt, (derjenige der jüngeren, Rudolph III. hieß „der Schweigsame“) war der Vater des 1218 geborenen, 1273 zum deutschen Kaiser erwählten „Grafen Rudolf von Habsburg“, des Begründers des österreichischen Kaiserhauses, über den der Bischof Heinrich von Basel beim Empfang der Nachricht seiner Erwählung in den Ruf ausbrach: „Herr Gott, sitz fest, sonst setzt dieser Rudolf sich auch auf Deinen Platz!“ Die Mutter des letzteren war Hedwig, eine Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg und Verwandte des Kaisers Friedrich II., der als Pathe bei der Taufe Rudolfs stand, von welchem in Bezug auf die Limburg nur erweisbar ist, daß er 1240 auf ihr eine Urkunde ausstellte.

Die Vorgeschichte der Burg, die oft Limberg, Linthberg auch Limper benannt wird, zeigt sie zuerst im Besitz der Zähringer, von denen Herzog Berthold I. auf ihr 1078 starb. Mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts gehörte sie jedenfalls schon den Habsburgern, denn 1215 führt Graf Albrecht IV. den Abt Werner von Ebersmünster als Gefangenen dorthin, doch am Ausgang des 13. Jahrhunderts erscheinen auch bereits Ritter von Bergheim als Herren der von Rudolph von Habsburg erkauften Burg, welche dieser schon vor seiner Kaiserwahl veräußert zu haben scheint; ein, wenn auch indirekter Beweis liegt wohl darin, daß sie nicht seine Geburtsstätte gebildet. Wann und durch wen die später viel ihre Besitzer wechselnde Limburg zerstört worden, ist völlig unbekannt, sicher nur, daß sie seit dem Dreißigjährigen Kriege als Ruine liegt.

Wir wenden uns von ihr ostwärts zum eigentlichen Kaiserstuhl nach Leiselheim (1324 Lützelenheim) und Königsschaffhausen zurück, das 995 als Scafhusen zuerst erwähnt, von 1326 an den Namen Königsschafhusen führt, zur Unterscheidung von Oberschaffhausen, vermutlich als Besitz des „Königs“ Rudolf so umgetauft. Ein kleines Thal zieht sich hier vom Nordrand des Gebirges in dieses nach Küchlinsbergen hinein, das schon als Eigentum der Gemahlin Karls des Dicken 862 erscheint, doch 1330 an das Freiburger Rittergeschlecht der „Küchli“ fallend, den Namen derselben mit annimmt; es rühmt sich, einen Hauptanführer des „Bundschuhs“, Valentin Ziller, zur Welt gebracht zu haben. Über einen Bergrücken hinüber ihm östlich benachbart liegt in einer erweiterten Lößschlucht unter Obstbäumen, veilchenumblüht, hoch von der Katharinenkapelle überthront, köstlich hingelagert das Dorf Amoltern, seinem Namen nach ein ältestes Keltennest, zunächst als Amolturun, Amoltera, dann 1110 als Amiltra auftretend — höchst ergötzlich bekannt durch den halbgelungenen Versuch seines Pfarrers Franz Xaver Ganter aus Küchlinsbergen und dessen weinseligen Freund den „minderen Bruder“ Pater Romuald aus Freiburg, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Dorfgemeinde zur Gütergemeinschaft zu bekehren — ein Bestreben, das schließlich an einer Erklärung der Regierung scheiterte, daß sie bei aller Hochachtung vor dieser frommen Absicht doch die Amolterer „als am wenigsten tauglich zu einer Gesellschaft betrachten müsse, welche Tugenden erfordere, wie sie die ersten Christen besessen“. Wer Lust hegt, sich über diese tragikomische, bis ins ferne Spanien absonderlich hineinspielende Historie näher zu unterrichten, der findet erfreuliche Auskunft in einem Büchlein „Die Heilgen von Amoltern“, das auf seinem Titelblatt den gleichen Urhebernamen wie dieses Buch trägt. Dasselbe wird ihn auch dringend ermahnen, den hoch und burg-

artig auf einem Lößabhang thronenden Pfarrhof aufzusuchen, diesen für einen der reizvollsten und liebenswürdigsten Flecke des Erdbodens erklären und gleichfalls die Begründung ausführlich und überzeugend beifügen, wodurch er solche Epitheta verdient.

Damit können wir uns hier jedoch nicht aufhalten, sondern schlagen von dem genannten Pfarrhof aus nordwärts über die Bergeshöhe einen der schönsten Wege des Kaiserstuhls und überhaupt am gesamten Oberrhein ein, um nachher von der freien, weiteste Aussicht bietenden Kuppe in eine tiefe Lößschlucht niedertauchend, in einer Stunde die schon lange mit ihren Türmen verheißungsvoll aus der Niederung aufblickende dritte uralte Kaiserstuhlstadt Endingen zu erreichen. Bischof Heddo von Straßburg vergabt schon 763 an das Kloster Ettenheimmünster Besitztum in „Andloinga"; spätere Urkunden benennen den Ort „Eindeingen" und haben damit zu dem Spaß Anlaß gegeben, seinen alten kelto-römischen Namen als aus „Ein Ding" entstanden abzuleiten, weil die Stadt aus zwei ursprünglich getrennten Teilen, einer Uesenbergischen Burg und einem Dorfe — Ober- und Nieder-Endingen — zusammengewachsen ist. Daß Karl der Dicke, mannigfacher Überlieferung zufolge, hier nach seiner Absetzung 888 gestorben sei, beruht auf einer Verwechslung Endingens mit Neudingen (Nidinga) beim Fürstenberg auf der Baar; nur seine Gemahlin Richardis verschenkte auch in Endingen für ihr Seelenheil Hab und Gut an das elsässische Nonnenkloster Andalahe (Andlau), dessen Äbtissin seitdem jährlich auf ihrem dortigen Dinghofe dem Malgericht mit ihrem Richterstabe vorsaß. Auf halbem Wege von der Stadt zum Gipfel der Katharinenkapelle liegen im Laubwald äußerst geringe Trümmer eines Schlosses „Koliberg" oder „Kohlenberg". welches ein Geschlecht ursprünglicher Herren „Koler von Endingen" vom Kloster Waldkirch zu Lehen trug. Sie gerieten jedoch in Zusammenstoß mit den mächtigen

und gewaltthätigen Uesenbergern, so daß von diesen ihre Burg zerstört ward. Dies geschah in dem blutigen „Kaiserstühler Krieg“ 1321/22, der seinen Ursprung daraus nahm, daß drei in der Stadt Neuenburg am Rhein seßhafte „Edle von Endingen“, darunter ein Ordensbruder Walter, von den Rittern Burkhart und Gebhart von Uesenberg auf Koliberg erschlagen wurden. Den Hauptsturm indeß erlebte Endingen 1367, als es ein Bündnis mit Freiburg gegen den Grafen des letzteren, Egeno abschloß, dessen Burg auf dem Schloßberg die Freiburger soeben zertrümmert hatten. Graf Egeno verband sich mit vielen andern großen Herren, auch den Uesenbergern, und nahm Endingen durch Überrumpelung ein. Dawider rüstete Freiburg mit Basel, Breisach und Neuenburg über 4000 Mann Kriegsvolk, um Endingen zu befreien; sein Heer ward aber am 18. Oktober 1367 vor den Thoren des letzteren von der weit an Zahl geringeren Macht des verbündeten Adels in derartiger Niederlage vernichtet, daß sich kaum der vierte Teil zu retten vermochte. Überall durch die sonst so stille Welt des Kaiserstuhls tobte die Verfolgung bis unter die Thore von Breisach; auf dem Kirchhof von Oberrothweil sollen allein 700 der Flüchtenden erschlagen sein. Von 1416—1424 war Endingen kurze Frist hindurch deutsche Reichsstadt und kam dann an Österreich, dem es schon vorher angehört, zurück; es führt indeß noch heut' den Lerchenflügel der Uesenberger mit im Wappen, welche vermutlich im 12. Jahrhundert durch Ummauerung die Stadt begründet. Diese sah noch oftmals wilden Kriegssturm um sich und in sich, ward im Dreißigjährigen Kriege bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen verwüstet. Wie dabei auch die Kapelle der vielfältigen heiligen Katharina für ziemliche Zeitdauer verschwand, haben wir bereits mitgeteilt und ebenso, daß 1751 auf dem „Judenbuck“ bei Endingen die letzte Hexe im Breisgau, die alte Emmerenz Schneidewied aus dem

Nachbardorf Wyhl (926 Wilo, dann Wiela, Wielor) verbrannt wurde. Der Judenbuck trug seinen Namen von der 1370 dort ausgeführten Verbrennung sämtlicher in Endingen seßhaften Juden, welche beschuldigt wurden, zwei „unschuldige Kinderlein" heimlich geschlachtet zu haben; Jahrhunderte hindurch durfte sich seitdem kein Jude mehr im Ort niederlassen.

Endingen ist ein interessant altertümliches Städtchen mit nicht ganz 3000 Bewohnern, das an seiner Süd- und Westseite noch Thore und Teile der alten Ringmauer und im Innern am ansteigenden Marktplatz eine Kornhalle in gotischem Stil, sowie ein stattliches Rathaus mit Glasgemälden aus dem 16. Jahrhundert und einer Sammlung mittelalterlichen Foltergeräts aufweist; auch ein alter „Thennenbacher Klosterhof" ist noch erhalten. Die Stadt liegt überaus freundlich, blumen- und rebenreich an einem Labyrinth von ihm ausgehender Lößwege unter der letzten Abflachung des Kaiserstuhls, gegen Norden schon frei in die Rheinebene hinausblickend. Die große Landstraße führt (von Breisach und Sasbach [Elsaß] her) von Endingen in drei Viertelstunden nach dem vierten und letzten Hauptort des Kaiserstuhls, dem Dorf Riegel, der Kenzingen gegenüber liegenden Station der Bahnlinie Offenburg-Freiburg.

Vermutlich treten wir hier wiederum auf keltische Niederlassung, denn, so deutsch der Name der Stadt klingt und obwohl sie durch ihre Lage in der That als ein „Riegel" der schmalen Pforte (dem vormaligen Rheinbett) zwischen Kaiserstuhl und Schwarzwald erscheinen könnte, so steht ihre Benennung damit doch außer Zusammenhang. Der Ort heißt urkundlich 763 „Rigola", und damit entfällt auch die Hypothese, daß sein Name aus „regalis" entstanden sei, denn erst um zwei Jahrhunderte später tritt Riegel als „Curtis regalis" (Königshof) in einer Vergabung Kaisers Otto I. an das Kloster Einsiedeln auf. Zwischen dem Abte des

letzteren und dem Herzog Berthold IV. von Zähringen entbrannte 1160 ein Zwist über die Erbauung einer Burg auf dem „Michaelsberg“, der sich unmittelbar über Riegel erhebenden letzten kleinen nördlichen Anhöhe des Kaiserstuhls; der Streit scheint zur Aufgabe eines festen Schlosses auf dem Berge geführt zu haben (obwohl dies auch bestritten wird und gefundene Mauerreste als Überbleibsel einer Burg erklärt werden) und ein solches dafür unten im Dorf aus dem alten Königshof hergestellt zu sein, das nach dem Erlöschen der Zähringer an die Uesenberger kam. Ein 1450 gestiftetes Dominikanerkloster ward, zu geringer Mittel halber, bald wieder aufgehoben. Riegel geriet in späterer Zeit in unglaubliche Zerteilung kleinster Besitzstücke elf verschiedenster Herren, welche im 18. Jahrhundert dahin führte, daß z. B. der Fürst Schwarzenberg $^{22}/_{42}$, das Kloster Ettenheimmünster $^{11}/_{42}$ und der Graf von Sickingen $^{9}/_{42}$ des Ortes besaßen.

Dieser, der eine große Töpferwerkstatt der Römer gewesen zu sein scheint, hat einen besonderen Reichtum an Funden aus ihrer Zeit ergeben: Urnen, Brennöfen, Thonlampen, Gefäße aus Siegelerde, Stempel, fast hundert Namen alter Töpfermeister, Münzen von Domitian bis Faustina I. (Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius, gest. 141), sowie einen höchst interessanten, in der Freiburger Altertumssammlung befindlichen Stempel eines römischen „medicus ocularius“. In der Nähe des Dorfes lag in alten Tagen, noch mutmaßlich als ein Vorort, ein völlig verschwundener Weiler „Riegolzwilarn“; das jetzige Riegel ist ein offen und frei, mehr ländlich anblickender Flecken mit 1500 Einwohnern, ohne viel andere Sehenswürdigkeit als den alten „Mönchshof“, das ehemalige Absteigequartier des Abtes von Ettenheimmünster und einen gleichfalls sehr alten steinernen Schöpfbrunnen nah am Zugang von der Bahn her. Im höchsten Maße des Besuches wert aber ist die im 15. Jahrhundert begründete

Michaelskapelle über Riegel, von deren Garten und besonders dem platten Dach aus das Auge einen der zauberhaftesten Rundsichten im ganzen Breisgau umfaßt. Die Kapelle steht auf einer nach Osten senkrecht, weithin weißschimmernd abfallenden Lößwand und nimmt die Stelle ein, wo sich in frühester Zeit ein Römerkastell befunden, dessen — durch Schatzgräber, wie fast alle Ruinen des Schwarzwaldes — zerstörte Überreste wahrscheinlich den Glauben an ein droben vorhanden gewesenes Schloß der Zähringer oder Uesenberger geweckt haben.

Riegel, dessen Bahnhof zwanzig Minuten nach Osten vom Ort entfernt ist, liegt an wiesen- und wasserreicher Niederung des Zusammenflusses der Dreisam, Glotter und Elz in den „Leopoldskanal", von denen sich aber ein Teil der letzteren wieder auf eignem Weg nordwärts nach Kenzingen hinüberwendet. Wir drehen uns gen Süden, um den Kaiserstuhl weiter an seiner Ost- und Südseite zu umkreisen. Mit einer Ausnahme begegnen uns hier nur mehr große Dorfschaften, doch meistens uralt: Bahlingen (763 Baldinga), das in seinem Rathauskeller einen amüsanten, aus Holz geschnitzten und angemalten, bacchusartigen Weinheiligen beherbergt, „Hoselips", dessen Verkauf in die Fremde und glückliche Wiedergewinnung vor wenigen Jahren das Dorf in hohe Aufregung versetzte; in der Nähe liegt das kleine, höchst primitive „Silberbrunnen"-Volksbad auf dem Gelände des Kaiserstuhls. Nur der drittehalbtausend Bewohner zählende Marktflecken Eichstetten, der, um eine Höhe gekrümmt, außerordentlich lang in einem engen Lößthal belegen, eine Burg der im 14. Jahrhundert erloschenen Ritter von „Eistat" oder „Einstat" besaß; ein dort an den Markgrafen Hasso von Hochberg vergabter „Widumhof" wird 1395 genannt. Weiter folgen Bözingen (846 Pazzinga) und lang, wie eine Häuserkaskade aus der Thalschlucht hervorgegossen, durch welche die Straße nach Rothweil-

Burkheim den Kaiserstuhl überkreuzt, Oberschaffhausen (Scafhusen). Über den beiden letzteren Orten erhebt sich der Mittelgipfel des Kaiserstuhlkammes, die Eichelspitze oder Eichspitze, mit Eichen- und Buchenwaldung bedeckt, und birgt auf oberster Höhe sehr geringes, epheuüberwachsenes Trümmer-Mauerwerk, wahrscheinlich den Überrest eines rätselhaften Klösterchens „St. Peter", das, im 14. und 15. Jahrhundert mehrfach als „Bruderhaus der münch uff dem Kayserstuel" erwähnt, auf einer der Höhen desselben gestanden haben muß. Doch nur Sagenüberlieferung im Volksmund redet noch eine merkwürdige Geschichte von hochfahrenden, sittenlosen, die Bauern umher hart mit Zehnten und Frohnlasten bedrückenden Klosterinsassen, welche schließlich am Kaiser Hochverrat geübt und den Sohn desselben an den Sultan der Muselmänner ausgeliefert hätten. Der letztere indes habe großmütig den jungen Prinzen zurückgesandt und der zornige Kaiser das Kloster verbrannt, sodaß die acht „Zwingherrn" darin in den Flammen umgekommen seien. Die Sage scheint aus einer volkstümlichen Lokalisierung der Aufhebung des Tempelherrenordens und Verbrennung vieler seiner Mitglieder (1313), als der Orden bei einem Kreuzzug Kaiser Friedrichs II. mit den Sarazenen verräterisch im Bunde gestanden, entsprungen zu sein.

Zwischen die bisher genannten, fast ausschließlich protestantischen Ortschaften hängt sich nun in schattenlos-heißester Lage am Südrand des Kaiserstuhls das katholische, ehemals dem Deutschherrenorden gehörige Wasenweiler als Station der Freiburg-Breisacher Bahn und Hauptrebenort des Gebirgs ein. Dann folgt gleichfalls als Station das große, 2800 Bewohner zählende, wiederum protestantische, doch auch stark israelitische Dorf Ihringen (962 Uringa, später Urengan, Uaringen), auf seinen gestaffelten Lößterrassen den berühmtesten Weinbau des Kaiserstuhls bietend. Hier

haben wir den letzteren, dessen sämtliche Orte wir mit Namen angeführt, voll umkreist, denn westwärts von der ältesten Keltenansiedlung Ihringen ragt uns als nächste Station wieder die älteste Römerniederlassung Altbreisach vom langgestreckten Felsenrücken entgegen, und um die Verbindung des Kaiserstuhls mit dem Schwarzwald zu schließen, bleibt uns nur noch ein kurzer Blick auf das Zwischenstück der beiden in der östlichen Einbuchtung der letzteren bei Freiburg.

In dieser Bucht der von großen „Mooswäldern" durchsetzten Ebene erheben sich zu nur geringer Höhe zwei langgestreckte, schmale Hügelketten, gleichfalls vulkanischen Ursprungs und mit hoher Lößschicht bedeckt, die March und der Tuniberg; zwischen ihnen und dem Kaiserstuhl, mit dem sie, wie auch unter sich, nicht in Zusammenhang stehen, ergoß sich in Vorzeiten der Rhein hindurch. Beide dienten als Stätten frühester Ansiedlung, wenigstens alemannischer. Die March — offenbar eine alte „Mark" — trug auf ihrem nördlichsten Rande eine verschwundene Burg der „Grafen von Nuenburc", unter der das heutige Dorf Nimburg entstand; etwas südlich davon auf der Höhe befinden sich die Überreste eines 1456 vom Markgrafen Karl von Baden-Durlach gegründeten, doch schon nach einem Jahrhundert wieder aufgehobenen Klosters „Obernimburg". Den Rand der Marchhöhe umgeben alte Orte: Holzhausen (808 Holzishusen), Hochdorf (814 Hohofdorof), Buchheim (788 Bocheim), Neuershausen (862 Niwirihishusen) mit einem „Ratzeturm" genannten Schloß. Die traurigste Berühmtheit hat das am Südende der March als Station der Freiburg-Breisacher Bahn belegene Dorf Hugstetten durch das große Eisenbahnunglück erlangt, das sich 1882 in seiner Nähe (am Ausgange des „Mooswaldes") zutrug. Alle diese Dörfer besitzen als heutige Adelslandsitze zum Teil sehr alte Schlösser; auch der Mooswald zwischen der March und der Bahnlinie Emmendingen-Freiburg

enthält in Lichtungen älteste Ortschaften: Runtha (993 Rutin), Theningen (972 Deninga), Vörstetten (933 Veristat), in dessen Nähe ein bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts genannter Weiler Dirmuntingen (Diramandingen) lag. Bei dem Ammonitendorf Lehen an seinem aus Juragestein bestehenden „Lehener Bergle" berühren wir den von uns schon aufgesuchten nächsten Umkreis der Stadt Freiburg. Durch den Mooswald uns ostwärts zurückwendend, gelangen wir über Umkirch (1139 Hunkilche), mit einem schön in großem, schattigem Park belegenen Schlosse, nach der Freiburg-Breisacher Eisenbahnstation Gottenheim (1085 Gotaheim, dann Goteneim) und damit an den obersten Nordrand des Tuniberges.

Dieser, den wir bereits als alten „Dunberg" erkannt haben, erstreckt sich, etwas höher als die March, einem sich nach Süden zu verbreiternden, schmalen, steilen Wald ähnlich, 10 km lang von Norden nach Süden, dient auf seiner Lößdecke, gleich dem Kaiserstuhl, besonders zum Rebbau und zur Spargelkultur und ist ebenfalls an seinen Rändern von zum Teil uralten Ortschaften umschlossen: Waltershofen (1236 Waltirshovin), Wippertskirch (1136 Wiprechtskilcha), von dem heut' nur ein Gehöft übrig geblieben, mit der nahen Ruine der „St. Nikolauskapelle" am Bergfuß. Die letztere scheint vormals mit dem benachbarten, schon in einer Urkunde Kaiser Heinrichs II. erscheinenden Opfingen (Opfingca) zusammengehangen und die alte Kirche desselben gebildet zu haben. Nur Thiengen (888 Tuginga, dann Togingua und Tuingen), ein Fundort römischer Altertümer, und endlich am Südende des Tuniberges wohl das älteste Dorf desselben, Munzingen (720 Muntinghova), bereits in einer Stiftung zur Zeit der Merowinger genannt, vormals Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechts, in unsern Tagen gleich sehr durch seine Spargelzucht wie durch seinen Ultramontanismus ausgezeichnet. Über dem Dorf erhebt sich

auf der letzten südlichen Vorwölbung des Tunibergs, aus allen Richtungen weither sichtbar, als ein stetiges Augenmerk der Gegend auch von den Höhen um Freiburg aus eine trotz der Frömmigkeit Munzingens mehr und mehr in Verfall geratende Kapelle, noch im vorigen Jahrhundert stets in den Akten „Ehrentraudiskapelle“, doch in diesem mit unauskundbarer Namensänderung Apolloniuskapelle genannt. Auf der kleinen, sonnenwarmen Kuppenlößfläche um sie her wohnt die prächtige Lacerta viridis zwischen einem Naturgarten von Veilchen, großen Anemonen, Pulsatillen und blauer Iris, und die Kapelle schließt den Kaiserstuhl-Tuniberg-Gebirgszug im Süden ab, wie die Michaeliskapelle ihn im Norden beginnt. Auch mit einer ähnlich-prächtigen, noch umfassenderen Rundsicht, die zunächst im Süden zwischen niedrigen Hügeln, deren einer über dem Dorf Thunsal ehemals die verschwundene Burg „Derer von Tonsol“ trug, eine Fülle weiterer uraltester Orte zeigt: das hochansteigende Biengen (770 Bihingen), zur Zeit Karls des Großen ein Stiftshof, der Mönche des Klosters Lorsch (Monasterium Laureacense) in der hessischen Provinz Starkenburg, Schlatt, erst im 12. Jahrhundert gelegentlich einer Schenkung „Adalberts von Slatha“ genannt, Wohnsitz Zähringer Dienstmannen mit einem vormaligen, 1220 gegründeten Mönchs- und zugleich Nonnenkloster vom Orden des „Heiligen Lazarus“ (Laprosenhaus), Mangen (786 Magingha), in dessen Nähe (auf dem alten Friedhofe im Nordosten) das 1150 im Rotelus Sanpetrinus erwähnte Birtfilinchilcha, Birlikirch, Bechtoldskirch stand, das wieder gegen den uns bekannten Umkreis Freiburgs nach Schallstadt hinübergrenzt.

Über Munzingen führte vor Anlage der Eisenbahn die Poststraße von Freiburg nach Breisach; wir wenden uns von ihm zur weit weniger bewohnten Westseite des Tunibergs, der hier an seinem südlichen Umbug älteste Funde aus der Steinzeit zu Tage fördern ließ.

Über seinem höchsten Aufstieg, dem „Schellenberg", liegt *Rimsingen* (993 Rimasinga) und westlich von diesem gegen den Rhein noch einsam eine Kapelle des verschwundenen, im 14. Jahrhundert durch die Snewelin zerstörten Dorfes *Grüningen*. Hier ward zuerst durch den Sohn eines „Dieterich von Rimsingen" im 10. Jahrhundert das bald nachher von seinem Stifter ins rauhe Möhlinthal verlegte Kloster St. Ulrich gegründet, die verbliebene „St. Jakobskapelle" von Gröningen — nach einer alten Chronik „amoenitate sua spectantium oculis grate arridens" — ist dadurch interessant, daß in ihr noch im vorigen Jahrhundert (bis 1759) mittelalterliche Einsiedler, Wald- und Gebetbrüder hausten, von denen einer, Antonius Meyer aus Löffingen von der Baar, wie sein Grabmal in der 1759 neu erbauten Kapelle angiebt, „althiesiger Ensiedler" 1716 von „zwei Irrgläubigen nach allmöglich erwisenen Gutthaten mit Beil- und Messerstichen, etwas Geld zu rauben, erbarmlich ist ermordet worden". Es ist eine mordsüchtige Gegend, denn weiter nördlich liegt am einsamen westlichen Tunibergrand das schon zweimal früher von uns genannte Dorf *Mördingen*, blutigen Angedenkens durch den Blumeggschen Totschlag des Abtes von St. Märgen. Es blickt über „das Ried", die breite Waldniederung des alten Rheinbettes zwischen Tuniberg und Kaiserstuhl gen Norden nach Wasenweiler-Ihringen und westlich über das weltentlegene Rieddorf *Gundlingen* (1113 Gundelingen) nach Altbreisach hinüber, und wir haben so bei diesem auch wieder unsern Rundweg um die östlichen Nachbarhügelketten des Kaiserstuhls geschlossen.



Register.

